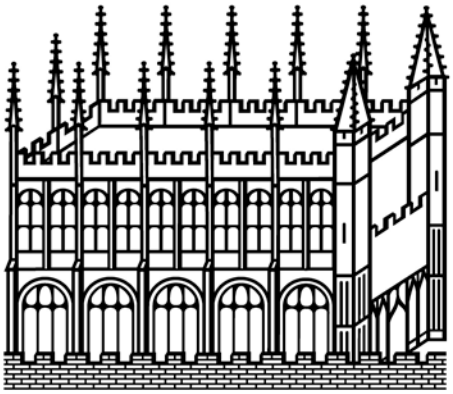


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Engelhorns
Roman-Bibliothek

Richard Voß

Tragödien der Zeit

Engelhorns Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker

Alle 14 Tage erscheint ein Band

Preis jedes Bandes 50 Pf. Elegant in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 Bände jährlich, Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 Pf.)

Über „E… he Corre-
spond… u werden
verdient! …en Bände
erschienen, …elt haben
über das … billigen
Preisen z… n Jahren
zurückblick… Familie,
wo die sol… noch so
klein angi… tierenden
roten Freu… un! Noch
gibt es hü… nromane
lieber gele… le giftige
Saat zu v… Kost der
„Engelhorn… rd, wenn
er erst kla…

Sämtlich… können
fortwähr… für den
broschiert… werden.

◆◆◆◆◆◆

**Wege… nd auf-
geführte… s Ver-
zeichnis**

TAYLOR INSTITUTION LIBRARY
University of Oxford
PRESENTED BY
from the Estate of Mr Kenneth Frank Smart, September 2000

Ein Echo. … on Wol-
Ein Dieb …
Hornun… Mond.
Lebensfrüh… er Vielé.
Erzähli…
Oertzen… Busse.

Das spanische Halsband. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Dornröschen. Von Georg Wasner.

Der Mann auf dem Bock. Von Harold Mac Grath. Aus dem Englischen.

Erlachhof. Von Ossip Schubin. 2 Bde.

Aus Sturm und Not. Von Jérome und Jean Tharaud. Aus d. französischen

Fanny Lambert. V… Stacpoole. Aus…

Der Emigrant. Vo… Aus dem Franz…

2 Bände.

Die Leuchter des Kaisers. Von Baroneß Orczy. Aus dem Englischen. (In Österreich verboten.)

Herz und Handwerk. Von Paul Bourget. Aus dem Französischen.

Carlotta. Von William J. Locke. Aus dem Englischen. 2 Bände.

… Von **Paul Oskar Höcker.**

Wirbel. Von **Elinor Glyn.**
… Englischen.

Georg **Wasner.** 2 Bände.

REPO… 5

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Der rote Kurs. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der alte Timm und seine Nachbarn. Von **Marie Diers.**

Hugo. Von **Arnold Bennett.** Aus dem Englischen.

Armer Henner . . . Von **Richard Skowronnek.** 2 Bände.

Der unreine Geist. Von **Semène Zemlak.** Aus dem Französischen.

Naturgewalten. Von **Helene Raff.**

Die jüngste Miß Mowbray. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bde.

Liebe Mädchen. Von **Käthe Sturmfels.** Drei Novellen.

Meeresgold. Von **George Bronson-Howard.** Aus dem Englischen.

Eva, wo bist du? Von **Fedor von Zobeltitz.** 2 Bände.

Was sich in dem Gasthaus begab. Von **Kate Douglas Wiggin u. a.** Aus dem Englischen.

Das goldene Schiff. Von **Paul Oskar Höcker.**

Daphne. Die Geschichte einer modernen Ehe. Von **Mrs. Humphry Ward.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Gräfin Polly. Von **Palle Rosenkrantz.** Aus dem Dänischen.

Romeo und Julia im Albanergebirge. Von **Richard Voß.**

Eine Energiekur. Von **Daniel Lesueur.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Das Hohelied des Lebens. Von **A. von Klinckowstroem.**

Montana. Von **Wm. Wallace Cook.** Aus dem Englischen.

Lena Küppers. Von **Carl Busse.** 2 Bde.

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Die Faust des Riesen. Von **Rudolph Stratz.** 2 Bände.

Das Paradies der Erde. Von **Ada von Gersdorff.**

Onkel William. Von **Jennette Lee.** Aus dem Englischen.

Der Kampf um den Mann. Von **Carry Brachvogel.** 2 Bände.

Der meergrüne Wandschirm. Von **Edgar Franklin.** Aus dem Englischen.

Vor den großen Mauern. Von **Katharina Zitelmann.**

Entgleist. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die Kleine. Von **André Lichtenberger.** Aus dem Französischen.

Paul Becks Gefangennahme. Von **M. McDonnell Bodkin.** Aus dem Engl.

Schweigen im Walde. Von **Richard Skowronnek.** 2 Bände.

Das Gespenst. Von **Arnold Bennett.** Aus dem Englischen.

Lichterfelderstraße Nr. 1. Von **Hanns von Zobeltitz.**

Die Primadonna. Von **F. Marion Crawford.** Aus dem Englischen. 2 Bde.

Einen tiefen Einblick in die in jedem Sinn dramatische Laufbahn eines gefeierten Opernsternes gewährt uns dieser Roman des berühmten amerikanischen Schriftstellers. Die spannende Handlung, das interessante Milieu und die geistreiche Schreibweise fesseln den Leser in höchstem Grade.

Angst und Emma und andere Geschichten. Von **Georg Hirschfeld.**

Zwei Gruppen bilden diese Novellen des so rasch berühmt gewordenen Verfassers. Von Liebenden erzählt die eine, Mann und Weib im Kampf und Jubel der ersten Frühlingsneigung; die andere zeigt eine Reihe von menschlichen Tragikomödien — Einzelerscheinungen, die uns wie gute Bekannte entgegenkommen.

Übertrumpft. Von **Samuel M. Gardenhire.** Aus dem Englischen.

Geistvolle Detektivgeschichten, die sich durch ihre originellen Motive und die außerordentlich spannende Durchführung auszeichnen. Eine amüsantere und anregendere Lektüre läßt sich kaum denken.

Lebende Bilder. Von **Paul Oskar Höcker.** 2 Bände.

Unter dem äußeren Glanz der Berliner Hoffestlichkeiten spielt sich das tragische Schicksal einer jungen Aristokratin in packenden „Lebenden Bildern" ab, deren Farbenreichtum und dramatische Steigerung die reife Künstlerschaft Höckers verrät.

Fatme. Von **Börge Janssen.** Aus dem Dänischen.

Dieser in Bosnien spielende Roman ist eine an spannenden Momenten reiche Schöpfung, die das Interesse des Lesers

durch die vortreffliche Schilderung des eigenartigen Milieus ebenso erregt, wie durch den Hauch von romantischer Poesie, der über dem Ganzen schwebt.

Die Geschichte einer wandernden Liebe. Von Marie Diers.

Die Hauptvorzüge der feinsinnigen Dichterin — tiefe Seelenkenntnis und eine biegsame, farbenreiche Sprache — treten uns in diesem an entzückenden Episoden überreichen Roman auf Schritt und Tritt entgegen. Die zahlreichen Freunde von Marie Diers werden diese außerordentlich anziehende Schöpfung mit Freuden begrüßen.

Mein Freund der Chauffeur. Von C. N. und A. M. Williamson. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Eine außerordentlich amüsante Liebes- und Automobilgeschichte, die uns von der Riviera über die italienischen Seen bis nach Dalmatien und Montenegro führt. Farbenprächtige Naturschilderungen und ein unwiderstehlicher Humor vereinigen sich zu einem Ganzen von wohltuender Frische.

Achtundzwanzigster Jahrgang

Hardy von Arnbergs Leidensgang. Von Ida Boy-Ed. 2 Bände.

Die gefeierte Erzählerin hat wieder mit glücklicher Hand einen Griff ins Volle getan. Den Dornenpfad eines zarten jungen Mädchens aus verarmtem Adel, das aus Not den aufreibenden Beruf einer Telephonistin ergriffen hat und sich mit heldenhafter Tapferkeit durch das grausame Schicksal getäuschter Liebe zu Glück und Frieden hindurchkämpft: diesen ergreifenden Stoff hat Ida Boy-Ed mit all ihrem Reichtum an Beobachtung, Geist und Kunst zu einem Lebensbilde von fesselnder Wirkung ausgestaltet.

Der Fall von Millbank. Von G. D. Eldridge. Aus dem Englischen.

In überaus packender Weise geht diese Erzählung der Aufklärung eines geheimnisvollen Verbrechens nach. Psychologische Vertiefung und verfeinerte Schreibweise erheben den Roman weit über das Niveau der gewöhnlichen Kriminalgeschichte.

Kismet. Von Severin Lieblein. Aus dem Norwegischen.

Vertreter der drei größten Nationen Europas werden in diesem ebenso originellen wie unterhaltsamen Roman, der in Marokko spielt, in treffender humoristischer Weise einander gegenübergestellt. Die ausgezeichnete Schilderung des seit Jahren im Vordergrund des Interesses stehenden Landes verrät den scharfen Beobachter und fesselt das Interesse des Lesers in hohem Grade.

Die schöne Melusine. Von Viktor v. Kohlenegg. 2 Bände.

Dieser hochbedeutsame Roman ist ein hinreißendes Werk der Menschenschilderung vor dem Hintergrunde des meisterhaft gezeichneten Berlin vom Jahre 1890. Mit innerstem seelischem und geistigem Gespanntsein wird der Leser die Lebensgänge aller dieser feinen, klugen, leidenschaftlichen und humorigen Menschen verfolgen.

Die Schatzinsel. Von L. J. Vance. Aus dem Englischen.

Die Lektüre dieses brillant geschriebenen Abenteuerromans, der sich durch eine atemlos spannende, von prächtigen Naturschilderungen umspielte Handlung auszeichnet, wird jedem einige unterhaltende und erfrischende Stunden bereiten. Die phantasievolle Erzählung spielt an den Ufern des Golfes von Mexiko.

Komödianten. Von Carry Brachvogel.

„Wir alle brauchen ein wenig Komödiantentum, ein bißchen Spiel vor uns und mit uns, um die Nüchternheiten des Daseins zu ertragen und die Erlebnisse zum Begebnis zu steigern." Dieser Gedanke ist das Leitmotiv des vorliegenden Bandes, in dem die Verfasserin ihrer überlegenen Menschenkenntnis und Beobachtungsgabe in einer überaus fesselnden, durch köstliche Satire belebten Darstellung Ausdruck verleiht.

Die stolze Katharina. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

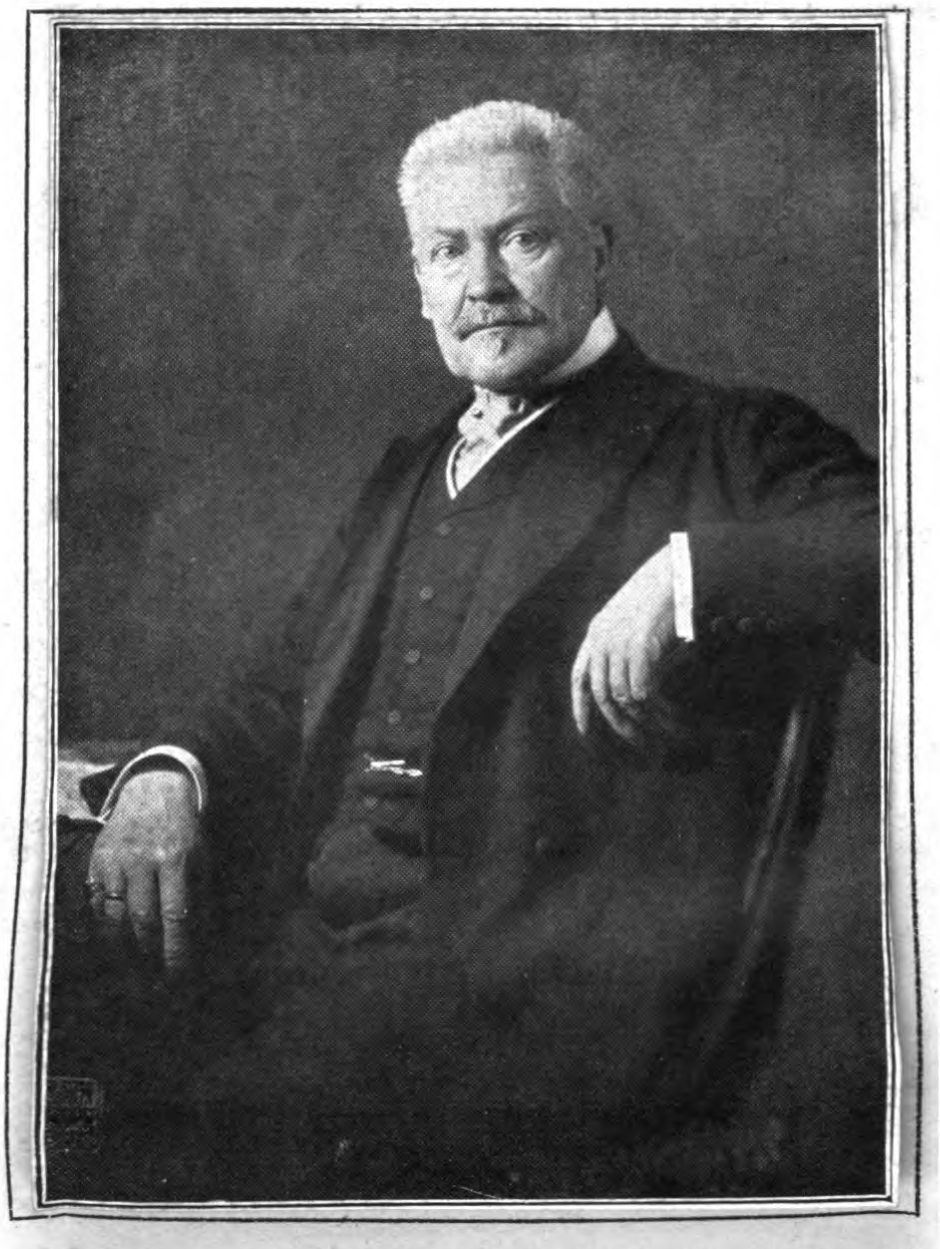
Besonders die Nebenfiguren sind es, die in diesem schicksalschweren Roman eines jungen Mädchens durch ihre überraschend lebenswahre Zeichnung von neuem die unerschöpfliche Fülle von Mrs. Crokers Erfindung, ihre tiefe Kenntnis von Land und Leuten und ihren echt anglikanischen Humor in strahlendem Licht erscheinen lassen.

Die verschwundene Frau. Von Max Dürr.

Eine originelle Erzählung voll drolligster Verwicklungen, bei aller Harmlosigkeit von Anfang bis zu Ende spannend geschrieben und außerordentlich unterhaltend. Mit gutmütiger Satire wird die gestrenge Obrigkeit eines kleinen Städtchens verspottet, die sich in der Entdeckung und Verfolgung eines vermeintlichen Mords einen köstlichen Schwabenstreich leistet.

Tragödien der Zeit

Engelhorns Romanbibliothek
29. Jahrgang :: Band 21/22



Richard Voss

Nach einer Aufnahme von Erwin Raupp-Berlin

Tragödien der Zeit

Roman in drei Teilen von

Richard Voß

„Arbeiten, nicht verzweifeln!“
Carlyle

Stuttgart 1913
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Alle Rechte, namentlich das Überſetzungsrecht, vorbehalten
Copyright 1913 by J. Engelhorns Nachf.

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart

Dr. Leonhard Seif

seinem Freunde, Arzte und Helfer

in Dankbarkeit
zugeeignet

Erſter Teil

Buch des Erklingens

Erſtes Kapitel

Des ferneren habe ich einer chriſtlichen Gemeinde am heutigen heiligen Palmſonntage die Mitteilung zu machen, daß dem wohlgeborenen Geiſtlichen dieſer Kirche, dem Paſtor Emanuel Baumert zu Dorf Trebra, von ſeiner Ehefrau Chriſtiane am geſtrigen Tage ein Sohn geboren ward. Laſſet uns für Mutter und Kind beten."

Die Stimme Paſtor Emanuel Baumerts zitterte bei dieſer Ankündigung, während der es in der kleinen, altertümlichen Thüringer Dorfkirche ſo ſtill war wie während des Segens. Wußte doch jedermann in der Gemeinde: Dieſer den Paſtorseheleuten geborene Sohn war ein ſeit fünfzehn kinderloſen Jahren heiß erflehtes Himmelsgeſchenk, und die nicht mehr jugendliche Wöchnerin lag nach ſchweren Wehen in heftigem Fieber.

Trotzdem hielt der geiſtliche Herr ſeine Predigt keine Minute kürzer als gewöhnlich; und niemals war ſie ſo voll unerſchütterlichen Glaubens geweſen, daß unſer Gott eine feſte Burg ſei. Am Schluß brach der aufrechte Mann unter der Laſt des Glückes über ſeinen ihm geborenen Sohn — unter der Qual, der Angſt um das Leben ſeiner Frau denn doch faſt zuſammen. Aber nur das leiſe Beben der Stimme verriet ſeine menſchliche Schwäche.

Nun konnte er hinſinken auf ſeine Kniee. Er konnte ſein Geſicht mit beiden Händen bedecken, konnte ein Schluchzen erſticken und beten. Sein ganzes Gebet beſtand jedoch in dem Ausruf ſeiner Seele: „Meine Frau, mein Sohn!"

Und immer wieder dasſelbe: „Meine Frau, mein Sohn!"

Auch die bäuerliche Gemeinde betete mit ihrem guten Hirten; und ſie tat es dieſes Mal mit weniger ſtumpfen Sinnen als ſonſt. In die Scheu, die ihr ſtrenggläubiger und oft ganz zornig eifernder Seelſorger den Leuten einflößte,

TAYLOR IN
OXF

miſchte ſich heute eine neue Empfindung, durch die zitternde Stimme des ſonſt ſo ſtarken Mannes verurſacht. Ein Gefühl war's gleich Mitleid.

Während der Paſtor die beiden Namen wie ein an Gottes Herzen rüttelndes Gebet zum Himmel emporrief, erlebte er ein ganzes Menſchenſchickſal: Vergangenheit, Gegenwart — Zukunft. Ihm war in dieſen Augenblicken zumut, als habe er alle Leiden ſeines Lebens nur erfahren, um durch ſolche Läuterung gewürdigt zu ſein, der Vater ſeines Sohnes zu werden: dieſes dem Himmel in heftigem Kampf abgerungenen Sohnes; als ſei er nur würdig, weiter dem Herrn zu dienen, wenn er den Knaben in ſeinem Geiſt erzog.

Ein Knabe mußte es ſein! Denn in der neuen Zeit, die über die chriſtliche Menſchheit einer Sturmflut gleich hereinbrach, mußte der Gottesmann ſeinem Gott einen neuen Streiter darbringen: einen um vieles mächtigeren, als welchen er, der ein kleiner Dorfgeiſtlicher geblieben war, ſich ſelbſt fühlte. Hatte doch ſein Gebet während der fünfzehn ungeſegneten Ehejahre am Morgen und Abend gelautet: „Gib mir den Sohn! Ich will ihn nicht für mich, ſondern für dich, Herr, Herr! Alſo mußt du mir den Sohn geben! Siehe — ich ſtrecke meine beiden Hände empor, ſchreie auf zu dir und fordere von dir den Sohn!"

Und der Herr gab ihm, was er forderte — nach fünfzehn langen Jahren des Harrens, Kämpfens, Dienens, Bittens, Flehens. Schwer war die Geburt geweſen. Wenn die Mutter daran ſtarb? ... Wenn das Kind ſtarb?

Paſtor Emanuel liebte ſeine Frau, wie ein feſter Mann ſein gutes Weib nur lieben konnte. Auch um ſie hatte er lange Jahre ringen und Schweres erdulden müſſen: er, der arme geiſtliche Hauslehrer um die arme Erzieherin. Dann hatte er es doch erreicht.

Er war dann auch mit ſeiner Hausfrau ſo glücklich geweſen, wie zwei tüchtige Menſchen, die einander lieb haben, es eben ſein konnten. Allein ein Schatten ruhte auf ihrem Lebensweg: es fehlte das Kind, der Sohn, der zukünftige Gottes-

kämpfer des kommenden Geſchlechts, das ein neues Geſchlecht war.

Nun war der Knabe geboren; und — weshalb mußte der Vater denken, er ſei mit ſeines Knaben Mutter glücklich „geweſen"? Das Glück, das gute, geſegnete, heilige Menſchenglück, das würde erſt jetzt in das Paſtorhaus ſeinen Einzug halten, wenn — Mutter und Kind am Leben blieben.

Das mußten ſie. Beide mußten leben! Das war anders nicht möglich!

Hatte der Herr ihn gegeben, ſo mußte der Herr ihn erhalten — nach den grimmigen Kämpfen und dem inbrünſtigen Flehen von fünfzehn langen Jahren, währenddem er ein treuer Diener des Herrn geweſen war — nach beſtem menſchlichem Vermögen. . . .

Paſtor Emanuel erhob ſich von den Knieen. Jetzt ſtand er aufrecht mit ruhigem Geſicht, klarem Blick, ſtarker gläubiger Seele. Er ſah über ſeine Gemeinde hin, ſah ihre Augen mit einem Ausdruck auf ſich gerichtet, wie nie zuvor, fühlte ſeine Liebe zu dieſen Mühſeligen und Beladenen heiß in ſich aufſteigen, fühlte: „Als glücklicher Vater deines Sohnes wirſt du dieſe alle noch mehr lieben, wirſt du dieſen allen noch beſſer helfen können, als du es früher vermochteſt. Dein Vaterglück hat dein Herz reicher gemacht."

Und er ſah hinüber zu den Sitzen der Gutsherrſchaft, der er ſeit einem Menſchenalter treu ergeben war. Graf und Gräfin waren von Berg-Trebra herabgekommen, um ihren Paſtor und Freund die Geburt ſeines Sohnes verkündigen zu hören, und zuſammen in der Gemeinde für Mutter und Kind zu beten. Die beiden im Herrſchaftsſitz gehörten in manchem auch zu dem neuen Geſchlecht, zu dem der jungen Grafen von Trebra. Allerdings nur in manchem: zum Übergang. Der alte Herr ruhte bereits in der Gruft dort oben auf der ſchönen Bergkuppe, die jetzt im erſten lichten Frühlingsgrün ſchimmerte; und mit ihm war vieles geſtorben und begraben worden: eben die alte Zeit. Paſtor Emanuel war des neuen Herrn Erzieher geweſen

und er war ſein väterlicher Freund geblieben. Als Erzieher und Freund konnte er ſich nicht verhehlen, daß die Jüngeren nicht mehr dieſelbe Generation vertraten, deren Sohn er ſelbſt war. Immerhin lebte noch ein gutes Stück davon als ehrwürdige Überlieferung in dem Geiſt des Enkels eines alten Geſchlechts. Dieſer Geiſt war mächtig genug, um als heiliges Erbe noch in Kind und Kindeskind fortzubeſtehen und fortzuwirken.

Graf Engelhardts Gemahlin war bei der Großherzogin von Weimar Hofdame geweſen: bei der alten, großen, der Oranierin! Auch das konnte als Bürgſchaft gelten. Sie erwartete ihr erſtes Kind, befand ſich bereits im neunten Monat und kam trotzdem herunter, um den Palmſonntagsgottesdienſt mitzuhalten. Das wollte der Paſtor ihr nicht vergeſſen. Und derſelbe Gedanke, der ein Gebet für ſeinen Sohn war, galt dem Ungeborenen unter dem Herzen der jungen Gräfin.

Jetzt ſprach er mit lauter, feſter Stimme das Amen. Die Orgel erbrauſte, die Gemeinde ſang das Lied, das Gottes Güte rühmte, ſprach ein letztes leiſes Gebet und verließ lautlos die Kirche. Durch die von dem älteſten Buben des Kantors weit geöffneten Türen drangen Frühlingsſonne und Frühlingsluft in die dumpfen Wölbungen. Es war wie ein Gruß leuchtenden Lebens und eines Hoffens, das der Menſchheit vom Himmel kam. . .

Graf und Gräfin traten in die Sakriſtei. Gräfin Jutta ſagte mit der ihr eigenen ernſten Anmut: „Großmutter wollte ſelbſt nach Frau Chriſtianen ſehen. Sie hatte jedoch eine ihrer ſchlimmen Nächte. Da erlaubten wir es ihr nicht, und ſie war ſo gütig, zu gehorchen. Nun ſchickt ſie ihre alte Margret ins Paſtorhaus und läßt bitten, Sie möchten ihr zuliebe die treue Seele behalten, ſolange eine Pflegerin notwendig ſei. Alſo hoffentlich nur für kurze Zeit. . . . Das Kind iſt gewiß ein prächtiger Knabe?“

Sie ſah an ihrem eigenen geſegneten Leibe hinab und begegnete einem Blick ihres Gatten, einem tiefen, ſtrahlenden,

darin die Anbetung des liebenden Mannes für die Heiligkeit der Mutter aufglänzte.

Paſtor Emanuel ſprach der Gräfin die letzten Worte nach: „Es iſt ein prächtiger Knabe!“

Und er ſetzte nach einem ſchweren Schweigen hinzu: „Seine Mutter wird leben bleiben.“

„Gewiß, gewiß! Wer denkt an anderes? Wer könnte an anderes denken?“

Aus Stimme und Miene des Grafen ſprach die Angſt vor der ſchweren Stunde, der ſeine Frau entgegenging. Aber dieſe nickte ihm lächelnd zu. Sie fragte: „Darf ich Frau Chriſtiane ſehen? Nur ſehen will ich ſie.“

Sie hatte einen Strauß Frühlingsblumen mitgebracht. Es waren die erſten wilden Schneeglöckchen, die erſten gelben Primeln, blauen und weißen Anemonen, die auf dem Schloßberge unter den ſprießenden Haſelnußſtauden aufgeblüht waren. Auch einige Veilchen hatte ſie an den Hecken gefunden und ſich mühſam gebückt, um die Lenzboten in heiliger Sonntagsfrühe für die Wöchnerin zu pflücken. Den Strauß wollte ſie der ſchwerkranken Mutter des ſehnſüchtig erwarteten Knaben ſchweigend auf das Lager legen: „Es grüßt der Lenz!“

Auf dem kurzen Weg von der Sakriſtei zum Paſtorhauſe erzählte der Graf, er habe ſeiner Schweſter die freudige Neuigkeit nach Berlin depeſchiert. Bei dieſer geliebten Schweſter, die einen preußiſchen Standesherrn geheiratet hatte, war Frau Chriſtiane Erzieherin geweſen; und die „Großmutter“, von der Paſtor Emanuel mit tiefer Verehrung jetzt ſprach, war die Mutter des Schloßherrn, eine Dame der alten Zeit, mit aller vornehmen Würde derſelben und allen jenen Anſchauungen, welche die Kinder einer neuen Generation „Vorurteile und Beſchränktheit“ ſchalten. Die Greiſin betrachtete als die Stützen eines jeden Lebensbaues zwei hochragende Säulen: Religion und Familie. Wehe dem Geſchlecht, welches an dieſen Trägern aller ſittlichen Kultur rüttelte und riß: es half einen Tempel einreißen — ſo war die Anſicht der alten Dame.

Auf dem Friedhof, der rings um das Gotteshaus lag, ſtanden zwiſchen den Gräbern der Ihren die Bauern mit Frauen und Töchtern. Sie grüßten ihren Paſtor. Ihr Gruß war heute anders als ſonſt. Bisher hatte der Geiſtliche Glück und Unglück, Freud und Leid in ſeiner herben Art mit der Gemeinde getragen; jetzt wollte dieſe beides mit ihm teilen — zum erſtenmal.

Auch die Ruheſtätten der Toten beſuchte der Frühling. Tauſend und abertauſend von der Sonne erſchloſſene Marienblumen hüllten die Hügel in ſchimmerndes Weiß, als wäre in der Palmſonntagsnacht ein Blütenſchnee gefallen. Nein — Paſtor Emanuel Baumert brauchte kein Grab ausſchaufeln zu laſſen. Der Herr war ſeine Zuverſicht.

Wie konnte ihm alſo die Magd mit verſtörtem Weſen entgegentreten, wo er doch ſoeben aus dem Hauſe ſeines Gottes in ſein geſegnetes Haus zurückkehrte? Faſt heftig tat er die Frage: „Wie geht's meiner Frau?“

„Gar nicht gut. Die alte Margret iſt bei ihr. Und — und ich ſchickte in die Stadt zum Arzt.“

„Zum Arzt?“

„Weil es doch der Frau Paſtorin gar nicht gut geht.“

„Und dem Kinde?“

„Die Wellerin ſtillt es. Es trinkt prächtig.“

Ein heißer Schreck durchzuckte plötzlich den Paſtor. Er wollte jäh auffahren, weil die „Wellerin“ ſeinen Sohn ſtillte; aber über dem Schreck vergaß er ſeinen Zorn. Und dann — mitten in der Angſt um die kranke Frau fühlte er ſich glücklich, daß es dem Kinde gut ging: ſeinem Sohn! Er trank prächtig die Milch der Fremden, die eine verlorene Tochter des Himmels und eine junge Mutter war. Aber was war das? Er dachte mehr an das Kind als an die Mutter: als an ſeine arme, gute, geliebte Frau! War das möglich? Und Paſtor Baumert kam ſich in dem Augenblick dieſer Erkenntnis unwürdig vor, Vater eines Sohnes geworden zu ſein. Alſo unwürdig ſeines höchſten Lebenszieles und Glückes.

Gräfin Jutta ging zu der Paſtorin. . . Schon nach

wenigen Augenblicken kam sie zurück, ohne Strauß und mit solchem stillen, solchem blassen Gesicht, daß ihr Mann auf sie zueilte, als wollte er sie mit beiden Armen umfassen und an sich pressen: „Auch dir kann es so ergehen!“ Sie wehrte freundlich ab, trat zu Pastor Emanuel, ergriff seine Hand, sagte leise und innig: „Es war richtig, zum Arzt zu schicken. Helfen kann nur Gott. Und Gott wird helfen.“

„Gott muß helfen!“

Des Pastors Stimme hatte einen fast drohenden Klang.

Er ging zu seiner Frau, die ihn nicht erkannte, die in Fieberphantasieen lag. Er warf sich vor dem Bette nieder und begann den Kampf mit seinem Gott von neuem, machtvoller als je. Aber auch jetzt immer wieder der Gedanke: „Das Kind lebt! Dem Knaben geht es gut! Dein Sohn wird dir erhalten bleiben!“

„Dein Sohn!“ Was kann ein Vater mit den beiden kleinen Worten aussprechen?

Sein Schicksal.

⊕ ⊕ ⊕

Pastor Emanuels Ringen um das Leben seiner Frau dauerte fort. Er rang Tag und Nacht. Aber sein Gott, an den er glaubte, half ihm nicht. Und des Menschen Glauben soll doch Berge versetzen können. Am Karfreitagmorgen kam die Pastorin zur Besinnung. Sie schlug ihre schönen, traurigen Augen auf, sah ihren Mann an ihrem Bette, blickte ihm lange Zeit in das entstellte Gesicht, sagte mit klarer Stimme: „Laß deinen Sohn nicht Geistlichen werden!“

Ihr Mann schrie fast auf: „Es ist unser Sohn! Ich soll unsern Sohn nicht Geistlichen werden lassen? Nicht Geistlichen, Christiane? O Christiane, weshalb gebarst du mir ihn dann?“

„Damit ich dir deinen Sohn gebären sollte, nahmst du mich zur Frau; damit ich dir deinen Sohn gebären sollte, liebtest und ehrtest du mich: als deines Sohnes zukünftige

Mutter. Nur deshalb. Und nun ſage ich dir: Emanuel Baumert, laß deinen Sohn nicht Geiſtlichen werden. Sterbend ſage ich dir's. Denn ich ſterbe. Heute noch."

„Heut ſtarb unſer Herr für uns am Kreuz. Du aber wirſt leben."

„Ich ſterbe dem Herrn nach: für dich und deinen Sohn."

„Du ſollſt leben!"

Es war, als befehle er der Sterbenden, zu leben. Sie hörte ſeine gebieteriſche Stimme nicht mehr, ſah nicht mehr das wilde Aufflammen in ſeinen Augen. Ihr Geiſt ſank wieder in ein Dunkel, das allmählich zur Todesnacht ward. Im Paſtorhauſe wußten es alle; nur der Hausherr glaubte es nicht. Emanuel Baumert wollte nicht glauben, daß ſeines Sohnes Mutter ſterben könnte. Auch für ſeinen Sohn mußte ſie leben! Es war nicht genug, daß ſie ihm dieſen Sohn mit Schmerzen geboren hatte.

Vom nächſten Kirchdorf kam ein junger Amtsbruder, um heute für Paſtor Baumert den Gottesdienſt zu halten, da deſſen Frau ja doch — Aber Paſtor Baumert hielt ſeiner Gemeinde ſelbſt die Karfreitagspredigt, da ſeine Frau leben bleiben würde. Alſo war kein Grund vorhanden, ſeine Pflicht von einem andern erfüllen zu laſſen. Und das am Karfreitag! Kein Menſch ſollte ihm nachſagen können, in ſeiner Amtspflicht läſſig geweſen zu ſein. Jetzt weniger als je! Jetzt, wo er einen Sohn hatte, für den er die Verantwortung trug. Und das als Vater und als Geiſtlicher. Mit ſeiner Vaterſchaft hatte er doppelte Pflichten übernommen: doppelt ſtrenge und ſchwere. Sie ſollten ihn nicht drücken. Seine Seele war ſtark genug, die Laſt des Lebens zu tragen, das fortan ausſchließlich ſeinem Gott und ſeinem Sohn gehörte, wenn —

Mit einem Geſicht, darin keine Miene zuckte, verkündete er ſeiner Gemeinde den Kreuzestod Chriſti. Der ſtarre Mann auf der Kanzel ward den Leuten unheimlich. Von der Schloßherrſchaft kam heute niemand, denn die Gräfin erwartete ihre Stunde. Auch in dem Hauſe des Grafen

von Trebra ſchlugen die Herzen bang, auch dort mußte der alte Gott mit den zagenden Menſchen ſein.

Bei dieſem Gottesdienſt betete der Geiſtliche für eine andre Frau, die einem Kinde das Leben ſchenken ſollte. Vielleicht auch einem Sohn. Während ſeines Gebetes mußte er erkennen, daß der Menſch nur ſein eigenes Wohl und Wehe mit aller Macht empfinden konnte. Selbſt ein Verkündiger des Höchſten glich darin jedem andern Sterblichen. Dieſe Erkenntnis an dieſem Tage hatte für ihn etwas tief Demütigendes. Emanuel Baumert ſtand vor dem Altar und ſchämte ſich ſeiner Menſchlichkeit: wie konnte er alsdann mit Gott ringen, dieſem gar etwas abringen wollen?

Karfreitag abends ſtarb Frau Chriſtiane. Sie mußte wohl ſterben: ihr Mann war zu ſchwach im Glauben geweſen. Und auch ſonſt. Eine geheime Schuld lag auf ihm. Dieſe mußte er fortan durch ſein ganzes Leben tragen, zugleich mit ſeiner Pflicht als Vater und Geiſtlicher; zugleich mit ſeiner Verantwortung für die Seelen ſeiner Gemeinde — für die Seele ſeines Sohnes, deſſen Leben die Mutter mit dem ihren bezahlte!

„Damit ich dir deinen Sohn gebären ſollte, nahmſt du mich zur Frau. Und nun ſterbe ich dafür."

Er ſchloß ſich ein mit ſeinem toten Weibe, ſtand ihr zu Füßen, ſchaute ſie ſteif an, grollte ihr, weil ſie geſtorben war und ihm ſterbend ſo harte Dinge geſagt hatte, ſolche bittere Wahrheit, die er nun ſein Leben lang in ſeiner Seele fühlen mußte: als Vorwurf, Beſchuldigung, Anklage. Und vor wem klagte dieſe Geſtorbene ihn an? Vor ſeinem Gott, der ſein Flehen nicht erhört hatte.

Er hatte nicht machtvoll genug gefleht. Das war es! Er hatte mehr an das Leben des Kindes als an das der Mutter gedacht. Ja, ja — das war es! Seine Schuld wuchs zur Sünde. Wie konnte er ſühnen? Durch eben dieſen ſeinen Sohn, um deſſentwillen er geſündigt hatte.

Er mußte ſeinen Sohn dem Herrn darbringen wie Abra-

ham den ſeinen Jehova opfern wollte. Damit das Opfer Gottes würdig ſei, mußte er über ſeines Sohnes Seele wachen wie der Cherubim vor den Pforten des Paradieſes. Mit gezücktem flammendem Schwert mußte Emanuel Baumert alles Unreine von ſeines Sohnes Seele fernhalten — was ihm eben als unrein galt.

Eine feſte Burg iſt unſer Gott . . . Feſt mußte ſein Sohn zu ſeinem Gotte ſtehen.

Und der Vater ſprach die ganze Karfreitagnacht zu ſeinem toten Weibe, ihr in das weiße Geſicht hinein. Er ſprach mit lauter, harter Stimme, als lebte ſie noch und könnte ſich verteidigen. Sie „ſollte" ja wohl leben?

Nicht Geiſtlicher ſoll ich meinen Sohn werden laſſen, Chriſtiane? Das kannſt du von mir fordern? Er müßte denn mein Sohn nicht ſein: nicht Geiſt von meinem Geiſte. Deine Forderung iſt eine Verſündigung an meinem Geiſt. Sie iſt ein Treubruch. Im Tode brachſt du mir die Treue! Ich fordere von dir, dein Wort zurückzunehmen: dort oben vor Gottes Thron, vor dem du jetzt ſtehſt und mich anklagſt. Denn wenn ich dich nur zum Weibe nahm, damit du mir einen Sohn gebarſt, ſo mußt du mich jetzt anklagen. . . . Siehe, ich rechtfertige mich nicht. Mit keinem Wort! Dafür mußt du deine Forderung zurücknehmen. Ich erfülle ſie nicht. Niemals, niemals! Du kennſt mich, Chriſtiane. Ich halte mein Wort. Der Herr erhörte mich nicht; denn er ließ dich ſterben. Aber er hört mich jetzt.

Oſterſonntag wurde Frau Paſtor Baumert zu Grabe getragen, nachdem am Sarge der Mutter das Kind die Taufe erhalten hatte. Es führte die Namen Chriſtian Theodor. Theodor will ſagen: der Gottgeſchenkte. Als ſolchen übernahm der Vater ſeinen Sohn.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Ich preiſe den Namen des Herrn!"

Und von dem offenen Grabe ſeiner Frau hinweg ging Paſtor Emanuel in die Kirche und hielt die Oſterpredigt. Mit dem nämlichen ſteinernen Geſicht, dem nämlichen er-

ſtarrten Weſen, mit dem er am Karfreitag zu ſeiner Gemeinde geſprochen, mit dem er am Grabe ſeiner Frau geſtanden, verkündigte er jetzt die Auferſtehung des Herrn von den Toten — die dereinſtige Auferſtehung aller Geſtorbenen.

Glaubte er daran? ... Glaubte er noch daran?

Was war das? Doch kein Zweifel? Was ging in ihm vor? Von dem Grabe ſeiner Frau hinweg und ſeinem Gott dienend.

Der Chriſt war auferſtanden, alſo — lebte Chriſtus.

Was ſein fieberndes Hirn plötzlich durchzuckte, war Wahnſinn. Es mußte Wahnſinn ſein, und er mußte den Wahnſinn von ſeinem Haupte ſcheuchen; konnte es auch kraft ſeines Glaubens, der jeden Zweifel unmöglich machte.

„Des ferneren habe ich einer chriſtlichen Gemeinde am heutigen heiligen Oſterſonntag die Mitteilung zu machen, daß dem Patron dieſer Kirche, dem hochgeborenen Herrn Grafen Engelhardt von Trebra zu Berg-Trebra von ſeiner Ehegattin Jutta in dieſer Nacht eine Tochter geboren ward. Laſſet uns für Mutter und Kind beten.“

Zweites Kapitel

Theodor Baumert beſaß eine ſchöne Heimat: mitten im Herzen Deutſchlands. Das Dorf lag am dicht umbuſchten Ufer der Ilm, zwiſchen Wieſen, Äckern und Fruchtgärten, unmittelbar unter dem lieblichen Waldberge, deſſen Gipfel das graue Stammſchloß der Grafen von Trebra trug. Auf dem Kirchplatz ſtand als echtes Wahrzeichen des geſegneten Thüringer Landes eine Linde, über deren Alter Legenden verbreitet waren. Sie ſollte aus fabelhaften Heidenzeiten ſtammen, und unter ihrem bereits damals weitſchattenden Wipfel ſollte ein Herr von Trebra die chriſtliche Taufe empfangen haben. Die Zweige des ehrwürdigen Baumes

reichten bis an die Fenster des Pastorhauses. Zur Zeit seiner Blüte erfüllte das Haus süßer Wohlgeruch und das Summen der schwärmenden honigsammelnden Bienen durchtönte das alte Gemäuer wie unirdische leise Musik. Dieser Bienengesang, das Rauschen in der alten Linde, die Weisen der in ihr nistenden und auf ihr ausruhenden Vögel waren des Kindes Wiegenlieder. Später dann lauschte Theodor auf die Stimme des Sturms, der durch Äste und Wipfel fuhr und der in wilden Winternächten zum Brausen ward. Noch tiefer prägten sich dem Gemüt des aufgeweckten Knaben andre Töne ein, die er an manchen Tagen in seinem Kämmerlein vernahm: feierliches Orgelspiel und dumpfer Gesang der Gemeinde in der nahen Kirche. Wenn beides verstummte, konnte er sogar eine Stimme vernehmen. Es war eine starke, strenge Männerstimme, bisweilen von fast zornigem Klang. Seine Wärterin sagte ihm: es sei seines Vaters Stimme; sein Vater predige; sein Vater sei Pastor und verkündige die Gottheit auf Erden.

Er vermochte kaum die Händlein zu falten, als er mit seinem Vater beten mußte. Es waren keine Kindergebete, kein gestammeltes holdes „Abba, lieber Vater", sondern etwas dem Knaben Unverständliches, Geheimnisvolles. Es flößte ihm Furcht ein, ein Gefühl, welches sich in der jungen Seele unwillkürlich wider den Vater kehrte. Dabei empfand der Knabe schon im frühesten Kindesalter, daß er von seinem Vater leidenschaftlich geliebt ward, daß er dieses Mannes Ein und Alles war, sein Denken bei Tag und Nacht, sein Lebenszweck, ja, sein Leben selbst. Trotzdem Furcht und Schrecken statt Liebe und Zärtlichkeit.

Aus seines Vaters Munde vernahm Theodor zum erstenmal von einem lebendigen Gott. Er sah diesen Gott nicht, hörte ihn nicht, sollte jedoch seine Allgegenwart fühlen, sollte ihn erkennen, lieben — fürchten. Wie konnte er lieben, was er fürchten sollte? Er war noch ein kleiner Knabe, als er sich eines frühen Sommermorgens ein Stück Brot einsteckte, sein Hütlein aufsetzte und aus dem Hause schlich. Er

kam nicht zurück. Die ganze Umgegend wurde nach ihm abgegangen; sämtliche Bauern und die Schloßleute halfen suchen; sein Vater rief auf den Feldern, den Wiesen und am Strande der Ilm mit Todesangst seinen Namen. Erst am zweiten Tage fand man ihn in einem Gebüsch verkrochen, vor Erschöpfung eingeschlafen. Pastor Emanuel riß den verloren Geglaubten, den Wiedergefundenen mit einem Aufschrei an seine Brust, erstickte ihn fast mit Liebkosungen, fragte und forschte: „Kind, wo warst du? Was wolltest du? Weshalb tatest du mir das an? Weißt du nicht, daß ich dich liebe, daß du mein Leben bist? Und du konntest mich verlassen? Sage mir, wo du warst, was du wolltest?"

„Den lebendigen Gott suchen."

„Kind! Kind! Kind!"

„Wo ist er?"

„Wer?"

„Der lebendige Gott?"

„In deinem Herzen."

„Ich finde ihn nicht."

„Du wirst ihn fühlen!"

Es geschah zum erstenmal, daß Pastor Emanuel seinen Sohn küßte und zu diesem von seiner Liebe sprach; und es war das erstemal gwesen, daß er in seiner großen Not nicht gebetet, nicht aufgeschrieen hatte zu seinem Gott, der ja doch ein lebendiger Gott war. Er gedachte seiner Frau, und wie damals der Herr sein mächtiges Flehen auch nicht gehört hatte ...

Abgesehen von seiner Scheu vor diesen beiden Wesen: Vater und Gott, verlebte Theodor eine glückliche Kinderzeit. Sein liebes Nieder-Trebra war gar zu schön! Und dann — seine Spielgefährten. Das waren Jakobe Weller, seine „Milchschwester", und der um zwei Jahre ältere Kantorssohn Ivo König. Mit diesen beiden wuchs Theodor unten im Dorf auf. Oben auf dem Berge wohnte seine kleine süße Märchenprinzessin Ingrid von Trebra. Sie thronte in des Knaben Herzen, umflossen von einem Glanz, darein

eine leidenſchaftliche Kinderphantaſie die Geſtalten aus einer andern Welt hüllt. Eine ſolche war es freilich, der das Komteßchen angehörte und in die der Paſtorsſohn bisweilen eintreten durfte. Er tat es jedesmal mit heftig pochendem Herzen: jenes kleinen, feinen Frauenweſens willen, welches er von der ſchönen Höhe ihres Wohnſitzes bis in die Wolken erhob. Sie waren mit Gold und Purpur geſäumt.

Auch mit ſeinem Gefühl für die Jakobe hatte es eine eigene Bewandtnis. Es war jedoch von ganz andrer Art als was er für das zierliche Grafentöchterlein mit dem wohllautenden Namen empfand. Theodor kannte ſich darin nicht aus, fühlte nur das Geheimnisvolle und Dunkle, welches über dem fremdartigen Kinde lag. Wenn er an die Jakobe Weller dachte, fiel ihm der Sturm ein, der ſauſend die Dorflinde durchfuhr. Etwas von dieſem wilden Weſen war in der Seele des Mädchens mit dem blaſſen Geſicht, den hellen Augen und dem blauſchwarzen Haar; etwas von der Leidenſchaft jenes himmliſchen Elements.

Er ſollte mit der Tochter der Wellerin nicht verkehren, lautete ein ſtrenges Verbot ſeines Vaters. Weshalb nicht? Ihre Mutter hatte ihn zugleich mit ihr am Herzen gehalten und die Bruſt gereicht. Er hatte *eine* Milch mit dem Kinde getrunken. Dieſes erfuhr er etwa nicht von der Wellerin, die eine gar beſondere Perſon war, ſondern von der alten Magd. Sie tat dabei ſehr geheimnisvoll, ſprach von der Sache ſo dunkel, als ob ihm damit ein Unrecht geſchehen wäre, der Milchbruder der Jakobe geworden zu ſein. Und gar wenn die Getreue von Jakobes Mutter ſprach: der „Wellerin". Sie lebte mit ihrem einzigen Kinde mutterſeelenallein in einem morſchen Gebäude an der Ilm, einer ehemaligen Waſſermühle, beſaß keinen Mann, ſchien niemals einen Mann gehabt zu haben. Wenigſtens ſprach man niemals von einem ſolchen. Und ſie hatte doch das feine, gleichfalls beſondere Kind. Fein und fremdartig war auch des Kindes Mutter; und daß ſie es war, nahm ihr das ganze Dorf höchſt übel. Sie war jedoch zugleich die geſchickteſte

Näherin weit und breit, deshalb trugen ihr die reichen Bäuerinnen die Stoffe zu, daraus sie ihre Feiertagsgewänder machen ließen, so daß die Wellerin stets Arbeit und guten Verdienst hatte. Sie hätte ganz gut in die Stadt ziehen können: nach Weimar. Sie war als junges, elternloses Ding schon einmal dort gewesen, als Jungfer in einem feinen Hause, und nach einigen Jahren zurückgekommen — nicht allein. Ihr eben geborenes Kind hatte sie mitgebracht. Da hatte das Flüstern und Zischeln über sie begonnen, obgleich bei dem leichtlebigen Völkchen dergleichen recht häufig war. Mit der Wellerin hatte es jedoch seine eigene Bewandtnis. Weshalb war sie so ganz anders, als alle andern?

Gerade als sie zurückkam, legte sich Frau Christiane Baumert, gab einem Sohn das Leben, rang mit dem Tode, schickte zur Wellerin, bestimmte: diese sollte ihren Knaben säugen, sprach mit ihrem Manne, dem Pastor; sprach ein letztesmal mit ihm, streckte sich aus, schloß die Augen, starb.

So kam es. Die Wellerin blieb im Dorf, erstand die baufällige Wassermühle an der Ilm, erzog ihre Jakobe, an der sie mit abgöttischer Liebe hing und mit der Pastors Theodor nicht spielen sollte. Er tat es trotzdem, freilich möglichst im geheimen. Das war ein Unrecht. Dessen sich vollkommen bewußt, konnte er dennoch von dem Kinde nicht lassen, wohl weil es so ganz anders war als alle andern Kinder, gerade so apart wie die Mutter. Aber er lernte durch diesen heimlichen Verkehr frühzeitig lügen. „Das ist meines Vaters Schuld" — entschuldigte er sich selbst schon als kleiner Knabe.

Schon als kleiner Knabe leistete er seinem Vater in manchem Widerstand. Er litt darunter, erkannte auch hier sein Unrecht, konnte sich auch hierin nicht ändern, nicht bessern. Er wußte nicht, daß er dieses seinem Vater heimlich widerstrebende Wesen von der Mutter hatte, von der er nichts kannte, als ihr Grab. Pastor Emanuel sprach niemals von seiner toten Frau; und die Magd, die dem Haushalt des geistlichen Herrn als Wirtschafterin vorstand, nur sehr selten.

Sie ſeufzte dann jedesmal tief auf, nannte die Verſtorbene eine „arme Dulderin“, und berichtete eines Tages wehklagend: die Frau Paſtorin ſei geſtorben, weil ſie dem Herrn Paſtor einen Sohn geboren hatte, ihn, den Theodor, den „Gottgeſchenkten“.

Seine Mutter geſtorben, weil ſie ihn geboren hatte ... er verſtand es nicht. Ganz und gar nicht! Er mochte ſein kleines Hirn darum noch ſo zermartern. Nur das eine verſtand er: ſeine Mutter war durch ihn geſtorben. Alſo hatte er ſeine Mutter getötet. Der Eindruck dieſer Entdeckung war ein übermächtiger. Theodor erkrankte ſchwer, lag lange in heftigem Fieber, doch niemand ahnte die Urſache. Nach der Geneſung kam etwas ganz Neues in des Knaben Charakter: ein tiefer, faſt düſterer Ernſt, der ihn mitunter ſelbſt in der glücklichſten Stunde befiel.

Immerhin war die Kinderzeit köſtlich, die Heimat ein Paradies. Das Pfarrhaus war ein ehmalig herrſchaftliches Gebäude, in früheren Zeiten Witwenſitz der Gräfinnen von Trebra. Es hatte im oberen Stockwerk eine Reihe Gemächer, Sälen gleich, lange Korridore, hohe Vorhallen, Stukkaturen an den Decken, Urväterhausrat in den Zimmern, von denen nur im Untergeſchoß einige Räume bewohnt wurden. Viel Urväteriſches gab es im Haushalt des Paſtors auch ſonſt noch. Man aß von altem Zinngeſchirr, wie Silber ſo blank; die zwei Mägde ſpannen an den langen Winterabenden in dem allgemeinen Wohnzimmer; Seife und Kerzen wurden im Hauſe verfertigt; Gemüſe und Früchte nach großmütterlichen Rezepten in gewaltigen Steingefäßen eingemacht; um die Weihnachtszeit Schweine und Gänſe geſchlachtet und die großen Feſte der Thüringer Dorfleute, die Kirmeſſen, nach hundertjähriger Sitte während voller drei Tage überaus üppig gefeiert. Auch ſonſt ward alter Brauch heilig gehalten. Das nämliche galt für die Schloßleute auf der hochragenden, freiliegenden Bergkuppe.

Der Pfarrgarten war im Sommer eine einzige Blumenwildnis, im Herbſt ein Fruchteden. Solche großen honig-

ſüßen Himbeeren, gelbe und rote, reiften in keinem andern Pfarrgarten Thüringens. Und erſt die Eierpflaumen, die Schmalzbirnen, die Erdbeeräpfel.

Unmittelbar an dieſe wonnigen Gefilde ſtießen bis an das Ufer der Ilm weite Wieſengründe. Der liebe Fluß rauſchte unter einem Baldachin hochſtämmiger Erlen dahin, deren Wipfel über ihm zuſammenſchlugen, ſo daß ſelbſt an ſonnigen Sommertagen ein geheimnisvoller Dämmer über den raunenden Waſſern lag. Der Ilm entlang ging es zu dem Zauberort der verfallenen Waſſermühle, in der eine ſchlanke Frauengeſtalt am Nähtiſch ſaß und die Jakobe gleich einem Hexlein ein wunderliches Weſen trieb, womit ſie den Knaben in Bann ſchlug. Es war ſtärker als das väterliche Verbot. Theodor begriff dieſes nicht; und was der Paſtorsſohn nicht begriff, wovon er ſich keine klare Vorſtellung machen konnte, das beſaß kein Daſein für ihn. Er hatte eben einen ſtarken Wirklichkeitsſinn. Es war derſelbe Sinn, der ſchon das Kind aus dem väterlichen Hauſe trieb, um es nach einem lebendigen Gott ſuchen zu laſſen.

In der Waſſermühle traf Theodor mit ſeinem guten Kameraden Ivo König zuſammen, den es gleichfalls gewaltſam zu der kleinen Kirke hinzog. Das war ein ſonniger Knabe mit lockigem Blondkopf, daran Stirne, Augen und Lippen leuchteten und lachten, daß es froh machte, ihn nur anzuſehen. Selbſt ein dunkles Gemüt ward in ſeiner Gegenwart hell. Er hatte viele Geſchwiſter, über welche er herrſchte wie ein kleiner König, deſſen Namen er führte. Auch über die weichgeſchaffenen Seelen ſeiner Eltern ſchaltete er mit etwas bedenklicher Selbſtherrlichkeit und ziemlicher Selbſtſucht. Nur den Paſtorsſohn unterwarf er ſich nicht. Dieſer hatte etwas allzu Freies, allzu Perſönliches. Und die Jakobe bewies, daß ſich auch der kleine Autokrat höheren Gewalten ergeben konnte; vielmehr: mußte. Bisweilen loderte darüber des Knaben ganzes Weſen in hellem Zorn auf. Dann war er am ſtrahlendſten, am ſiegreichſten.

Auch dieſe drei guten Gefährten trieben Scherz und

Spiel, andern jungen Menſchenkindern gleich! Es war dabei jedoch etwas Beſonderes, gewiſſermaßen Nachdenkliches und Innerliches, als ſuchte jedes von den dreien auch im Spiel ſeine ihm noch unbewußte Eigenart auszudrücken, die dereinſt ſein Schickſal beſtimmen und ſchaffen ſollte. Da die Charaktere der beiden Knaben die ſchroffſten Gegenſätze bildeten, waren ſie häufig heftige Gegner. Dennoch liebten ſie ſich. Aber keiner ließ es den andern merken.

Nach Jugendart ſprachen ſie davon, was ſie einmal „werden" wollten. Zu Theodor ſagte der Kantorsſohn: „Was du einmal werden willſt? Du wirſt, was dein Vater iſt; was dein Großvater und dein Urgroßvater waren: Dorfpaſtor wirſt du! Du wirſt gar nicht erſt groß gefragt. Das iſt nun einmal ſo bei euch Baumerts. Wärſt du der Herrgott ſelbſt, müßteſt du doch Pfarrer werden."

„Muß ich?"

Das war alles, was Theodor erwiderte. Er ſagte die wenigen Worte mit einem leiſen Zucken um den Mund und einem dunklen Aufleuchten im Blick. Dann fragte er: „Und du?"

„O ich? Ich werde das, was ich bin."

„Was biſt du?"

„Ein König. Ein König des Lebens will ich werden."

„Ein König ohne Land?"

„Eine Krone kann ich darum doch tragen. Sieh mich an! Sie leuchtet ſchon jetzt auf meinem Kopf."

Und der hübſche Fant ſchüttelte mit übermütigem Lachen ſein lichtes Haar, daß ein Strahlengewirr von ihm ausging.

Überaus ſeltſame Zukunftsträume hatte die Jakobe; und einmal vertraute ſie davon ihren Freunden an, die beide um ihre Gunſt buhlten. Sie tat es in der geheimnisvollen Weiſe, welche ihr innerſtes Weſen ausmachte: „Schauſpielerin werde ich!"

„Schauſpielerin? Du? Was iſt das?"

„Das wißt ihr nicht?"

„Wie ſollen wir das wiſſen? Und woher weißt du das?"

„Von meiner Mutter.“

„Ach so! Weiß denn deine Mutter etwas davon?“

„Sie war ja doch in Weimar.“

„Wann?“

„Das ist lange her. Ich war noch gar nicht geboren.“

„In Weimar muß es schön sein.“

„Wunderschön! In Weimar ist ein Theater und in dem Theater spielen Schauspieler Komödie.“

„Oh!“

„Wißt ihr, was Komödie ist?“

„Sag's ... so sag's doch!“

„Das ist das Herrlichste, was es auf Erden gibt. Meine Mutter hat es oft mitangesehen. Aber sie spricht nicht gern davon. Ich weiß auch nicht, warum. Einmal hat sie mir erzählt, wie es war. Sagen läßt es sich nicht. Ihr müßt nach Weimar gehen und selbst sehen. Man muß jauchzen, so himmlisch schön ist es; und man muß weinen, so todtraurig kann es sein. Das himmlisch Schöne und das Sterbenstraurige machen die Dichter, und die Schauspieler sprechen die Worte. Das will auch ich einmal. Ich will, daß die Menschen bei meinen Reden jubeln und weinen sollen. Es muß groß sein!“

„Groß? Was ist denn das: ‚Groß‘?“

„Was von dem Himmel ist. Ich kann's euch auch nicht sagen.“

Nein, das konnte das Kind nicht. Es konnte das Große nur ahnend empfinden. „Was von dem Himmel ist“ — so hatte sie versucht, das Unbegreifliche den Kameraden und sich selbst zu erklären. Was von dem Himmel ist, das aber ist göttlichen Ursprungs.

Also trieb Jakobe mit dem unbekannten dunklen „Großen“ einen heimlichen Gottesdienst. Ihre Gebete und was sie in der Schule aus der Bibel lernte, sagte sie mit lauter Stimme her. Sie tat es nur dann, wenn sie allein war. Am liebsten in hellen Mondnächten und stets in der Natur: am Rande des Flusses, unter den Erlen, auf freier Wiese.

Sie hatte dabei ein seltsam feierliches Gefühl und den Drang, sich wie für eine heilige Handlung zu schmücken: mit Blumen im Haar. Sie streckte ihre beiden Kinderarme empor und sprach die Gebete, die Bibelstellen, die Psalmen zum Himmel auf, von dem sich das „Große" wie der heilige Geist auf sie herabsenken sollte.

In Theodors Gemüt schlug das mystische Wort Wurzel: das Große, das von dem Himmel kam. Wenn er einmal Pastor werden sollte — er mußte es ja wohl werden —, so würde auch er des Großen sich teilhaftig machen: des Göttlichen. Gab es dieses nur dort oben? Nicht auch hier unten auf Erden? Und wie war es, wenn es von der Erde war? In welcher Gestalt erschien es dem Menschen? Konnte er es sich zu eigen machen? Es erleben? Das müßte wundersam sein. So wundersam wie es war, den lebendigen Gott zu finden . . .

Nur Ivo König grübelte nie über etwas, das er doch nicht verstand, gar nicht verstehen wollte. Wozu erst lange grübeln? Er würde auch jenes unverständliche „Große" mit seinem glanzvollen Antlitz anlachen und seine Locken dagegen schütteln, gewissermaßen wie zur Abwehr. Das „Große". Gab es etwas Größeres, etwas Göttlicheres als das Leben, darin er dereinst ein König sein wollte? Ein König der Erdenschönheit, der Daseinslust, der Lebensfreude.

Königlich der Mensch, jeder Mensch, der sich selbst die strahlende Krone des Lebens aufs Haupt setzt, welches des Menschen Schicksal mit Dornen umwindet.

Drittes Kapitel

Jeden Sonntagmittag nach der Predigt begaben sich Vater und Sohn auf den Schloßberg. Pastor Baumert ging gewöhnlich zu Fuß. Er liebte es, nach dem Gottesdienst möglichst einsam in sich hineinzuschauen, strenge Ein-

kehr zu halten in seine tiefste Seele: ob er für seine Worte von der Kanzel herab vor Gott bestehen konnte? Theodor fuhr mit der gräflichen Familie in der vornehmen, mit zwei feurigen Rappen bespannten Kutsche, und die Fahrt den Berg hinauf war für ihn jedesmal ein Flug unmittelbar in den Himmel hinein.

Die kleine Ingrid saß neben ihm, angetan wie ein Prinzeßlein, welches sie ja auch war. Beide Kinder kümmerte es nicht, daß mit ihnen die „Großen" im Wagen waren. Sie erschufen sich ihre eigene Welt, die sie mit glanzvollen Wesen bevölkerten und in seliger Einsamkeit bewohnten. Nur dem feinen Grafenkind gelang es, den Knaben von der Erde hinweg in andre und höhere Regionen zu entführen. Wenn er es merkte, wurde er zornig über sich selbst, daß er sich so weit entrücken ließ. Dann lachte die Kleine ihn aus. Außer Ivo Königs lichtem Wesen gab es nichts so Sonniges wie Ingrid von Trebras junges Lachen. Sie konnte jedoch auch ebenso ernsthaft, ebenso altklug sein wie Emanuel Baumerts Sohn. War sie das, so fühlte Theodor etwas für sie, das ihn hätte veranlassen können, ihretwillen sein Leben hinzugeben, während ihm ihre Helligkeit Schmerz verursachte. Zugleich eine fast feindselige Empfindung gegen das lachende Feengeschöpf, deren Welt nicht die seine war.

Die Sonntagsfahrten aus dem Tale zur Höhe hinauf, das Mittagessen an der Herrschaftstafel, die Nachmittagsstreifereien mit Ingrid auf dem Schloßberge bedeuteten für den Knaben die großen Festzeiten seines jungen Lebens. Der Speisesaal mit den altertümlichen Gerätschaften, den altmodischen hohen Lehnsesseln um den runden Tisch aus schwerem Eichenholz, den dunkeln Ahnenbildern an den mit einer prächtigen Ledertapete bespannten Wänden, den vergoldeten Stukkaturen an der Decke — wie seltsam und feierlich war das alles! Ihre Exzellenz, die Frau Großmutter, präsidierte. Sie war von allem das Feierlichste, das Ehrwürdigste. Allein das Rauschen ihres schwarzen Seidenkleides erfüllte Theodor mit ehrerbietiger Scheu. Über

ihrem schneeweißen Haar trug die Greisin stets eine weiße Spitzenhaube mit breiten, unter dem Kinn zusammengebundenen Bändern aus weißem Atlas. Auch das Gesicht war so weiß, daß davon förmlich ein Glanz ausging; und was für vornehme Hände sie hatte, wenn sie bei Tisch die Handschuhe abstreifte, in denen sie stets erschien. In einem Vorzimmer wurde sie von den Schloßbewohnern erwartet. Fünf Minuten vor Tisch trat sie ein — genau fünf Minuten! Der alte Kammerdiener — er trug Frack und weiße Halsbinde — meldete sie mit lauter Stimme und feierlicher Miene, und ein Lakai in grauer Livree mit Silberschnüren riß für sie die Flügeltür auf. Sie trat ein, die junge Gräfin ging ihr entgegen und küßte ihr die Hand. Danach schritt sie von einem zum andern. Zuerst zum Pastor, dem einzigen, dem sie die Hand reichte, und der sich tief auf ihre Hand hinabbeugte, was auf seinen Sohn starken Eindruck machte.

Außer dem geistlichen Herrn speisten Sonntags die ersten Beamten mit der Herrschaft: der Rechnungsführer, der Oberinspektor, der Oberjäger. So hatte man es bei den Grafen von Trebra seit Jahrhunderten gehalten — so sollte es durch Jahrhunderte gehalten werden.

Pastor Emanuel durfte die Großmutter-Exzellenz in den Speisesaal führen, wo hinter ihrem Sessel der Kammerdiener stand. Die übrigen folgten streng nach ihrem Range.

Außer Ingrids englischer Gouvernante war noch ein Gesellschaftsfräulein in mauvefarbener Seide da, ein verwelktes, blutloses Dämchen von gedrücktem Wesen, mit tadellosen Manieren, mit welcher die Gräfin Französisch sprach, sehr von oben herab. Sie trug Halbhandschuhe aus schwarzem Filet mit kleinen schwarzen Seidenschleifen und schien die steife Vornehmheit des Hauses unendlich zu genießen. Bei Tisch servierten zwei Bediente. Mit erhobener Stimme redete nur derjenige, den die Exzellenz ansprach; die übrigen unterhielten sich mit ihren Nachbarn so leise, daß es wie Flüstern war. Die beiden Kinder durften lediglich zuhören.

Das tat Theodor. Er hörte zu und beobachtete. Mit seinen offenen Augen sah er alles, und alles machte Eindruck auf ihn. Schon in dem Gemüt des Knaben regte sich gegen vieles innerer Widerspruch und Widerstand. Sein Vater bewahrte zwar auch in dieser verfeinerten Umgebung seine geistliche Würde und aufrechte Haltung, erschien seinem Sohn jedoch nicht mehr so ganz als eigener Mensch. Weshalb war er hier oben im Schlosse ein andrer als unten im Pastorhause? Weil er sich hier bei vornehmen Leuten befand? Was ging das ihn an? Vor Gott sollten alle gleich sein — wie der Vertreter Gottes verkündete. Sie waren es indessen nicht! Es schien für Gott Grafen und Taglöhner, Reiche und Arme zu geben. Das war eine Ungerechtigkeit. Konnte Gott ungerecht sein? Nein! Also waren es die Menschen; und ungerecht war Gottes Verkündiger.

Am meisten beschäftigte ihn die Gräfin-Mutter. Das war eine Frau! In jeder Lebenslage würde sie immer sie selbst sein. Der Knabe konnte es nicht ausdrücken, fühlte es nur; fühlte es mit großer Kraft. Ungerecht war auch sie. Und unduldsam! Ungerecht und unduldsam gegen alles, was sie das „Neue", das „Junge" nannte. Zugleich sprach sie davon wie von einer Seifenblase, die in der Luft zerging; wie von einem Windhauch, dagegen sie sich mit ihrer Hand schützen konnte, mit einer Bewegung dieser weißen, welken Greisenhand. Wenn die Gräfin-Mutter von dem Neuen, dem „Jungen" sprach, so erstarrte sie förmlich. Etwas Hartes, Steinernes, Unbewegliches kam in ihr Gesicht und über ihr Wesen. Sie sprach häufig davon, ausschließlich zu Pastor Baumert gewendet. Von diesem wußte sie sich verstanden. Nur von diesem! Sohn und Schwiegertochter verachtete sie, weil diese weniger verständnisvoll waren. Allerdings nur etwas weniger! Dieses geringe Etwas war jedoch für die Repräsentantin der alten Zeit ein Vielzuviel, wurde ihnen als Verbrechen angerechnet, als ein Abfall von der Tradition des Hauses.

An diesem Frühlingssonntage sagte die Exzellenz zum

Paſtor: „So alt ich bin, werde ich es doch noch erleben. Und Sie mit mir.“

„Was meinen Exzellenz?“

„Unſern Sieg. Dieſes ganze moderne Weſen wird vergehen und verwehen. Was wollen die Leute? An das Alte rühren, das Alte umſtoßen? Uns wollen ſie umſtoßen? Wir ſtehen feſt! Religion, Familie, Moral, Sitte — ſie ſollen nur kommen. Und ſolche Menſchen wollen unſre Zeit groß machen? ‚Groß!‘ Sie ſollen doch ſehen, was unſre Zeit groß machte? Das ſogenannte alte Geſchlecht; ſein Gottesglaube, ſeine Kraft, ſeine Sittlichkeit. Ich erwarte ſicher, daß mein Sohn in den Reichstag kommt. Dann wird er für dieſes große Alte einſtehen. Kämpfen wird er dafür! Als ein Graf von Trebra, als deutſcher Staatsbürger und guter Chriſt, als mein Sohn.“

Sie ſprach das letzte mit wahrer Großartigkeit. Dieſesmal ſchwieg ſelbſt Paſtor Emanuel.

Theodor hielt ſeine großen Kinderaugen unverwandt auf die Greiſin gerichtet. Sie gewahrte den Blick und ſprach zu ihm hinüber: „Du wirſt einmal auch zu uns gehören, denn du biſt deines Vaters Sohn. Daran ſollſt du immer denken. Und daran, daß du deines Vaters wahrer Sohn bleibſt. Es ſoll dein Morgen- und Abendgebet ſein. Als deines Vaters Sohn wirſt du deines Vaters Geiſt in der Kirche vertreten. Nur wenige ſind auserwählt. Du ſollſt einer dieſer wenigen ſein.“

Alle ſchauten auf den Knaben, in dem es unter dieſen Blicken heiß aufſtieg. Es war nicht Scham. Es war etwas wie heftiger Widerſpruch, wie ſtarker Widerſtand. Seines Vaters Blick hatte einen ſeltſamen Ausdruck, faſt drohend. Der väterliche Blick ſprach zu dem Knaben: „Wehe dir, ſollteſt du nicht in allem mein Sohn ſein!“

Die Gräfin-Mutter hob die Tafel auf. Die Beamten wurden mit einem Kopfnicken ſogleich verabſchiedet; die Geſellſchaftsdame und die Engländerin durften ſich zurückziehen und die Kinder ins Freie eilen. Da es ein warmer Sonntag

war, nahmen die Herrſchaften mit dem Paſtor den Kaffee auf der großen Altane ein. Sie ſtieß an den Speiſeſaal und gewährte einen Blick weit über den waldigen Schloßberg hinaus, in das grüne Thüringer Land hinein: hier bis zu den Weinbergen von Sulza, dort auf eine mit Ackerland bedeckte Hochebene gegen die Fabrikſtadt Apolda zu. Im Grunde durchzog die Wieſen die Ilm. Aber ihr Bett war ſo dicht umbuſcht, daß ſie nur hin und wieder im Sonnenſchein aufblitzte. Mit ſeinen vielen Dörfern und ſtattlichen Höfen, ſeiner reichen Fruchtbarkeit und beſcheidenen Lieblichkeit war es ein von tüchtigen Menſchen bewohntes, von gütigen Göttern geſegnetes Land.

Die Kinder faßten einander bei der Hand und gingen in den weitläufigen Park. Er zog ſich über den ganzen Berg. Heimliche Pfade führten unter hängendem Haſelgebüſch zu blumigen Wieſen und in Einſamkeiten, darin Häher und Pirol durch das Schweigen riefen, Eichkätzchen raſchelnd von Aſt zu Aſt, von Wipfel zu Wipfel ſich ſchwangen, Füchſe ſchlichen und Rehe ihren Wechſel hatten. Welche Spielplätze gab es in dieſem Reich! Aber die beiden Kinder ſpielten nicht. Es war ſeltſam, daß gerade ſie nie miteinander ſpielten, wo es für ſie doch noch ſo recht die Zeit der Spiele war.

Zuerſt ſchritten ſie ehrbar über die Terraſſen, auf bekieſten Wegen an Gewächshäuſern, Blumenrabatten und Waſſerwerken vorüber. Plötzlich begannen ſie wie auf ſtille Verabredung zu laufen. Immer raſcher ging's, immer tiefer in Baumſchatten und Dickichte hinein, den entlegenſten Stellen zu.

Endlich blieben ſie ſtehen, als wären ſie glücklich einem Unheil entronnen. Sie ſchöpften Atem, ſchauten ſich an, machten ſtrahlende Geſichter, ſchritten weiter: langſam, ganz langſam, in tiefem Schweigen, beſtändig mit dem Ausdruck eines großen Glückes.

Ingrid ſprach zuerſt: „Was Großmutter heute wieder ſagte! Als ob wir ſo ſchlimm wären?"

„Wir?"

„Freilich. Wer denn ſonſt? Wir ſind ja doch die Jungen. Du — es iſt himmliſch, jung zu ſein! Meinſt du nicht auch?“

Sie ward plötzlich ernſthaft, was ihr ſo ſehr gut ſtand, was der Knabe an dem feinen Geſchöpf ſo ſehr liebte. Er blieb vor ihr ſtehen, ſah ihr tief in die ſtrahlenden Augen, beſtätigte ebenſo ernſt: „Wenn ich dich anſehe, dann freilich.“

„Was heißt das: ‚dann freilich‘?“

„Daß es freilich ſchön iſt, jung zu ſein. Du glaubſt nicht, wie ſchön! Es iſt dumm, nicht wahr?“

„Gar nicht.“

Sie fuhr eifrig fort: „Und weißt du, was jung iſt, muß auch gut ſein. Ich meine das Neue, davon wir nichts verſtehen und darauf Großmutter ſo ſchlecht zu ſprechen iſt. Weshalb wohl nur?“

Bedächtig erwiderte der Knabe: „Es iſt ſchlimm, daß wir ſo wenig davon verſtehen. Keiner ſagt es uns; und meinen Vater kann ich nicht fragen.“

„Warum nicht?“

„Ich kann eben nicht.“

„Das iſt dumm!“

„Das iſt traurig.“

„Wie du redeſt!“

„Ich weiß auch nicht; aber es iſt ſo.“

„Weil du doch deines Vaters wahrer Sohn biſt.“

„Jetzt ſprichſt du wie die Großmutter.“

„Oder biſt du etwa nicht ſein wahrer Sohn?“

„Ich bin's.“

„O du! Ich bin gar nicht Großmutters Enkelkind. Ich bin überhaupt —“

Sie verſtummte plötzlich. Theodor forſchte faſt ängſtlich.

„Was wärſt du überhaupt?“

Sie wollte es nicht ſagen. Vielmehr, ſie konnte es nicht ſagen. Auch ſie wußte es nicht. Ihre Unwiſſenheit machte ſie aber nicht traurig wie ihren guten Kameraden. Als ſie ihres Freundes banges Geſicht ſah, verfiel ſie ſogleich in ihre ſonnige Laune, die ſie dem hellockigen Kantorknaben ähnlich

machte und die „den Sohn ſeines Vaters“ ſtets verdroß, den Paſtorknaben gegen das kleine, feine Fräulein geradezu aufbrachte. Als ſie es merkte, führte ſie um ihn auf das anmutigſte ein Tänzlein aus, wobei ſie aus dem Stegreif reimte und nach eigener kindlicher Melodie dazu ſang:

Ich bin nicht wie mein Großmütterlein;
Ich möchte gar nicht ſo ſein.
Und ſchilt ſie mich, das wäre nicht recht —
Ich bin ja das neue, das junge Geſchlecht!

Sie wollte Theodor Baumert zwingen, die letzte Strophe mitzuſingen.

Dieſer rief böſe: „Was weißt du vom neuen, vom jungen Geſchlecht? Das muß ganz anders ſein als ſo töricht lachend und kindiſch luſtig.“

„Wie denn, Herr Paſtor?“

„Nicht nur gut und froh.“

„Was ſonſt noch?“

„Gut und ſtark!“

Des Knaben Augen leuchteten.

Viertes Kapitel

(Aus Paſtor Emanuels Aufzeichnungen)

... Mein Sohn weiß von dieſen Aufzeichnungen über ihn ſo wenig wie von meiner Liebe zu ihm. Beides iſt heimlich. In dieſen Aufzeichnungen lege ich meinem Gott und Herrn Rechenſchaft ab, wie ich meine Vaterpflicht erfülle. Das muß in meinem Kämmerlein geſchehen. Meine Liebe aber würde der Knabe gar nicht verſtehen. Wie ſollte er? Er kennt ja nicht ihre Geſchichte. Und auch dann — Kinder können nicht wiſſen, wie ſie geliebt werden. Dieſe Erkenntnis kommt ihnen erſt, wenn ſie ſelbſt Kinder lieben. Das iſt

dann die große Liebe ihres Lebens, die zugleich ihres Lebens großer Schmerz ist.

Denn wir leiden um unsre Kinder. Unser Schmerz um sie schlägt unsre Elternseele an ein Kreuz. Wir könnten unser Blut für sie fließen lassen; aber wir würden sie durch unser Blut vom Leid der Welt nicht erlösen. Darum ist unsre große Elternliebe zugleich unser großer Schmerz.

Was bedeutet es, daß ich dieses niederschreibe? Ich, Emanuel Baumert, von meiner Liebe zu meinem einzigen Sohn, dem Gottgeschenkten! Ich sollte von meinem großen Vaterglück schreiben. Aber ich bleibe stumm.

Fünfzehn Jahre erbat ich ihn; fünfzehn Jahre kämpfte ich um ihn: „Herr, Herr, ich lasse dich nicht; du segnest mich denn mit einem Sohn!"

Ich wurde gesegnet, und mein Weib starb dieses Segens willen; ich wurde gesegnet, und mein Weib schied sich sterbend von mir. Denn sie sagte mir: „Lasse deinen Sohn nicht Geistlichen werden!" Sterbend wollte sie an diesem lange und heiß erflehten Knaben nicht teilhaben; sterbend sagte sie sich los von ihrem eigenen Kinde, dieses nur mein Kind nennend.

So ward denn der Knabe mein Sohn; und er ward meine große Liebe. Daß er mein Sohn nicht in allem ist, ward allmählich zu meinem großen Schmerz, meiner Angst, meiner Qual. Denn er muß schon jetzt in jedem Pulsschlag, jedem Atemzug mein Sohn sein, wie dereinst später in jedem Gedanken, jeder Empfindung.

Fünfzehn Jahre rang ich seinetwillen mit Gott; jetzt werde ich mein Leben lang mit ihm selber ringen müssen, damit er mein Sohn sei, an dem ich Wohlgefallen habe.

Ich und du, Herr, dem er dereinst dienen soll in dieser neuen Zeit, als einer des neuen Geschlechtes.

⊕ ⊕ ⊕

In dem Geist der alten Zeit und des alten Geschlechtes erziehe ich meinen Sohn. So muß es sein. Es ist ein gar

mühſames Amt und ſollte doch ein leichtes ſein; es ſollte mich beglücken und erfüllt mich doch mit Sorge und Furcht. Denn in dem Knaben iſt etwas, das mir mein hohes, herrliches Vateramt zur Beſchwerde und Sorge macht. Gewiß ergeht es andern Vätern mit ihren Söhnen ebenſo; aber es iſt wider die Natur.

Ich beobachte ihn beſtändig, belaure ihn förmlich. Jede ſeiner Regungen bewache ich. Es muß heimlich geſchehen; denn er darf es nicht merken. Es würde ihn ſcheu und verſchloſſen machen. Scheu und verſchloſſen gegen mich, für den ſeine Seele ein aufgeſchlagenes Buch ſein muß, auf deſſen noch leere Seiten ich mit ſtarker Hand meine Schrift ſetzen will: Geiſt von meinem Geiſt. Sie muß geſchrieben ſein mit unverlöſchlichen Lettern. Eingraben muß ich meine Schrift in meines Sohnes junge Seele. . . .

Ihn nicht ſcheu und verſchloſſen machen — ſagte ich. Als wäre er's nicht bereits! Und das mir gegenüber — mir! Vielleicht bilde ich mir's nur ein. Ich bin ſehr ſtreng mit ihm. Das muß ich. Auch mein Vater war ſtreng gegen mich; und ich bin meines Vaters Sohn. Streng gegen mich war auch Gott; denn er ließ mein Weib an meinem Sohn ſterben. Wie ſchrie ich auf zu ihm! Daß ich das gar nicht vergeſſen kann.

Vergeſſen will ich es nicht. Ich will es Gott beſtändig vorhalten. Anklagen will ich Gott deshalb! Was ich am Grabe meiner Frau ſprach: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen" — mein Preiſen des Herrn an der offenen Gruft dünkt mich zuzeiten eine Lüge. Ich muß ſie zur Wahrheit machen. Ich muß erkennen, daß Gott mich durch den Tod meines Weibes — durch ſeine Strenge — züchtigte, weil Gott mich liebt. In dieſem ſtrengen Sinne will ich meinen Sohn lieben.

⊕ ⊕ ⊕

Mein Sohn belog mich. Herr, Herr — mein lieber Sohn belog mich! Weshalb tateſt du mir das an? Hätteſt

du mir lieber auf das Herz geschlagen, lieber mein Herz zermalmt.

Das hast du getan! Zermalmt hast du mein gläubiges Vaterherz! Denn — mein Sohn belog mich!

Mußtest du mich so grausam züchtigen in deiner Liebe? Mich züchtigen durch die Lüge meines Sohnes? Durch das Häßlichste, Feigste, Schändlichste!

Ich fragte ihn: „Warum belogst du mich?" Er blieb stumm. Ich drang in ihn: heiß und heftig. Er blieb stumm. Ich schlug ihn. Er sah mich aus tränenlosen Augen an und — blieb stumm. Die Tränen, die er nicht weinte, vergoß meine Vaterseele. Das mußte er merken; denn dann sprach er. Er sagte:

„An meiner Lüge trägst du selbst die Schuld."

„Ich selbst?"

Ich schrie es auf, als ob ich zu meinem Gott rief.

Mein Sohn sagte mir: „Du erziehst mich zur Lüge."

Ganz ruhig sagte er mir das Ungeheuerliche — ganz ruhig! Es war nicht mein gestrenger Gott, der mein Herz zermalmte; es war mein lieber Sohn.

Solche Schuld auf mich zu häufen, solche Anklage gegen mich zu erheben. Und das von meinem Sohn gegen seinen Vater.

Wenn es wahr wäre —

Lüge, Lüge, Lüge!

Wie soll ich der Lüge begegnen? Wie sie ausrotten? Mit welchen Mitteln? Ja — und wodurch kam die Lüge in des Knaben Seele?

Wodurch?

Er hat es mir ja doch gesagt! Mir ins Gesicht hinein! Ganz ruhig und gelassen!

Womit soll ich mich selbst strafen? Nicht etwa weil ich mich schuldig fühle, sondern weil mein Sohn mir die Lüge ruhig und gelassen ins Gesicht sagen konnte.

Ich muß finden, womit ich mich selbst strafen kann. Es muß eine grausame Strafe sein.

Auch darüber grolle ich noch immer mit meinem Weibe, daß ſie das Neugeborene der Wellerin an die Bruſt legen ließ. Ich wollte es nicht, ich widerſtrebte. Leider widerſtand ich nicht. Mein Weib war zu ſchwer krank, um ihrem Wunſch zu widerſtehen. Dieſe Schwäche rächt ſich nun, und das an meinem Sohne ſowohl wie an mir. Durch die Milch jener Unzüchtigen kam etwas Unreines in meines Sohnes Seele — kam die feige, fluchwürdige Lüge in ihn. Nur ſo kann es gekommen ſein. Ich darf meine Hände auf mein Herz legen und mich frei von dieſer erbärmlichen Sünde ſprechen. Und mein Weib war ſelbſt im Sterben noch die heilige Wahrheit, denn ſterbend tat ſie mir das Schlimmſte an, in ihrer grauſamen Wahrhaftigkeit von mir fordernd, mein Sohn ſolle nicht Geiſtlicher werden.

Nun verkehrt er beſtändig heimlich bei der Wellerin, deren Muttermilch er zugleich mit ihrem unehelich geborenen Kinde trank; nun belügt er mich beſtändig ...

Heute begab ich mich zu der Frau, die noch immer von einer außerordentlichen, verführeriſchen und verderblichen Schönheit iſt, ſich übrigens einſam und ſittſam hält. Ich forderte von ihr, ihrer Tochter den Verkehr mit meinem Sohn zu verbieten, wie ich das von meinem Sohne verlangte.

Sie fragte mich: „Weshalb?"

„Weil ich nicht will, daß mein Sohn mit Euch und Eurer Tochter irgendwelche Gemeinſamkeit habe."

„Solche hat er bereits, da er meiner Tochter Milchbruder iſt. Teil hat Ihr Sohn an mir und meiner Tochter."

„Das leugne ich."

„Meine Tochter iſt ja doch eine Chriſtin, Herr Paſtor. Sie ſelbſt tauften ſie. Die heilige Taufe wird ja wohl das Schandmal von ihrer Stirn gewaſchen haben."

„Nicht aus ihrer Seele."

„Sie ſind ſtreng, Herr Paſtor."

„Sagt Ihr mir das?"

„Sie ſind ſtrenger, als unſer Herr Jeſus Chriſtus war."

„Weil ich meinen Sohn vor Euch ſchützen will!"

„Weil Sie der Ehebrecherin nicht würden vergeben haben. Und ich brach nicht einmal die Ehe.“

„Ich richte nicht.“

„Sie ſuchen auch nicht die Sünde der Mutter an dem Kinde heim? Denn meine Liebe zu dem Vater meines Kindes war ja wohl eine Sünde?“

„Ihr tatet damals groß damit, tut es noch heute.“

„Ich verbarg meine Sünde nicht, ſchämte mich ihrer nicht.“

„Ja, Ihr waret ſchamlos.“

„Hätte ich mich meiner Liebe etwa ſchämen ſollen, Herr Paſtor?“

Auch heute konnte ich dem Weibe nicht beikommen. Mehr als je wurmt mich daher heute, daß mein Sohn teil an ihr und ihrer Tochter hat — wie ſie es nannte; mehr als je grolle ich heute meinem Weibe, daß ſie dieſes verſchuldet hat. Denn eine Schuld iſt es! Und das an dem Knaben, von dem ſie ſterbend ſagte, ich ſollte ihn nicht Geiſtlichen werden laſſen.

Weshalb nicht Geiſtlichen? Weil ſie glaubte, er könnte ein falſcher Diener des Herrn ſein? Ich, ſein Vater, bin es doch nicht.

⊕ ⊕ ⊕

Das Wort der Wellerin über meine Unduldſamkeit traf mich nicht; es macht mich jedoch nachdenken. Es macht, daß ich in mich ſchaue, daß ich mich prüfe und Gericht über mich halte.

Ich bin nicht unduldſam! Wohin kämen wir in unſrer Zeit, wäre ein Geiſtlicher duldſam im Sinne jener Frau und würde derartige Fehltritte entſchuldigen und beſchönigen? Hierzulande lebt ein Menſchenſchlag, gierig nach dem Genuß des Lebens, ſeiner zügelloſen Begierde folgend. Jede Kirchweih wird in den Dörfern zur Orgie. Und dieſe wüſten Feiern ſollen Weihefeſte der Kirche ſein! Was von der neuen Zeit zu mir dringt in mein ſtilles Pfarrhaus unter der Linde, gleicht ſolchen ländlichen Saturnalien: die neue Jugend will genießen — genießen — genießen. Was ſich ihrer Genuß-

gier hemmend in den Weg ſtellt, betrachtet ſie als ihren Todfeind. Ihre Genußgier kann nichts ſättigen. Sie zu befriedigen, geht ſie über den Leichnam der alten Zeit, die die Zeit ihrer Väter und Mütter iſt. Sie geht über den Leichnam ihrer Väter und Mütter. Und da ſollte ich, ein Verkündiger des Herrn, duldſam ſein gegen ihre Unſittlichkeit? Wäre ich das im Sinne unſrer heutigen Jugend, ſo müßte ich meinen Prieſterrock zerreißen und vor dem Altar mich ſelbſt als einen unwürdigen Diener des Herrn bezichtigen. Keine Zeit bedurfte eines ſtrengeren Hüters ſeines Amtes, das ja doch ein heiliges iſt.

Schärfer als die Anklage des zuchtloſen Weibes brennt mich die Lüge meines lieben Sohnes. Gott iſt die Wahrhaftigkeit. Dieſem wahrhaftigen Gott ſoll mein Sohn dienen. Und — er lügt! Und er ſagt mir ins Geſicht hinein: „Du trägſt daran die Schuld!“ Ich fand noch immer nicht, womit ich mich ſelbſt ſtreng genug züchtigen kann, weil mein Sohn imſtande war, ſolches Wort wider mich auszuſprechen. Es iſt ein Wort der Verdammnis.

⊕ ⊕ ⊕

In meinem Dorfe haben ſich zwei Liebesleute das Leben genommen. Sie ertränkten ſich in der Ilm. Dergleichen geſchah noch nie. Wie konnte es nur geſchehen? Hier auf dem Lande, in dem Idyll von Thüringen, ein derartiges Drama!

Ein Zeichen der neuen Zeit; eine Tat des jungen Geſchlechts!

Der Genußgier der beiden ward durch die Eltern ein Hindernis geſetzt. Sie beſaßen keine Gottesliebe, alſo auch keine Gottesfurcht. So geſchah es denn. Nur ſo konnte es geſchehen! Es iſt furchtbar, daß ich es aufſchreiben muß.

Und das Furchtbarſte iſt: Ich muß aufſchreiben, daß die beiden Kinder meiner Gemeinde waren; von mir getauft; von mir in der Chriſtenlehre unterwieſen; von mir dem Herrn

zugeführt; von mir durch das heilige Abendmahl mit dem Herrn verbunden ...

Ich schloß mich in mein Kämmerlein, betete und rang den ganzen Tag, die halbe Nacht. Die Sache frißt an meinem Herzen. In meiner lieben Gemeinde zwei Selbstmörder! Selbstmörder aus solchem Grunde! Fällt das nicht auf mich? Bin ich für diese zwei nicht verantwortlich? Hätte ich nicht besser wachen müssen?

Wie — wie? Sie lassen mich ja nicht an sich heran. Unter ihnen befinden sich manche, die mich als ihren Feind betrachten. Und ich soll doch ihr Seelsorger sein! Schlecht sorgte ich für ihre Seelen, daß solche Tat unter ihnen geschehen konnte.

Ich rang und betete noch, als an die Tür geklopft ward. Mein Sohn war's. Er wollte zu mir. Also öffnete ich. Wie sah der Knabe aus! Totenblaß, mit weit offenen Augen, Entsetzen im Blick.

Ich rief: „Was ist dir geschehen?"

„Ich sah die zwei Toten."

„Die Unseligen!"

„Sie hatten sich lieb. Man duldete nicht, daß sie sich lieb haben sollten; man wollte sie trennen. Da starben sie."

„Als Todsünder."

„Wenn sie sich aber doch lieb hatten!"

„Lieber Sohn ..."

Und ich wollte versuchen, ihm die Schuld der beiden unseligen Menschen verständlich zu machen.

Er aber fragte mich: „Im Dorfe sagten sie, du wolltest den beiden Toten kein christliches Begräbnis geben. Ich sagte ihnen: sie lögen."

„Das sagtest du den Leuten? Du!"

„Als dein Sohn mußte ich ihnen das sagen; da es ja doch gelogen ist."

„Es ist nicht gelogen."

Gott, Herrgott, wie sah mich der Knabe an. Wie sah

mich mein Sohn an! Meine Seele bebt noch vor Entsetzen über meines Sohnes Blick, als er hinfiel, mir zu Füßen, und mir zu Füßen dalag wie tot.

⊕ ⊕ ⊕

Mein Sohn ist schwer krank. Er fiebert, phantasiert und kennt mich nicht. Ich versuche zu beten, versuche zu ringen mit meinem gestrengen Gott um meines Sohnes Leben. Ich *versuche* es nur.

Inzwischen ließ ich die beiden Selbstmörder begraben. Meiner Überzeugung getreu, gab ich ihnen kein christliches Begräbnis. Wie hätte ich das können? Der Mensch muß ja doch nach seinen Überzeugungen handeln. Das muß jeder Mensch. Wie viel mehr ein Geistlicher.

Meine Gemeinde grollte mir. Ich muß es hinnehmen. Am Sonntag war die Kirche fast leer. Es ist für mich ein großer Schmerz. Dazu meines Sohnes Todkrankheit. Die Prüfung ist hart.

Trost und Stütze finde ich an der Gräfin-Mutter. Sie versteht mich. Dagegen benimmt sich die junge Gräfin scheu gegen mich, und ihre Tochter, die mir teuer ist wie mein eigenes Kind, hält es mit meiner lieben Gemeinde. Bitterer als deren Groll trifft mich die sichtliche Abneigung des Mädchens. Und es ist doch noch ein Kind.

Todkrank ist mein Sohn ... Ich denke an die fünfzehn Jahre des Flehens und Harrens; ich denke an seiner Mutter Tod: weil er uns geboren ward — weil er *mir* geboren ward! Ich denke, wie er seitdem jede Stunde meines Lebens meine Liebe, meine Sorge und Angst war. An alle die Pläne und Hoffnungen für sein Leben denke ich; und —

Ich versuche nicht mehr, dieses heißgeliebte Leben durch Flehen und Kampf dem Herrn abzuringen. Er weiß, was nottut. Sein Wille geschehe.

Wenn nach seinem Willen mein Sohn sterben sollte, so — werde ich auch diesen seinen Willen preisen, wird da-

durch auch mein Leben vernichtet und unnütz gemacht. Ich will mit Gott nicht grollen, wie meine Gemeinde und das feine Kind oben mit mir. Stillhalten will ich.

⊕ ⊕ ⊕

Wie der Knabe fiebert und phantasiert; wie mein Sohn leidet. Und ich bin so hilflos, so hilflos!

⊕ ⊕ ⊕

Die Tochter der Wellerin umschleicht stundenlang das Haus. Diesen Morgen fand man sie eingeschlafen auf der Schwelle. Sie hat die ganze Nacht vor dem Hause gewacht. Ich möchte sie lieben um der Sorge willen, die sie für meinen armen Knaben hat. Es ist jedoch die Tochter der Wellerin. Ich mußte sie daher mit harten Worten fortschicken.

Auch der Sohn meines Kantors erweist Theodor Bruderliebe. Wie hell ist der Knabe! Er wird gewiß seiner Eltern sonnige Freude sein. Sie haben ein ganzes Nest voll lieber guter Kinder, die Glücklichen, die Gesegneten. Mein einziger Sohn ringt mit dem Tode; sein Vater kann ihm nicht helfen, muß seinen Sohn sterben lassen — diesen Sohn!

In meiner Gemeinde hat niemand Mitleid mit mir. Sie zeigen es mir, wollen mir damit wehe tun. Es gelingt ihnen auch. Sie sind mitleidslos gegen mich, weil ich jenen Übeltätern kein christliches Begräbnis geben ließ, weil ich meiner Überzeugung folgte, meine Pflicht tat.

⊕ ⊕ ⊕

Mein Sohn wird leben!
Gott, ich danke dir; Herrgott, ich preise dich!

⊕ ⊕ ⊕

Ich darf dem mir durch Gottes Gnade zum zweitenmal geschenkten Sohn meinen Jubel über seine Rettung nicht zeigen — so wenig wie meine Liebe, Sorge, Angst.

Er ist still und sanft — ist fern und fremd. Ist fern und fremd gegen mich!

Aber ich fand die Strafe, die ich für mich suchte und die ich nun geduldig für meine allzu schwache Vaterliebe hinnehmen will.

Bis jetzt leitete ich meines Knaben Unterricht. Es waren für mich Stunden des Glücks, Stunden des Lebens. Der Knabe ist so klug! Erst zehn Jahre ist er, und ich konnte schon beginnen, mit ihm Vergil zu lesen — Vergil mit meinem Sohn!

Nun entschloß ich mich, ihn von mir zu geben. Was dieser Entschluß mich kostet, wissen nur ich und mein Gott. Für meinen Sohn ist es indes am besten und für mich gilt es — eben als Strafe für meine allzu große Vaterliebe, die eben doch Vaterschwäche ist.

Ich lege seine Erziehung in eine andre Hand. Es ist die Hand eines vortrefflichen Mannes. Immerhin bleibt es die Hand eines Fremden, die fortan meinen Sohn führen wird.

Nach Weimar soll er kommen, bleibt mir also nahe. Ich werde ihn dann und wann sehen dürfen; er wird mir nicht ganz entrückt.

Die Vorbereitung für seinen Eintritt in das Christentum behalte ich mir vor. Das ist mein Vaterrecht! Nur von mir soll er in das göttliche Mysterium eingeführt werden. Ich machte also mit seinem zukünftigen Erzieher aus, daß er in jener Zeit jeden Sonnabend herüberkommen und bis Sonntagabends bleiben darf. Das ist mir eine große Beruhigung. Ein wahrer Trost! Und eines Trostes bedarf ich, obgleich meine Seele jubelt, daß mein Sohn mir erhalten blieb.

Wäre er nur nicht so fern und fremd —

⊕ ⊕ ⊕

Auch das muß geschehen. Ich muß um meine Gemeinde von neuem werben. Dienen muß ich um die Liebe, das

Vertrauen, den Glauben meiner Gemeinde. Von neuem anfangen muß ich.

So wird denn mein Leben ein ſchweres und kampfreiches ſein, wie es ſeither geweſen iſt. Das ſoll gewiß keine Klage ſein. Ich ſpreche es nur aus. Möge es noch ſchwerer, noch kampfreicher werden, habe ich doch meinen Sohn.

Mein Sohn lebt!

⊕ ⊕ ⊕

Ich machte ihm die Mitteilung, daß er ſich zum Herbſt von mir trennen ſoll; und ich glaubte, ihm dadurch einen großen Schmerz zufügen zu müſſen.

Ich törichter alter Mann!

Mein Sohn freut ſich, von mir zu gehen.

Es iſt das gewiß Knabenart; ich habe ſicher genau ebenſo empfunden.

Aber wenn unſere Kinder wüßten —

Fünftes Kapitel

Und doch gab es ein heißes Abſchiednehmen. Es galt nicht dem Vater. Theodor litt heftig unter dieſer „Roheit" — wie er ſeine kühle Empfindung in einem ſchmerzlich erregten Augenblick bei ſich ſelbſt nannte. Er verſuchte ſich zu zwingen, dem Vater gegenüber Trennungsſchmerz zu empfinden, dünkte ſich ſchändlich, daß es ihm nicht gelang, anders zu fühlen. Er erkannte den Kampf in ſeines Vaters Seele; beobachtete, wie dieſer ſich bemühte, ſein Leid zu verbergen; ahnte, was der alternde Mann mit dieſer Trennung dahingab; empfand Mitleid mit dem Einſamen und — freute ſich auf das Davongehen. Ja, er hätte innerlich gejubelt, ſich befreit gefühlt wie von einem Druck, einer Laſt, wäre nicht das Scheiden von der Heimat geweſen, das Abſchied-

nehmen von der Wassermühle und dem Schloßberge — von Ingrid und der Jakobe.

Der Abschied fiel in den Oktober, die wehmütigste und zugleich prächtigste Jahreszeit, in der die Natur ihren golddurchwirkten Purpurmantel umwirft, die Krone von blassen Herbstzeitlosen sich aufsetzt und die Erde mit Früchten überschüttet, mit überschwenglicher Fülle. In den Gärten war die Ernte von Pflaumen und Äpfeln; die Hausfrauen sorgten für ihre Wintervorräte; Gänseherden bevölkerten die Stoppelfelder, und auf den Ilmwiesen wurde das Grummet eingebracht. Der Altweibersommer ließ seine silberweißen Gewebe segeln. Es zogen die Vögel davon: Störche, Reiher und Wildgänse in langen Ketten. Aus hohen Lüften drang bisweilen ein stolzer Schrei zu der herbstbunten Erde hernieder. Wie ein Trompetenstoß klang's, der die fortziehenden Völker in Reihe und Glied hielt. Auch das war Abschied.

Theodor half in der Wassermühle der Wellerin das Grummet ernten. Auch Ivo König war dabei. Ivo König durfte in der Heimat bleiben mit seinem lichten Gesicht und leuchtenden Wesen. Wie leicht der Kantorssohn das Leben nahm! Als sei es eine ununterbrochene Reihe von Festtagen. Seine Seele befand sich beständig in der Sonne, während über seinem Gefährten stets etwas Schweres und Dunkles lag. Alle mußten ihn lieben. Auch die Jakobe, das Hexlein, welches eine große Schauspielerin werden wollte. Was das war, würde Theodor ja wohl jetzt in Weimar erfahren.

Weimar ... Ein Schauer überlief den Knaben: der Name hatte solchen Feierklang! Schiller und Goethe hatten in Weimar gelebt, waren in Weimar gestorben. Theodor las „Don Carlos". Er mußte ihn heimlich lesen, denn sein Vater bestimmte seine Lektüre. Ivo steckte ihm das rote Reclam-Büchlein zu. Nachdem er gelesen, war ihm zumute, als müßte er etwas tun; irgend etwas Großes. Sterben für irgend etwas. Und dieses Herrliche zu lesen, hatte sein Vater ihm nicht erlaubt; denn —

„Das verstehst du noch nicht!"

Von Goethe kannte er nichts. Aber Ivo König ſprach den Namen aus mit einer Stimme, einer Miene, als ſpräche er den Namen von etwas Geheimnisvollem, Überirdiſchem, Göttlichem. Der dritte hohe Name war dann: „Weimar". Er ſchien von jenen beiden andern Namen unzertrennlich zu ſein. Dieſen erhabenen Dreiklang ſollte er nun erleben. Es würde ein Rauſchen und Brauſen ſein wie vom Himmel herab.

Einſtweilen vernahm er noch das ſanfte Rieſeln der Ilmwellen. Bei dem glanzvollen Herbſtwetter trocknete das geſchnittene Gras im Umſehen. Die Kinder häuften es und machten aus der Arbeit eine Herbſtfeier. Auf einem Stücklein Kartoffelacker, das zur Waſſermühle gehörte, gruben ſie die liebe Erdfrucht aus, brieten ſie köſtlich braun in der glühenden Aſche und hielten unter dem ſtrahlenden Herbſtlaub ein Feſtmahl. Schmauſend leiſteten ſie das Gelübde, voneinander nicht zu laſſen: „Niemals!"

Es kam der letzte Sonntag im Schloſſe und er brachte den Abſchied von Ingrid. Nach der Mittagstafel beſuchten die Kinder miteinander ſämtliche Lieblingsplätze im Park. Beide hatten das dunkle Gefühl: „Jetzt wird es anders! Jetzt kommt ein neuer Lebensabſchnitt, mit dem das Alte, das Schöne und Schimmernde aufhört."

Ingrid ſagte: „Ich freue mich, daß du fortgehſt. Es iſt bei uns alles ſo eng. Ich weiß nicht, ob du mich verſtehſt? Sieh doch nur, wie weit wir hier über Berge und Täler hinſchauen, in alle Fernen hinaus. Und dann zu Hauſe — ich kann dir's auch nicht ſagen. Meine Eltern möchten es zu Hauſe weniger eng machen, können es nicht, müſſen alles beim alten laſſen, bei dem ich nicht Atem holen kann. Großmutter nennt es: die Tradition der Familie. Sie ſoll viele Jahrhunderte alt ſein und gilt bei uns mehr als der liebe Gott. Meine Eltern fürchten ſich davor, beten ſie jedoch auch an, müſſen ſie anbeten. Was iſt es nur damit, daß ſie ſolche Macht hat?"

„Sie wird wohl die alte Zeit ſein, davon wir ſo viel

hören, und die uns Junge doch nichts angeht. Oder kümmert sie dich?"

Leidenschaftlich rief das Kind: „Ich hasse sie! Sie geht bei uns um wie die graue Frau, die unsre Ahnin gewesen sein soll. Warum bleibt sie nicht in ihrem Grabe? In unsrer Gruft muß es sich recht gut liegen. Wenigstens recht still. Als ich ganz klein und recht unartig war, hieß es immer: ‚Warte du! Die graue Frau kommt und holt dich!' Das sagten meine Wärterinnen und die Mägde. Nun ich größer geworden und ungezogen geblieben bin, will mich Großmutter mit der alten Zeit und der Tradition des Hauses erschrecken und artig machen. Meine Eltern möchten den Spuk gern fort haben, leiden darunter und — glauben doch daran. Mich macht das garstige Gespenst böse: zu einem unartigen, schlechten kleinen Ding. Jawohl, du dummer Theo — böse und schlecht macht es mich."

Theodor sah seine Freundin mit heimlicher Bewunderung an. Wie schön sie war in ihrem kindischen Zorn über sich selbst und wie klug sie reden konnte. Was sie klar aussprach, dachte er nur. Vielmehr: er fühlte es. Unten im Pfarrhause war es nicht anders als hier oben im Schlosse. Womöglich noch ärger. Aber jetzt ging er fort.

Unwillkürlich rief er aus: „Kämst du mit!"

Sie jubelte auf: „Hinaus, hinaus! O du! Das wäre! Dann wollte ich — atmen wollte ich! Und klug werden! Denn jetzt bin ich noch ein kleines dummes Ding. Laß mich nur erst groß sein, dann, Theo — dann werden sie sehen! Wie sagtest du einmal? Wir müßten nicht nur gut und froh, sondern auch stark sein. Das habe ich nicht vergessen, das werde ich niemals vergessen."

So schieden die beiden treuen Kameraden: gut und rein, froh und stark in ihrer Jugend, der die Zukunft gehörte. . . .

Dann brachte Pastor Emanuel seinen Sohn nach Weimar. Das Andreasinstitut lag auf der Höhe gegenüber der „Altenburg", die Franz Liszt mit der Fürstin Karoline von Wittgenstein bewohnt hatte. Es war also auch klassische Stätte.

Im Grunde rauſchte Theodors lieber Heimatfluß, die grüne Ilm, lagen das prächtige Reſidenzſchloß und der Park, den Goethe geſchaffen hatte, darin das umſchattete helle Häuschen am Stern ſtand, ein Heiligtum deutſcher Nation. An dem altertümlichen Hauſe des Inſtituts vorüber führte es zwiſchen Feldern und Fruchtbarkeit nach Tiefurt. Der Leiter der Anſtalt ſtammte aus Schulpforta und war durch Charakter und Weſen berufen, eine gute Jugend für ein neues Geſchlecht kraftvoll zu erziehen. Seiner großen Verantwortlichkeit voll ſich bewußt, lenkte er Seele und Geiſt der ihm anvertrauten Knaben, einen jeden nach ſeiner eigenſten Natur, die zu ergründen und zu entwickeln dem vortrefflichen Mann ein Hauptparagraph ſeiner Lehrmethode war. Einer der ehrwürdigſten regierenden Fürſten Deutſchlands hatte ihm ſeinen jungen Sohn übergeben, mit dem dringenden Wunſche: der Prinz ſollte als Bürger erzogen werden, durchaus gleichberechtigt, durchaus gleichgeſtellt mit jedem andern tüchtigen Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft. Der fürſtliche Knabe ſollte ſo wenig einen Standesvorteil haben wie ein Standesvorurteil. Dadurch hoffte der Herzog ſeinen zärtlich geliebten Sohn am beſten für das Leben vorzubereiten, das auch für Prinz Andrea Arbeit und Mühe ſein ſollte.

Theodor Baumert ward nach ſorgfältiger Prüfung der Klaſſe zuerteilt, darin der Prinz ſich befand. Der Profeſſor brachte den Paſtorsſohn aber noch näher mit dem zukünftigen Erben großer Reichtümer und fürſtlicher Landſitze in Beziehung, indem er ihn mit wohlerwogener Abſicht zu deſſen Stubengenoſſen machte: das ernſthafte und feſte, zugleich klare und reine Weſen Theodors ſollte auf das immerhin etwas ſtandesbewußte Prinzlein von gutem Einfluß ſein. So begann denn der Sohn des kleinen Dorfgeiſtlichen ſein neues Leben mit einer Auszeichnung. Sein Vater bemühte ſich, von der Sache beſcheiden zu denken, konnte indeſſen nicht verhindern, unchriſtlichen Stolz zu empfinden: ſein Schmerzensſohn war eben doch ein prächtiger Knabe! Auch

die Gräfin-Mutter würde sich freuen. Zu seinem Befremden ließ diese bei der Mitteilung des Ereignisses in ihrer feinen Art den Vater merken, daß sie dem Sproß des großen Hauses einen adeligen Kameraden gewünscht hätte, wie sie denn des Prinzen Unterbringung in einer bürgerlichen Erziehungsanstalt für höchst unpassend erklärte, ein Zeichen der Zeit, das zu ihrer Zeit unmöglich gewesen wäre: „Schlechterdings undenkbar, lieber Pastor."

Theodor fühlte kein Heimweh. Aber in den langen Berichten, die er jede Woche seinem Vater senden mußte, schrieb er manches, was ihm nicht vom Herzen kam: seinem Vater zuliebe, mit dem er wiederum tiefes Mitleid empfand. Und wiederum war er sich der Lüge bewußt, die doch seinem ganzen Wesen zuwider war. Keinen andern Menschen hätte er jemals belügen können; nur seinen Vater! Auch gegen sich selbst war er wahrhaftig genug, es einzugestehen, und er litt schwer darunter. War es wirklich Mitleid mit dem einsamen Manne, dessen ein und alles er war? Denn Theodor erkannte, daß er von seinem Vater heißer geliebt ward, als dieser seinen Herrn und Heiland liebte. Aber war es Mitleid? War es nicht Furcht, Feigheit? . . . Ja! Er mußte erkennen, daß er seinem Vater gegenüber furchtsam und feig war. Auch das war seines Vaters Schuld. Nicht nur zum Lügner machte er ihn, sondern auch zum Feigling.

In seinen wöchentlichen Berichten sollte er über alles strenge Rechenschaft ablegen. Besonders über sein Verhältnis zu Gott. Er sollte beständig scharf in sich blicken, beständig im Gebet mit Gott ringen, wie Pastor Emanuel tat. Um mit Gott ringen zu können, mußte er dessen lebendiges Wesen empfinden. Also fuhr Theodor als Knabe fort, was er schon als kleines Kind getan: der Gottgeschenkte ward mehr und mehr zum Gottsucher. Und niemand, dem er sich auf diesem seelischen Suchgang anvertrauen konnte. Seinem Vater am allerwenigsten. Diesem niemals!

In der Anstalt auf dem lieblichen Hügel der Altenburg herrschte ein fröhliches Leben. Es war ein gesundes Leben,

kräftig wie der Wind, der über Weimars Hochebene hinwehte. Die Knaben, die auf der freien Höhe zu guten, tüchtigen Menschen herangebildet werden sollten, durften nach Herzenslust wilde Jungen sein; sie durften jubeln, jauchzen, toben und tollen, durften Jungenstreiche verüben. Nur durften es keine schlechten Streiche sein; und wurde ein Zögling bei einer Lüge ertappt, so kam er an einen moralischen Schandpfahl zu stehen. Sie war der Sünden allergrößte, allerverächtlichste. Theodor Baumert, der beständig seinen Vater belog, begann sich selbst zu verachten.

Täglich unternahmen die Zöglinge in verschiedenen Abteilungen weite Spaziergänge. Jede Schar begleitete ein Lehrer. So lernte Theodor Weimars heiliges Land kennen. Man führte die Knaben in das Schillerhaus, und abends wurde Schiller gelesen. Vorüber am Goethehause am Frauenplan ging es hinaus nach Belvedere, und unterwegs erzählte der Mentor seinen Telemachen von dem wundersamen Manne, welcher der Menschheit das höchste aller Sittengesetze gegeben hatte: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ Theodor sah Goethe und Schiller in ihren Standbildern vor dem Theater und blickte mit ehrfurchtsvollem Staunen zu den beiden hehren Vereinigten empor, von denen jeder dem Andern seinen Ruhmeskranz gönnte. Er hörte von Herder und Wieland, von Karl August und der Herzogin Amalie, betrat alle die Stätten, auf denen jene Erlauchten gewandelt, und die sie geweiht hatten. So ward selbst der Boden unter seinen Füßen für ihn zum Erzieher und Bildner.

Eines Abends durften die Zöglinge das Theater besuchen. „Götz von Berlichingen“ wurde gespielt. Also d a s war das Schauspiel! Gab es Höheres, Herrlicheres? War das nicht das Höchste? Eine Religion? Jedenfalls hielt der Knabe das Schauspielhaus in Weimar fortan für einen Tempel, darin eine Gottheit thronte. Er mußte viel der kleinen Wellerin und ihres großen Wortes gedenken: „Schauspielerin will ich werden!“ Also Priesterin! Sein Vater sprach von derartig hohem Wesen wie von einem Dinge, mit

dem er nichts Gemeinſames hatte. Auch hierin dachte ſein junger Sohn anders, ganz anders. Wie kam das nur? Es war nicht ſeine Schuld, in allem anders zu denken und zu fühlen. Es war eben ſo. Sein Vater würde ſicher der neuen Zeit, dem jungen Geſchlecht die Schuld geben: Schuld an allem Schlimmen und Schlechten.

„Neue Zeit — junges Geſchlecht . . ."

War die Zeit nicht ſtets eine junge Zeit? Alſo mußte auch das Geſchlecht ſtets ein junges ſein. Konnte Jugend ſchlecht und ſchlimm ſein?

Nach der Aufführung des „Götz" ſchrieb Theodor an ſeine ehemalige Geſpielin einen langen Brief, darin jedes Wort glühende Begeiſterung atmete. Seinem Vater verſchwieg er die große Begebenheit und fühlte ſich deswegen von neuem ſchuldbewußt.

Er verſchwieg noch mehr: daß er ſelbſt an einem Drama ſchrieb! Er tat es mit Schauern in der Seele, als beginge er ein Myſterium, deſſen Weihen er niemals würdig ſein könnte. Denn — ein Dichter!

Paſtor Emanuels Sohn —

Das alles hatte Weimar an ihm vollbracht.

Sechſtes Kapitel

Mit ſeinem Stubengenoſſen gab es allerlei Kämpfe: die Gegenſätze waren zu große; und das Prinzlein kam von ſeiner Art ſo leicht nicht los. Wie ſollte es auch ſo ſchnell frei werden von dem, was ſein Erbe und Blut war? Die Fürſtenart wurzelte durch Jahrhunderte ſo feſt in des Knaben Innerſten, wie in Theodors Seele ſeine Eigenart. Er beſaß dazu gleiches Recht wie eines jeden Vaters Sohn. Man hätte ſie ihm daher laſſen ſollen. Aber der Herzog wollte in ſeinem Sohne einen ſtarken Drang erwecken nach neuen

Anſchauungen, neuen Errungenſchaften, neuen Entwicklungen und Fortſchritten. Der regierende Herr dachte freier und weiſer als der fromme Gottesmann und die Leute im Schloſſe auf der grünen Bergkuppe, die über das deutſche Land mit ſchier unbegrenztem Horizont hinſchauten.

Übrigens beſaß Prinz Andrea den beſten Willen, ſich den Erziehungsprinzipien ſeines Herrn Vaters zu fügen. Die gute Abſicht ward ihm nur durch ſeine Natur erſchwert. Seinem bürgerlichen Stubengenoſſen gegenüber klagte er ſich in weichen Stunden bisweilen auf das heftigſte an, was Theodor immer wieder mit den Unarten des Prinzleins verſöhnte. Einmal rief er verzweiflungsvoll aus: „Das iſt alles recht ſchön und gut. Aber was will mein Vater damit? Ich bin nun doch einmal ſein Sohn! Genau wie mein Bruder, der Erbprinz, der in Potsdam bei der Garde ſteht. Mit mir wird eben ein Experiment gemacht. Wozu? Ich kann ja ſpäter doch nicht wie ein Bürgersſohn leben. Alſo wozu? Hier gefällt mir's recht gut. Ich bin luſtig mit den andern Jungen, ſpiele mit ihnen, lerne mit ihnen, prügle ſie und laſſe mich von ihnen prügeln. Es iſt mir ganz recht, hier nicht Hoheit zu ſein und keine Lakaiengrimaſſen zu ſehen. Aber — wozu? Ja, und du, Paſtorchen! Du biſt ein lieber Kerl! Läſſeſt dir von mir nichts gefallen. Das gefällt mir am meiſten an dir. Neulich haſt du mir's tüchtig gegeben. Durchgebläut haſt du mich, als wär' ich ein Schuſterjunge. Und ich trage es dir nicht einmal nach. Du haſt ſo etwas an dir, daß man dir gut ſein muß. Deshalb ſage ich dir auch Dinge wie keinem ſonſt. Heute ſage ich dir: es ſteckt allerlei in mir, wofür ich nichts kann. Wenn ich unten im Schloſſe bei meinem hohen Verwandten, dem Großherzog Karl Alexander, bin und wieder heraufkomme, dann — ich möchte mich dann jedesmal beim Kragen packen und tüchtig ſchütteln. Wenn das mit mir nicht anders wird, kann ich einmal nicht für mich einſtehen; dann iſt mein Herr Vater glänzend blamiert. Oder — ich ſchlage ganz aus der Art, ſage mich los

von denen da oben, bleibe ganz hier unten. Dann kann mein Herr Vater sich freuen. Ob er sich freuen wird, ist freilich eine andre Sache. . . . Was meinst du, Pastor, zu dieser Ohrenbeichte?"

„Ich kann gar nichts meinen. Deine Welt und deine Art sind mir fremd."

„Versprich mir eins."

„Wenn ich kann."

„Hilf mir, mich in deiner Welt zurechtfinden. Nicht nur jetzt, sondern auch später. Du mußt auch später mein guter Genosse sein. Willst du?"

„Ja."

„Wenn du einfach ‚Ja' sagst, ist es dasselbe, als würde ein andrer schwören. . . . Ich habe noch eine Bitte: du mußt mich in den Osterferien nach deinem Dorf mitnehmen. Ich will deine Freundin kennen lernen."

„Das Komteßchen?"

„Solcher kenne ich genug. Das Dirnchen von der Wassermühle. Wie heißt es doch gleich?"

„Jakobe."

„Ist sie so absonderlich wie ihr Name?"

„Sie ist mir lieb. Weiter weiß ich nichts."

„Ich will, daß sie sich in mich verlieben soll. Da ich ein Prinz bin, tut sie's sicher. Oder meinst du nicht?"

„Ich meine, daß du ein dummer Junge bist."

Der „dumme Junge" wurde böse, wollte für das Wort „Revanche" haben. Sie schlugen sich nach Jungenart, versöhnten sich, besprachen die Osterfahrt, dafür dem Prinzlein erst „oben" gnädige Genehmigung erteilt werden mußte, trotz der bürgerlichen Erziehung, deren es sich erfreute.

Doch zunächst kam Weihnachten, kamen für Theodor die ersten Ferien. Bereits Wochen vorher zählten die Knaben die Tage. Jeden Tag, der glücklich vorüber war, strichen sie des Abends mit Rotstift triumphierend aus; und jeder erzählte, wie zu Hause Weihnachten gefeiert ward. So schön

wie nirgends ſonſt! Auch für dieſe neue Jugend war es noch immer das Feſt der Feſte; auch dieſe junge Zeit fühlte noch immer die alte Weihnachtsfreude, aß gern polniſche Karpfen und verdarb ſich bereitwilligſt an Pfefferkuchen und Marzipan den Magen. Es konnte wirklich keine ſchlechte oder gar bösartige junge Zeit ſein.

Das Prinzlein wurde von einem feierlichen Kammerherrn abgeholt, ließ durch Theodor die Jakobe „herzlichſt" grüßen, fuhr im übrigen ebenſo ſeelenvergnügt wie alle andern Knaben heimwärts. Theodor war der letzte und der am wenigſten Frohe. Woher kam das? Er liebte ſein Dorf leidenſchaftlich, liebte leidenſchaftlich die Ingrid vom Schloßberg, hatte Ivo König recht gern und wurde ſeltſam erregt, wenn er der Ilmnixe gedachte. Und ſein Vater —. Er wußte, daß ſein Vater nicht nur die Tage, ſondern die Stunden zählte, die ihn von ſeinem Liebling trennten; wußte, daß der alte Mann ſich ſchon jetzt auf dieſes erſte Wiederſehen vorbereitete, um dem Heimgekehrten ſeine Liebe, ſein Glück, ſeinen Jubel nach Möglichkeit zu verbergen. Trotzdem konnte er nicht von Herzen froh werden, des Wiederſehens mit ſeinem Vater gedenkend. Wenn dieſer den Sohn ausforſchte, gewaltſam in ſein Inneres drang, jede Regung desſelben kennen wollte, ſo würde er lügen müſſen, wiederum lügen, immerfort lügen! Jetzt und — ſolange er noch einen Vater beſaß. Gerade in der Fremde hatte Paſtor Emanuels Sohn mit unerbittlicher Klarheit empfunden, wie fremd er im innerſten Weſen ſeinem Vater ſei — d i e ſ e m Vater! Wie ſollte der Mann die Erkenntnis ertragen? Alſo mußte der Sohn lügen. Und das fort und fort. . . .

Es lag hoher Schnee, herrſchte klares Froſtwetter, war eine leuchtende Welt. So recht eine Weihnachtswelt war's! Theodor wurde im Schlitten abgeholt. Schafpelze lagen aufgehäuft, und Ivo König ſaß darin, ſtrahlend wie die im Sonnenſchein funkelnde Wintererde. Der ſchöne junge Menſch erſchien Theodor wie ein Genius dieſer glanzvollen Natur.

Unterwegs ward geſchwatzt und geſchwatzt. Das heißt: Ivo ſchwatzte. Es gab viel zu berichten. Vor allem die große Neuigkeit, daß er Künſtler werden würde: Maler; und daß er zu Oſtern in die Kunſtſchule eintrat. Wo wohl? In Weimar — wahr und wahrhaftig! Was Theodor dazu ſagte? Ob Theodor wußte, was das bedeutete: Künſtler werden! Wenn er's nicht wußte, ſollte er es ſich von ihm ſagen laſſen. Es bedeute, in Schönheit zu leben! Es bedeute: ſein Leben zu genießen. Bedeute, aus dem Leben eine ununterbrochene Reihe ſchöner Tage zu machen; in Sonne, Freude, Luſt zu ſchwelgen; das Glück mit beiden Händen vom Himmel herabzureißen. Ob er's nun verſtünde? ... Nein? ... Dann wäre ihm nicht zu helfen. Er müßte es dann an ſeinem: an Ivo Königs Künſtlerleben erfahren. Dieſer würde ihm dann die Herrlichkeit eines ſolchen an ſich ſelber zeigen.

„Haſt du denn zum Malen großes Talent?"

„Pah, Talent! Ich will Maler werden! Mein Wille iſt genug. Heutzutage bedarf es zu allem nur des Willens. Darauf kommt es heutzutage an; und das bei allem und allem? Auf die Technik. Technik läßt ſich lernen. Ich könnte ebenſogut Bildhauer, Muſiker, Dichter werden; denn auch bei dem Bildhauer, dem Muſiker, dem Dichter beſteht heutzutage die ganze Kunſt in der Technik. Wer in der Technik Meiſter wird, iſt ein großer Mann. Dem gehört das Leben. Es ſoll mir gehören! Alſo ſchneide kein dummes Geſicht, du alter, eklicher Pedant!"

Jede Kunſt heutzutage Technik? Nichts als Technik? Jede „Kunſt"? ... Und Theodor, der mit heftigem Herzklopfen und allen Schauern des Myſteriums heimlich an einem Griechendrama dichtete, fuhr fort, ein dummes Geſicht zu machen.

Eingeſchneit lag das Dorf. Die Ilm war feſtgefroren, der Schloßberg eine hohe Schneepyramide. Die Bäuerinnen hatten es gar geſchäftig. Mit Pfannen, darin fettes Schweinefleiſch lag; mit dicht verhüllten Brettern, darauf rieſige Stollen

ruhten, liefen ſie zu dem allgemeinen Brat- und Backhauſe des Dorfes. Auf ſämtlichen Höfen ward das Weihnachtsſchwein geſchlachtet, machten die Hausfrauen Wurſt — jede nach eigenem Rezept! — kochte die köſtlich duftende, feſtliche Wurſtſuppe in gewaltigen Keſſeln und Pfannen über dem hochflackernden Herdfeuer. Schinken ward eingelegt und als Feſtbraten wohl noch eine verſpätete Martinsgans gerupft. Dazu gab's Kartoffelklöße, Thüringer Kartoffelklöße!

Aus den Schornſteinen wirbelten feine Rauchſäulen kerzengerade in die Höhe, gegen die beſchneiten Berglehnen, die in der Farbe lichtblauer Hyazinthen glänzten, ſich abhebend; im ganzen Dorfe roch es nach Gebratenem und Gebackenem, als läge am Ufer der Ilm das neue, glückſelige Phäakenland ...

Als Theodor dem Pfarrhauſe ſich näherte und ſeinen Vater an dem eiſig kalten Wintertage barhaupt vor der Tür ſtehen ſah, ſein langes, weißes Haar im Winde flatternd, überkam ihn ſeine Sohnesliebe wie eine Macht. Er ſprang aus dem Schlitten, lief auf den alten Mann zu, hing an ſeinem Halſe. Für beide war's ein glücklicher Augenblick.

Nun hauſte der Knabe wieder in dem Zimmer ſeiner Kindertage, an deſſen Fenſtern die Zweige der Linde rührten, nachts der Winterſturm rüttelte und die Erinnerungen an alte Zeiten ihn nicht einſchlafen ließen, daß er lauſchend lag, als ſprächen Stimmen in ihm. Er hörte die Dorfhunde bellen und hatte ein Gefühl der Sicherheit, des Geborgenſeins, wie es der Menſch nur im Elternhauſe haben kann. Er dachte viel daran, daß er nächſtes Jahr zu Oſtern konfirmiert werden und die Vorbereitung für das große Myſterium von ſeinem Vater empfangen ſollte. Er verſuchte in den wachen Stunden dieſer erſten Heimatnacht ſich einzureden: Alles könnte noch gut werden; er könnte in Wahrheit ſeines Vaters Sohn ſein und deſſen Lebenswunſch erfüllen, die Tradition des Hauſes fortzuſetzen, die einen Baumert nun einmal für das Predigeramt beſtimmte.

Seines Vaters Lebenswunsch. — Es war mehr als das: seines Vaters L e b e n war's! Er würde zum Vatermörder werden, wenn er erklären müßte: „Gott helfe mir; ich kann nicht anders! Ich k a n n nicht Geistlicher werden!"

Weshalb konnte er nicht? Er war ja doch ein Christ, besaß ja doch den Glauben, hielt es für unmöglich, daß ein Mensch nicht Christ sein und nicht den Glauben haben könnte. Es müßte jedoch ein lebendiger Glaube sein, wie es einen lebendigen Gott geben sollte. Als kleiner Knabe war er ausgezogen, diesen zu suchen, und hatte ihn nicht gefunden. So mußte er denn als Jüngling und Mann ausziehen und suchen; mußte als Jüngling und Mann finden: den lebendigen Gott in seinen Werken! Dieser lebendige Gott hatte seinen eingeborenen Sohn gesandt, um vom Vater zu zeugen. C h r i s t u s h a t t e g e l e b t! Also mußte auch Gott leben! Der Vater im Sohne. Mit diesem Gedanken schlief Pastor Emanuels Sohn ein; und sein Schlummer im Vaterhause war voll Friedens und seliger Träume wie in seinen glücklichsten Kindertagen ...

Gleich am nächsten Morgen wollte Theodor auf den Schloßberg, um Ingrid zu begrüßen. Plötzlich befand er sich auf dem Wege zur Wassermühle, wie getrieben von einer geheimnisvollen Gewalt. Die Wintersonne machte das verschneite alte Gemäuer zu einem glanzvollen Märchenhaus; das seit Jahrzehnten stillstehende morsche Mühlrad war in eine wundersame Eisorgel verwandelt, von der lange Zacken gleich Strahlen herabhingen. Schon von weitem rief er den Namen, dessen Klang ihn diesen Weg führte, wo er doch einen andern hatte einschlagen wollen.

„Jakobe! Jakobe!"

Auf seinen Ruf trat diese aus dem Hause, als ob sie darauf gewartet hätte. Umflossen von dem Glanz des leuchtenden Morgens ging sie ihm entgegen. Wie sie gewachsen — wie schön sie geworden war! Und so ganz anders als andre. Theodor mußte an das Prinzlein denken, welches

kommen und in das fremdartige Kind ſich verlieben wollte. Was hatte der Fürſtenſohn mit der Tochter der Wellerin zu ſchaffen? Sie war eine Plebejerin, ein Kind aus dem Volke. Theodor war wahrhaftig eiferſüchtig.

Jakobe ſagte: „Da biſt du ja! Du kommſt aus Weimar. Wie iſt es dort? Du warſt im Theater. Erzähl, erzähle! Deinen Brief kenne ich auswendig. Es muß geweſen ſein — ſagen läßt es ſich nicht.“

„Was muß ſo unſagbar geweſen ſein?“

„Das Theater, die Schauſpieler. Du mußt mir alles erzählen. . . . So erzähle doch!“

„Zuerſt will ich dich begrüßen. Freuſt du dich gar nicht, mich wiederzuſehen?“

„Ja, o ja. Ich freue mich. Aber das Schauſpiel?“

„Willſt du noch immer Schauſpielerin werden?“

„Noch immer.“

Er wollte ſie auslachen, verſtummte jedoch; ſie war ein gar zu eigentümliches Geſchöpf mit ihrem blaſſen, faſt weißen Geſicht und den hellen ſprühenden Augen unter dem blauſchwarzen Haar.

Da ſagte ſie wieder: „Ob ich noch immer Schauſpielerin werden will —“

Und plötzlich erzählte ſie ihm das dunkle Etwas, das wie ein Grauen über ihrer Geburt lag. Sie zog den Gefährten ihrer Kinderzeit mit ſich fort, auf die hart gefrorene funkelnde Schneedecke, der Ilm entlang, und flüſterte das Geheimnisvolle, das Große ihm zu: „Mein Vater war Schauſpieler. In Weimar, weißt du, wo meine Mutter bei einer feinen Dame im Dienſt ſtand. Er war ſo jung und ſpielte die ſchönen Jünglinge, um welche die Frauen ſtarben. Alle jungen Damen in Weimar waren in ihn verliebt. Er kam auch in das Haus, wo meine Mutter Jungfer war. Sie durfte oft ins Theater. Da ſah ſie ihn ſpielen. Sie ſah, wie die Frauen auf der Bühne ihn liebten und um ihn ſtarben. Sie mußte bitterlich weinen, mußte Tag und Nacht daran denken: wie ſchön es ſein müßte, für ihn ſterben zu dürfen.

Und er kam in das Haus ihrer Dame, die auch in ihn verliebt war.

„Er beachtete meine Mutter niemals, ſchaute über ſie hinweg, als wäre ſie nicht da. Eines Sonntags im Sommer ging ſie mit andern Mädchen, die freien Ausgang hatten, nach Ettersburg. Im Gaſthofe war Tanz. Keine konnte tanzen wie meine Mutter. Sie hätte viele Liebhaber haben können, nahm jedoch nicht einen — nein, nicht einen! An dem Sonntage ward es anders.

„Aus Weimar kamen die Schauſpieler, um in Ettersburg luſtig zu ſein. Darunter befand ſich auch der Junge, Schöne, Herrliche. Er war von allen der Luſtigſte. Als er meine Mutter ſah, ging er geradeswegs auf ſie zu, nahm ſie ihrem Tänzer einfach fort und tanzte mit ihr. Nur mit ihr! Den ganzen Abends bis ſpät hinein in die dunkle, heiße Sommernacht.

„Und ſo — nun ja. Und ſo iſt's geweſen . ."

„So iſt's geweſen . . ."

Gedankenlos ſprach Theodor dem Mädchen die letzten Worte nach; auch flüſternd, als wär's ein Geheimnis, das ihm verraten ward. Ihn überlief's. Zum erſtenmal hörte er von dergleichen. Zum erſtenmal von dem großen Myſterium: Mann und Weib. Er verſtand es nicht, hörte nur: „So iſt's geweſen . . ."

Wunderſam mußte es geweſen ſein in der dunklen, heißen Sommernacht.

Die Jakobe raunte dem Knaben zu: „Ich bin ein Kind der Liebe, weißt du, ein Kind der Sünde. So ſprechen die Menſchen, ſo ſpricht dein Vater, der ein Geiſtlicher iſt und es wiſſen muß. Solche Kinder ſollen ganz anders ſein, als ſonſt Kinder ſind. Wohl viel ſündiger. So meint dein Vater, und er muß es wiſſen. Deshalb will er nicht, daß du mit mir zuſammen biſt; denn ich könnte dich mit meiner Sünde anſtecken. Vergiften könnte ich dich. Und du biſt ein Paſtorenſohn! Mich kümmert nicht, daß ich bin, was ich bin. Nicht im geringſten! Auch meine Mutter kümmert's

nicht. Die iſt ſtolz darauf. Oft erzählt ſie mir von deiner Mutter. Daß ſie eine Frau geweſen, ganz anders als dein Vater iſt. Als dein Vater hart gegen meine Mutter war, hat die deine ſie in ihrer höchſten Not rufen laſſen und ihr dich an die Bruſt gelegt. Dein Vater hat nichts machen können gegen den Willen ſeiner ſterbenden Frau. Das kann er meiner Mutter nicht verzeihen und mir auch nicht. Aber uns kümmert's nicht."

Leidenſchaftlich rief der Sohn der toten Paſtorsfrau: „Ich freue mich, daß ihr's euch nicht kümmern laßt!"

Weiter berichtete das Sündenkind mit leiſer Stimme: „Meine Mutter hätte oft heiraten können. Schon damals, als ſie mich unter dem Herzen trug. Sie wollte nicht. Sie war ſtolz auf das, was ihre Schande ſein ſollte; wollte ſie nicht verbergen. Auch ſpäter nahm ſie keinen Mann; um jener dunklen, heißen Sommernacht willen; und weil nach dem einen kein andrer ſie küſſen ſollte."

„Sagte ſie dir das?"

„Nein."

„Woher weißt du's alſo?"

„Ich weiß es. Du aber weißt jetzt, weshalb ich Schauſpielerin werden muß."

„Weil du deines Vaters Tochter biſt?"

„Ich kann nicht anders."

„Und dein Vater?"

„Wenn ich erſt groß bin, gehe ich fort und ſuche meinen Vater."

„Von deiner Mutter gehſt du fort?"

„Ich muß meinen Vater ſuchen."

„Hat er ihr niemals geſchrieben?"

„Niemals."

„Das muß deine Mutter doch ſehr gekränkt haben."

„Ich glaube nicht."

„Oh!"

„Es war für ſie ſolch Glück geweſen, von ihm geliebt worden zu ſein."

„In einer einzigen dunklen, heißen Sommernacht ... Und das kannst du verstehen?“

„Ja, ja, ja.“

Sie sagte es dreimal mit lauter Stimme, eindringlich, feierlich.

⊕ ⊕ ⊕

Am ersten Weihnachtsfeiertage war im Schlosse Galatafel, zu der Pastor Emanuel mit seinem Sohne altem Brauch gemäß geladen war. Theodor fühlte sich in dem Grafenhause seltsam fremd. Auch Ingrid schien ihm während seiner Abwesenheit gleichsam entrückt worden zu sein, was ihm tiefes Weh verursachte. Im übrigen war alles wie sonst. Genau so, wie es bei festlichen Gelegenheiten von jeher gewesen war und gewiß immer sein würde: die Diener trugen große Livree; die Beamten erschienen im Frack und weißer Krawatte, die Damen gleichfalls in Toilette mit Schmuck; die Gräfin-Mutter war womöglich noch majestätischer; Graf Engelhardt hatte ein gedrücktes Wesen und Gräfin Jutta erwartete ihr sechstes Kind. Für eine neue Generation zur Erhaltung der Tradition war also genügend gesorgt. Der Tisch war weihnachtlich mit weißen Christrosen und dem mattgrünen Laub von Mistelzweigen geschmückt; zu der Staatslivree der Bedienten kam das historische prächtige Tafelservice derer von Trebra; es gab getrüffelten Indian und Sekt, bei welchem Pastor Emanuel in feierlicher Rede das Wohl des gräflichen Hauses ausbrachte und die Beamten sich ehrfurchtsvoll erhoben, um mit der Herrschaft anzustoßen. Das nämliche durften auch Gesellschaftsdame, die beiden Gouvernanten und der Hauslehrer, ein Kandidat der Theologie — gleichfalls der Tradition gemäß.

Trotz seines kindischen Leides um das ihm fremdgewordene Komteßchen sah Theodor mit hellem Blick alles schärfer als früher. Das hatte der erst so kurze Aufenthalt auf der freien Höhe über dem Park von Weimar bewirkt. Prinz Andrea

fiel ihm ein. Ob auch dieſer zu Hauſe mit neuen Augen ſeine alte Umgebung betrachten würde? Schwerlich. Es war eben doch die ſeine. Der Herzog tat wirklich nicht recht, aus ſeinem Sohne einen andern Menſchen machen zu wollen, als er durch Geburt war — ſchloß Theodor altklug ſeine Betrachtung.

Wie untertänig die Beamten, wie demütig Geſellſchaftsdame, Gouvernanten und Hauslehrer waren. So ſtark war ihm dieſes ſervile Weſen nie aufgefallen. Und ſein ſtarrer Vater. Auch ſein Vater glich den übrigen mehr als früher. Oder war es immer ſo geweſen, und er erkannte es erſt jetzt?

Die Gräfin-Mutter fragte Theodor nach dem Prinzen, ob er ebenſo gehalten würde wie alle andern.

Trotzig wurde Ihrer Exzellenz von dem Knaben erwidert: „Genau ebenſo. Wir würden es uns anders gar nicht gefallen laſſen. Er hätte ja nicht zu kommen brauchen. Da er zu uns kam, muß er uns gleich ſein. Das hilft nichts; da gibt's keine Ausnahme. Wir haben ihn ſchon tüchtig geprügelt. Er verträgt's recht gut."

Man war ſehr ſtill. Paſtor Emanuel warf ſeinem kecken Sprößling einen erſchreckten, mißbilligenden Blick zu und machte eine beſchwichtigende Bemerkung, darauf die Gräfin-Mutter kühl entgegnete: „Ihr Sohn hat recht: es darf keine Ausnahme gemacht werden. Er hat ſeinen bürgerlichen Standpunkt gut vertreten ... Stehen wir auf."

Man begab ſich in den Saal, wo der Chriſtbaum ſtand. Er reichte bis zur Decke und war mit altväteriſchem Schmuck behangen. Rings lagen die Geſchenke der Familie aufgebaut; Beamte und Dienerſchaften hatten die ihren bereits am Heiligen Abend fortgenommen. Paſtor Emanuel erhielt erſt heute ſeine Beſcherung: eine Kiſte edlen Rheinweins, ein Fäßlein Kaviar, Zigarren und in einem von Gräfin Jutta gehäkelten Seidenbeutelchen hundert Mark in Gold für ſeine Armen. Es waren jede Weihnachten die nämlichen reichen und nützlichen Gaben nebſt einer gewaltigen Schüſſel Weihnachtsgebäck: Pfefferkuchen, Marzipan und was ſonſt zum

Christfest an Süßigkeiten gehört, alles im Schloß gebacken. Die Anfertigung des Marzipans wurde von der Exzellenz in eigener Person überwacht. So hatte sie es über vierzig Weihnachten gehalten.

Auch Theodor bekam aufgebaut: Krawatten, Handschuhe und sonst allerlei Zweckmäßiges. Es waren mehr milde Gaben als Geschenke, was der Knabe zum erstenmal dunkel empfand. Unter dem Konfekt lag ein Päcklein in rosa Seidenpapier gewickelt, mit rosa Seidenband zierlich verschnürt. Ihm schlug plötzlich das Herz. Wenn ihm das Rosige von Ingrid kam? Und es kam von ihr! Ein eigenhändig gestrickter Schal. Nicht etwa aus mausegrauer Wolle, sondern in glühendstem Scharlach leuchtend, ein Prachtstück! Durch die strahlende Spende wich alle Fremdheit, die er gegen die Fee seiner Kinderzeit gefühlt hatte, mit einem Schlage von ihm.

Dann ward es wie in alten Tagen — so lange her erschien ihm, was erst so kurz hinter ihm lag. Er ging mit Ingrid durch den verschneiten Park. Sie mußten sich den Weg bahnen, schüttelten die Äste, überschütteten einander mit den schimmernden Lasten, lachten und waren frohe Kinder. Theodor wollte sie zur Rede stellen, weshalb sie anfangs so vornehm getan hätte. Aber sie ließ es dazu nicht kommen, denn sie hatte hundert Dinge zu fragen, hundert Dinge zu sagen: „Du, Theo! Alter, dummer, komischer Theo! Ich bin so froh, so froh! Was würdest du sagen, wenn du mich eines Tags in Weimar sähest? Du wärst doch gewiß ungeheuer erstaunt! ... So rate doch! Nun? ... Freilich! Ei ja doch! Ich komme von hier fort, fort, fort! Nach Weimar komme ich, in ein Institut. Genau wie du, alter, törichter Theo! Sie wissen hier oben mit mir nichts anzufangen. Ich ärgere Mademoiselle und Großmutter halb zu Tode. Ich lerne hier oben nichts, will nichts lernen, bin ein gräßliches Geschöpf. Deshalb werde ich bestraft, deshalb schicken sie mich fort: nach Weimar, in ein adeliges Institut, wo nur junge Damen aus ‚ersten Familien' aufgenommen werden,

von einem Fräulein aus uraltem Adel gehalten. Die soll mir gute Sitte beibringen, was keiner Mademoiselle und keiner Miß bisher gelang. Selbst nicht chère grand-mère. Wenn wir einander in Weimar begegnen, darf ich dich nicht ansehen, alter, lieber, dummer Theo. Das würde sich nämlich nicht schicken. Jetzt weißt du's."

Das war freilich eine große Neuigkeit. Aber auch Theodor hatte etwas Großes auf dem Herzen: was ihm die Jakobe erzählte. Er trug es beständig im Sinn, kam davon nicht los: nicht los von der dunklen, heißen Sommernacht; und daß die Jakobe ein Kind der Liebe — ein Kind der Sünde sei. Zugleich ihres Vaters wahre Tochter. Als er jedoch von der großen Sache sprechen wollte, versagte ihm das Wort. Wie konnte er zu Ingrid davon reden? D a v o n! Eine tiefe Scheu schloß seinen Mund. Alles, was er davon berichtete, war: „Ach, Ingrid, wir sind unsrer Eltern Kinder, müssen es sein und bleiben. Verstehst du mich?"

„Nein."

„Wir müssen denken und fühlen, wie unsre Väter und Mütter denken und fühlen."

„Müssen wir?"

„Wir können nicht anders."

„Und wenn wir nun doch anders müßten?"

„M ü ß t e n, Ingrid?"

„Ja, Theo, was dann?"

„Dann ... Ich glaube, dann gibt's ein Unglück."

„Für uns, die Söhne und Töchter unsrer Väter und Mütter?"

„Noch mehr für unsre Väter und Mütter."

„Meinst du wirklich?"

„Wirklich, Ingrid ... Ach, Ingrid, sie dauern mich."

„Unsre Väter und Mütter?"

„Sie leiden um uns. Leiden um uns Todesschmerzen. Und wir können ihnen nicht helfen."

Beide Kinder wurden still und ernst.

Siebentes Kapitel

Und so kam es. Wenn das Pensionat adeliger Fräuleins dem Knabeninstitut auf seinen Spaziergängen durch Weimars Straßen und in Weimars Umgebung begegnete, so konnten die beiden guten Freunde sich nur mit den Blicken grüßen. Denn daß Theodor respektvoll seine farbige Mütze zog und Ingrid leicht nickte, ließen sie nicht als Gruß gelten: der Blick mußte es tun, tat es auch.

Ingrid traf es glücklich. Ein Fräulein Olga von Schmettau leitete das Pensionat. Sie war eine große Schönheit gewesen und in allen Lagen ihres schweren Lebens eine Persönlichkeit geblieben. Vielumworben, wies sie jeden Freier ab, um für ihre Mutter zu leben, eine unbedeutende, verbitterte Dame, die über den Verlust eines großen Vermögens und einer glänzenden Stellung niemals hinauskam, die ehrliche Arbeit ihrer Tochter für eine Schande ansah und deren ganzes Dasein mitleidslos an sich riß. Dieser Mutter gegenüber gab das Fräulein von Schmettau sich selbst völlig auf, als „Pflicht der Tochter", zum Dank, daß ihre Mutter sie geboren hatte für ein Leben, reich an Leid und Entsagung. So mußte es sein. Wenigstens wurde es so von der Mutter gefordert und von aller Welt durchaus natürlich gefunden.

Sehr bald bemerkte Ingrid bei der Vorsteherin, was von den andern nicht erkannt wurde: das Besondere, eben jene eigene, freie Persönlichkeit der Dame, die sich unter einer vornehmen Haltung verbarg; und sehr bald erkannte das Fräulein von Schmettau, daß diese kleine und feine Komteß ein eigentümliches Menschenkind sei, durchaus nicht ein Typus, sondern etwas von dem, was sie selbst gewesen war. Sie beobachtete, wurde aufmerksam, wurde interessiert. Infolgedessen behandelte sie Ingrid von Trebra anders als die übrigen, nahm sich ihrer besonders an, übernahm die Ent-

wicklung dieſer Natur in einer Weiſe, wie ſie allerdings nicht in den Wünſchen von Ingrids Eltern lag, wie ſie den Anſchauungen der Gräfin-Mutter geradezu entgegengeſetzt war. Für die Erzieherin ſowohl wie für den Zögling ward es eine große Sache. Sie ſchloſſen ſich einander auf das Innigſte an, bildeten zuſammen einen Geheimbund, der ſeine äußere Form in Privatſtunden fand, der Komteſſe von dem Fräulein erteilt. Ingrids junge ſehnſüchtige Seele fand in dieſen Stunden die Nahrung, deren ſie für ſich bedurfte. Es war ein Säen und Pflanzen — ein Sprießen und Blühen, als ſtrahlte über Weimar der Himmel des Südens.

Bisweilen wohnten beide Inſtitute einer Theatervorſtellung bei: der Aufführung eines Schillerſchen Dramas oder eines andern klaſſiſchen Bühnenwerkes. Das waren für Ingrid und Theodor Feierſtunden. Sie erlebten zuſammen etwas Wunderſames. Beider Herzen ſchlugen heißer in der jungen Bruſt, ſobald ſie das ehrwürdige Haus betraten, welches Goethe noch geſehen hatte. Dann grüßten ſie einander mit Blicken, deren Glanz eine mächtige Sprache führte: die Begeiſterung einer guten und ſtarken Jugend für die höchſten Güter der Menſchheit. . . .

Und Ivo König befand ſich in Weimar — als Kunſtſchüler. Wie ſeine kinderreichen Eltern fertig brachten, ihrem Sohne die Mittel zu dieſen langen Lehrjahren zu verſchaffen, war ſchwer zu begreifen: der Kantor eines kleinen Thüringer Dorfes!

Sie mußten eben entbehren, mußten darben. Der Sohn nahm es als etwas Selbſtverſtändliches hin; daß ſie entbehrten und darbten, hielt er für ihre elterliche Pflicht. Weshalb hatten ſie ihn in die Welt geſetzt? Wie Ivo König dachte, ſo, genau ſo, dachten viele jungen Leute, ſprachen es unumwunden aus, den Vätern und Müttern ins Geſicht hinein, forderten einfach: „Ihr müßt!“ Vollends dieſer Sohn eines armen Vaters. Ivo König ſchüttelte ſeine lichten Locken, warf ſeinen hübſchen Kopf in den Nacken, lachte ſein goldenes Lachen, rief lachend: „Gebt mir! Ihr müßt mir geben! Ich will leben, will leicht und luſtig leben! Ausleben will ich mich!“

In Weimar hörte er dieſes Wort zum erſtenmal, in der Stadt, wo Friedrich Nietzſche als armer Wahnſinniger mit einem Kinderlächeln kindiſche Worte lallte. Er hörte das gefährliche Wort aus irgendeinem leichtſinnigen jungen Munde, ſprach es gedankenlos nach, hörte es andre ebenſo verſtändnislos nachſprechen, begriff es zuerſt nicht, begann allmählich zu begreifen: ſo, wie es ihm gefiel, wie er es ſich zurechtlegte, wie ein großer Teil der modernen Jugend das gefährliche Wort ſich zurechtmachte: Ausleben.

Leben, wie der junge Menſch leben wollte; genau ſo! Wie es ſeine Sehnſucht war, wie er es vom Leben verlangte, ſeine Selbſtſucht es fordern ließ. Er brauchte nur zu fordern und das Leben gab ihm. Was? Lebensfreude, Lebensluſt, Genuß des Lebens! Einen bacchantiſchen, ausſchweifenden Genuß! Jugend war da, um zu genießen; und Jugend konnte genießen: immerzu, immerzu, ohne Ende! Jugend war im Genuß unerſättlich. Und dieſe ſehnſüchtige, fordernde, verlangende, unerſättliche Jugend machte das e i n e Wort: „Ausleben" zu ihrem Allinhalt, Allzweck; gab es aus als Parole ihrer Zeit, ſchrieb es mit flammenden Lettern als Lebensdeviſe — ohne das Wort zu verſtehen, ohne den Geiſt zu verſtehen, der es ausgeſprochen hatte in einem ganz andern Sinn: in einem allerhöchſten, einem faſt myſtiſchen Sinn, der dieſen Weltgeiſt freilich zum Wahnſinn geführt hatte. . . .

Ivo König war geprüft und für talentvoll befunden worden. Sogar für außergewöhnlich talentvoll. Er war über dieſes Urteil durchaus nicht verwundert, hatte es anders nicht erwartet: er wollte ja doch Künſtler werden! Künſtler nicht der Kunſt willen, ſondern weil er ſich dachte, daß ein Künſtler zum König des Lebens beſonders befähigt, dafür auserſehen und berechtigt ſei. Er lernte ſpielend; namentlich das Techniſche. Auch das hatte er voraus gewußt. Ihm wurde eine „Zukunft" prophezeit. Eine ſolche würde er freilich haben: eine große, glänzende! Wie er ihrer ſich freuen, wie er ſie genießen wollte, wie in aller Zukunft ſich ausleben. . . .

Wenn Theodor ins Schauſpiel durfte, ſo ſah er in der

Darstellerin idealer Frauengestalten fortan stets die Jakobe: „Wenn die Jakobe erst eine große Schauspielerin sein wird; wenn die Jakobe die Thekla, Maria Stuart und Amalie spielen wird!“ Ist's möglich? Die Jakobe! Es kann ja doch nicht möglich sein! Die Tochter der Wellerin, der Frau, die ihre Unehre nicht verheimlichen wollte, die ihre sündige Liebe nicht als Schandmal trug, eine große Schauspielerin? Und gerade sein Vater urteilte am strengsten über Mutter und Tochter.

In Theodors Gemüt wühlte der Gedanke: Gerade dein Vater! Wenn er einmal Prediger sein würde — und Prediger mußte er ja wohl werden — dann — jenes Mitleid, welches am Weihnachtstage wundersam in ihm erwacht war, wollte er für alle Mühseligen und Beladenen, zu denen seitdem für ihn auch die Väter und Mütter gehörten, nicht nur empfinden, sondern auch ausüben. Mitleid zu fühlen, Mitleid zu betätigen, sollte dereinst sein priesterliches Amt sein, darauf er sich schon jetzt im stillen vorbereitete. Nur in solchem Geist würde er seines Vaters Wunsch erfüllen können. Dem Höchsten sei Dank, daß er den Weg gefunden hatte. Vielleicht führte dieser zu dem lebendigen Gott, den er suchte.

Mit dem Prinzlein schloß er Freundschaft. Es steckte in dem mit allerlei Bürden des Blutes beladenen Fürstenkind ein echter Menschensohn. Nur hatte es dieser schwer, sich durchzuringen. Die Anstalt auf der schönen Höhe am Horn über Goethes Gartenhaus half dem Knaben; es halfen die tüchtigen Erzieher, die gut geleiteten, gut gearteten Kameraden; und mehr als alle half Theodor Baumert mit seinem ernsten, festen Wesen dem Ringenden. Er zeigte seinem Freunde die junge Ingrid. Das Prinzlein wollte jedoch immer wieder von der Jakobe hören, über welche der Pastorssohn seit den Weihnachtsferien seltsam schweigsam geworden war. Auch zu diesem Vertrauten brachte er über die dunkle, heiße Sommernacht kein Wort über die Lippen, bewahrte die Geschichte der Liebe von Jakobes Mutter als ein Geheimnis, das ihn stets von neuem erschauern machte: das Leben war des Wundersamen so voll!

In den großen Sommerferien durfte der Prinz mit seinem Freunde nach Dorf Trebra ins Pastorhaus. Er war selig, schrieb seinem Vater einen heißen Dankbrief, freute sich auf alles, auf die alte Dorflinde, die Himbeeren im Pastorgarten, die Thüringer Kuchen, die Ilmwiesen und die Ernte. Am begierigsten war er auf die ruinenhafte Wassermühle und deren junge Bewohnerin, die es ihm nun einmal angetan hatte, ohne daß er sie kannte. Und das um so mehr, seitdem Freund Theodor so geheimnisvoll über sie schwieg. Pastor Emanuel wollte sich durch den Prinzenbesuch nicht geehrt fühlen, hatte aber doch darüber seinen heimlichen Stolz. Allerdings weniger über den Besuch, als daß sein lieber Sohn solchen Freund besaß. Der Herzog schrieb dem Geistlichen eigenhändig, ließ sich eingehend über seine Erziehungstheorieen aus und bat auf das Dringlichste, den Prinzen weder Hoheit zu nennen, noch ihn irgendwie anders zu behandeln als jeden andern Knaben: „Er soll ein guter Staatsbürger und nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden. Arbeiten soll er! Den Segen der Arbeit erkennen! Unsre Zeit ist die große Zeit des Arbeitens und Lernens. Darum finde ich, daß wir in einer guten Zeit leben."

„In einer guten Zeit" — das klang anders, ganz anders, als Pastor Emanuel und die Gräfin-Mutter darüber dachten und mit harten Worten aussprachen. Dieser Regierende aus altem Herrscherhause hielt es mit der neuen Zeit und dem jungen Geschlecht, das jene beiden so wenig verstanden, so bereitwillig verdammten. Wie kam gerade ein alternder Fürst zu solcher optimistischen Anschauung? Es war just diese neue, als groß gepriesene Zeit; just dieses junge, für herrlich gehaltene Geschlecht, das erbarmungslos an alle Überlieferungen seine Hand legte; nicht nur an Altäre, sondern auch an Throne. Trotzdem besaß dieser Thronende den festen Glauben an eine große neue Zeit, an ein gutes junges Geschlecht. Nun, den Glauben besaß auch Pastor Emanuel. Er glaubte unerschütterlich an den alten Gott. . . .

Es kamen köstliche Sommertage. Das Heu war bereits eingebracht, der Lindenbaum hatte bereits abgeblüht. Die sanften Höhen überragten weite Getreidefelder, in Goldglanz leuchtend. Sie trugen des Landes Reichtum, die erfüllten Hoffnungen des Landmannes, schimmernde Altäre, an denen die Hoheprieſterin Mutter Erde in Garbenfülle der guten Gottheit opferte. Die Lerchenchöre, die über der reifen Fruchtbarkeit jubilierten, konnten als Kirchengesang gelten.

Das Prinzlein fand alles und jedes „ganz wundervoll". Er fand den alten Paſtor Baumert „recht nett", ſchloß Freundſchaft mit der grauhaarigen Wirtſchafterin, holte ſich aus der Speiſekammer eigenhändig das zweite Frühſtück, entwickelte erſtaunlichen Appetit, verzehrte Unmengen Thüringer Kuchen: Zwiebelkuchen, Käſekuchen, Kümmelkuchen, Obſtkuchen, alle Sorten von Kuchen, die auf den großen runden Brettern jeden Sonnabend zum Backhaus getragen wurden. Eigentlich fand im Dorfe beſtändig „Kirmeß" ſtatt, dieſes Feſt aller ländlichen Feſte.

Gleich am erſten Morgen nach ſeiner Ankunft begehrte der fürſtliche Gaſt zur Waſſermühle geführt und der Ilmnixe vorgeſtellt zu werden. Theodor wich der Forderung aus. Da wurde ſein Freund böſe, ſagte: „Ich finde ohne dich hin!", und führte aus, was er ſagte. Als er zurückkam, war er übler Laune. Erwartungsvoll fragte ihn Theodor, ob er Mühle und Mädchen entdeckt hätte?

„Ich brauchte ja nur die Ilm entlang zu gehen."

„Nun, und?"

„Nun, und? Deine Jakobe iſt ein kokettes Ding."

„Was wäre ſie?"

„Die kann es einmal weit bringen mit ihrem weißen Geſicht, ihrem ſchwarzen Haar und blauen Augen. Verrückt wird ſie einmal die Männer machen. Die verſteht's!"

Theodor rief leidenſchaftlich aus: „Du ſollſt nicht ſo von ihr reden!"

„Wie denn ‚nicht ſo'?"

„Ich leide nicht, daß du ſo frech von ihr ſprichſt. Das

iſt wieder dein Prinzenton. Wenn du in dieſem Ton von der Jakobe ſprichſt, verwehr' ich dir's. Sie iſt ein braves Kind."

„Wie ihre Mutter war."

„Ihre Mutter. Was weißt du von der?"

„Man braucht die beiden ja nur anzuſehen, um zu wiſſen — aber mit dir kann man von dieſen Dingen nicht reden."

„Nein."

„Darum ſind ſie doch auf der Welt; und auf der Welt bleiben ſie. Du wirſt es nicht ändern, Herr Paſtor."

Seinen jäh aufſteigenden Zorn bezwingend, fragte der Verſpottete mit möglichſter Ruhe: „Was hatteſt du mit der Jakobe? Ich will's wiſſen. Dazu habe ich ein Recht. Ohne mich hätteſt du ſie nicht kennen gelernt, und ſie iſt meine gute Freundin."

„Pah, gute Freundin! Verliebt iſt ſie in dich. Deshalb ließ ſie mich abfahren. So etwas verſtehſt du freilich nicht."

Der gute Junge errötete bis über die Ohren. . . . In ihn verliebt? Die Jakobe! Sie waren ja doch beide noch Kinder. Und überhaupt — wie konnte ſich ein Mädchen in ihn verlieben? Welcher Unſinn!

Der „Unſinn" brachte Theodor wieder ins Gleichgewicht. Er konnte ſogar darüber lachen. Freilich klang es etwas erzwungen: „Abfahren ließ ſie dich? Gabſt du ihr dazu Gelegenheit?"

„Natürlich. Ich ſagte ihr, daß ich mich in ſie verliebt hätte, ohne ſie überhaupt zu kennen; ſagte ihr: ich fände ſie allerliebſt und ſie ſollte mir einen Kuß geben."

„Einen Kuß? Sie — dir? Das wagteſt du?"

„Brauche doch keine ſolchen großen Worte. Als ob dabei etwas wäre? Dergleichen ‚wagt' ſich ſehr leicht. Beſonders wenn man —"

Er verſtummte, wurde verlegen, lachte hell auf, geſtand ungezwungen und luſtig: „Da wollte ich wieder einmal eine rechte Dummheit ſagen, eine recht prinzliche Dummheit.

Gut, daß ich ſie verſchluckte. Du hätteſt mir darüber gehörig den Text geleſen. Das beſorge ich nun ſelbſt. . . . Sei nur wieder gut, liebe Tugend! Schließlich bin ich doch ein ganz netter Kerl. Auch gar nicht ſo — eben prinzlich. Du verſtehſt ſchon. Jetzt will ich die Hexe dort unten in Frieden laſſen — deinetwillen. Aber das eine ſage ich dir ſchon heute: einmal muß ſie mich doch küſſen. Dann wird es freilich weniger unſchuldig ſein. Daran trägſt du die Schuld."

„Wie darfſt du das ſagen?"

„Daran trägſt du dann die Schuld. Merke dir das. . . . Jetzt wollen wir frühſtücken. Es riecht nach friſch gebackenem Brot; und ich aß in meinem Leben nicht ſolchen delikaten heißen Schinken mit Bohnen, wie es geſtern zum Abendbrot gab. Du wirſt ſehen, wie ich's mir ſchmecken laſſe — obgleich das blaſſe Ding mich nicht küſſen wollte: heute noch nicht."

Er war wirklich ein netter Junge. Aber Theodor blieb diesmal gegen ihn verſtimmt; denn: „Einmal muß ſie mich doch küſſen!"

Das würde niemals geſchehen . . . In ihn ſollte ſie verliebt ſein? . . . Verliebt!

Weshalb mußte der Knabe plötzlich an jene dunkle, heiße Sommernacht denken?

Achtes Kapitel

Am Sonntag, nach einer beſonders langen und beſonders paſtorlichen Predigt, ging's hinauf zum Schloß. Prinz Andrea meinte gänzlich reſpektlos: „Das wird ſicher ſcheußlich langweilig! Was habe ich mit dieſen Leuten da oben zu tun? Solcher habe ich zu Hauſe genug und übergenug. Weshalb laßt ihr mich nicht ungeſchoren damit?"

Theodor erklärte ihm den Grund und ſeufzend ſchickte

ſich der Gaſt in das Unvermeidliche; auch dann nicht weniger mißgeſtimmt, als ſein Freund ihm mitteilte: „Ingrid iſt angekommen. Du kennſt ſie bisher nur vom Anſehen. Lerne ſie jetzt kennen.“

„Eine Komteß. Ich bitte dich! Tauſendmal lieber ließe ich mich von der Ilmnixe deinetwegen abweiſen. Die Frau Oberhofmeiſterin meiner Mutter würde ſagen: ‚Das kommt von der plebejiſchen Erziehung, deren ſich Hoheit erfreuen.‘ Nun ja: das kommt davon. Ihre Exzellenz hat recht.“

Theodor erhielt Gelegenheit zum Staunen. Sein Freund erſchien im Schloſſe wie umgewandelt. Wie leicht er ſich mit der ganzen Geſellſchaft abfand! Selbſt die Gräfin-Mutter imponierte ihm nicht. Er bekam den Platz ihr zur Rechten und ihm wurde gleich nach ihr ſerviert: vor Gräfin Jutta. „Dieſe Leute“ gehörten zu ihm, und er gehörte zu ihnen. Das fühlten alle. Am meiſten der Sohn Paſtor Emanuels und — der Prinz ſelbſt. Die Gräfin-Mutter bemächtigte ſich ſeiner vollkommen; ſie kannte manchen am herzoglichen Hof, fragte und erhielt Antwort, ſchien von ihrem Nachbar entzückt zu ſein. Lachend erzählte dieſer in ſeinem „Prinzenton“: „Als ich das letztemal zu Hauſe war, wunderte man ſich allgemein, daß ich den Fiſch nicht mit dem Meſſer aß und auch ſonſt noch leidliche Manieren hatte.“

Alle lachten. Nur Ingrid und Theodor blieben ſtill. Ihre Blicke begegneten ſich. Da wurde dem guten Kameraden der Komteß leicht und glücklich ums Herz, welches des verwandelten prinzlichen Freundes willen noch ſoeben bedrückt geweſen war. Auch nach der Tafel blieben die beiden in heimlichem Einverſtändnis. Von dem neuen Gaſt hielt Ingrid ſich fern. Dieſer beachtete ſie ebenfalls nicht. Vielleicht, um den Paſtorsſohn zu kränken: weil die Ilmnixe in ihn verliebt war!

Was gab dieſes eine kleine Wort dem Guten wieder zu denken ...

Das Prinzlein war abgereiſt, hatte bis zur letzten Stunde gut getan und beim Abſchied etwas wie Rührung gezeigt.

Alle hatten den Fürſtenſohn, der ſo gern ein einfaches Menſchenkind geweſen wäre, liebgewonnen.

Jetzt aber war Erntezeit! Vor Sonnenaufgang zogen die Schnitter hinaus, von Frauen, Mädchen, Kindern begleitet. In aller Frühe erſchallte ihr Geſang. Und ſie ſangen während der Arbeit: Volkslieder, Liebeslieder, heitere und wehmütige, nach alten Weiſen, nach denen ſchon Ahn und Urahn dieſelben Lieder geſungen hatten. Die Männer glichen mit ihren blanken, im Sonnenſchein blitzenden Senſen jenen allegoriſchen Geſtalten der Mäher, die an des Lebens Ende mahnen: an ein Ende oft, oft ohne Erntezeit. Schwungvoll holten ſie weit aus; und was ſie geſät hatten, fiel unter dem blinkenden Stahl in langen goldigen Reihen. Frauen und Mädchen banden die leuchtende Fülle zu Garben und bauten ſie gar künſtlich auf, damit ſie von der Sonne die letzte Reife, die letzte Weihe erhielten. Die Kinder ſammelten die zurückgelaſſenen Ähren. Keine Arbeit war's, ſondern ein Feſt.

Zur Pfarrei gehörte, wie üblich, eine kleine Ökonomie. Die Äcker lagen ziemlich entfernt vom Dorfe und ſtießen an die ausgedehnten Ländereien der Herrſchaft. Der weiten Entfernungen wegen befanden ſich auf dem geiſtlichen Beſitz einige Gebäude, Scheune und Schafſtall, und das „Vorwerk" gehörte zu Theodors Jugendparadies. Auch hier ſtanden uralte Lindenbäume, wahre Greiſe ihrer Gattung.

Während der Ernte wohnte Theodor dort draußen; denn er ſpielte auf dem väterlichen Eigentum den Inſpektor und erfüllte ſein verantwortliches Amt mit großer Würde. Unter Scherz und Lachen ließen ſich die Taglöhner von dem jungen Herrn gebieten, der übrigens mitſchaffte wie ein Großer. Auch mitſang und fröhlich mit den Fröhlichen war. Die kleinen Mahlzeiten teilte er mit den Seinen. Sie ſaßen unter den gelben Ährenbauten und verzehrten zum kräftigen Schwarzbrot gewaltige Stücke Speck und Wurſt, die auf einem Thüringer Dorfe bis Winters Anfang reichen mußten. Es fehlte nicht der Kuchen, allſonnabendlich für die ganze

Woche gebacken. Sie wußten zu leben, die guten Leutlein im grünen, gesegneten Thüringerland.

Das Mittagbrot ward dem zukünftigen Herrn Kandidaten vom Dorfe herausgeschickt, Tag für Tag irgendein Leibgericht: in Schnittbohnen gedünsteter Schinken, Thüringer „Himmelreich", wohl gar Kartoffelpuffer mit Speck gebraten. Diese leckeren Gerichte lagen auf dem wie Silber blinkenden Zinngeschirr — es war im Pfarrhause Prinz Andreas Entzücken gewesen — und langten, im Korbe sorglich verpackt, noch warm unter den Lindenbäumen auf der Höhe an. Denn das pastorliche Vorwerk lag auf den Hügeln über der Wassermühle, nahe dem Schloßberg.

Auch Besuch erhielt der junge Herr. Es kam das Komteßchen in eigener Person; und es glich doch beinahe schon einer jungen gnädigen Komtesse. Sie hatten einander viel zu erzählen auf dem Erntefeld, bei dem Sommergesang der Schnitter und der Lerchen: von Weimar, immer von Weimar! Was die Stadt Goethes und Schillers ihrem jungen Leben geworden war — Lebensanfang! Theodor Baumert, der Pastorssohn, erzählte von seinem heißgeliebten Erzieher, Lehrer und Freund Professor Karl Niese, der ihm für alles Edle und Schöne, alles Gute und Große auf der Welt und im Menschenleben die Augen öffnete. Nicht nur die Augen, sondern auch die Seele, die voll eines ebenso starken Gottesglaubens war wie die seines Vaters, aber erfüllt von einem viel milderen und duldsameren, von einem freien und weiten Menschentum, welches das wahre Christentum war. Und Ingrid von Trebra, das Grafenkind, berichtete dem Freunde von dem Fräulein von Schmettau, deren Seele Adlerflug hatte und deren ganzes Leben in Banden geschlagen war: in die ehernen Fesseln eines adeligen Herkommens der Familie, der Tochterpflicht. Dieses Fräulein von Schmettau erzog die ihr anvertrauten Töchter des deutschen Hochadels in dem Sinne — genau in dem Sinne — wie es von den Eltern gefordert ward: die jungen Gemüter anders zu leiten, wäre Pflichtverletzung, Vertrauensbruch gewesen. Aber das Fräu-

lein von Schmettau litt an dieser treuen Erfüllung ihrer Pflicht, die sie freiwillig auf sich nahm. Eben deshalb mußte sie sie mit doppelter Strenge erfüllen. Es war die Tragik dieses Frauenlebens, daß ihr nicht gestattet war, die jungen Seelen jenen Lebensweg zu weisen, den sie selbst nicht gehen durfte und der dadurch für sie zu einem Passionsweg geworden war. Sie sah die Straße vor sich: hell und weit; und diese Straße führte ein neues Geschlecht zu einem neuen Daseinszweck. Sie führte nicht durch Blumenwiesen dahin, nicht unter Waldesschatten, lieblich murmelnden Bächen entlang. Sie war voller Hindernisse. Oft schattete darüber ein nachtschwarzer Himmel, oft zuckten Blitze, grollte Donner, tobte Sturm. Disteln und Dornen zerrissen die Füße, Kampf und Drang machten die Seele wund. Aber das Ende war Glanz und Sieg!

Was das Fräulein von Schmettau den Seelen ihrer Zöglinge nicht erweisen durfte, erwies sie Ingrids von Trebra kampfesfreudigem, leidensfähigem Gemüt, ein Vertrauensbruch gegen des Mädchens Eltern, den das Fräulein von Schmettau auf sich nahm. Für dieses Herz wollte sie einstehen, für diesen Geist die Verantwortung tragen; darüber Rechenschaft ablegen!

Als Ingrid in einer traulichen Stunde sie fragte: „Weshalb gründeten Sie diese Anstalt?“ — bestand die Erwiderung in wenigen Worten: „Meine Mutter mußte zu essen haben.“

Und auf die andre Frage: „Weshalb werfen Sie es jetzt nicht hin? Weshalb machen Sie sich jetzt nicht frei?“ — wiederum nur die Worte: „Meine Mutter muß ihre Tochter behalten.“

Es klang wie ein gedämpfter Aufschrei, ein erstickter Jammerlaut.

Von diesen ernsthaften Dingen sprachen die beiden jungen Menschenkinder, während der Segen der Felder eingeheimst wurde unter dem leuchtenden Sommerhimmel ihres schönen Vaterlandes. Sie sprachen leise, als teilten sie einander Geheimnisse mit, grüßten sich still, trennten sich stumm. Und

ſchweigend ſchloſſen ſie in dieſen wonnigen Sommertagen einen Lebensbund. . . .

Aber bevor die köſtliche Ferienzeit zu Ende ging, brachte ſie für Theodor noch ein weiteres Erlebnis. Es ward für ihn zum Ereignis.

Auch die Ilmnixe kam eines Tages aus ihrer kühlen Tiefe zu der heißen Höhe emporgeſtiegen, um nach ihrem alten Geſpielen zu ſehen. Er hatte ſie gemieden; er kam nicht mehr zu ihr, kümmerte ſich nicht mehr um das Mädchen, mit dem zugleich er einer Mutter Milch getrunken hatte. Wirklich einem unirdiſchen Weſen gleich, erſchien ſie ihm in dem Sonnenbrande eines Mittags, ohne Hut, das freie Haupt glänzend wie von düſteren Strahlen umfloſſen; und es war doch nur ihr ſeidig ſchimmerndes Haar, das die Farbe von Rabenfittichen hatte. Ihr Geſicht war ebenſo weiß wie im Winter, als ob die Sonne es nicht verbrennen könnte. Sie wollte auch nicht im Lindenſchatten ausruhen, ſondern blieb auf dem Felde bei den Garben. Hingelagert, beide Arme unter dem Kopf, ſtellte ſie den Treuloſen zur Rede: „Was iſt's eigentlich mit dir?"

Die einfache Frage machte Theodor verlegen. Sehr knabenhaft gab er die ausweichende Antwort: „Was ſollte mit mir ſein?"

„Biſt du vornehm geworden?"

„Vornehm? Ich?"

„Weil du einen Prinzen zum Freunde haſt."

„Meinſt du das? Ich denke bei ihm gar nicht daran, daß er ein Prinz iſt."

„Wo er doch immer daran denkt, daß du nur ein Paſtorenſohn biſt. Oder denkt er nicht immer daran?"

„Nein."

„Mir ſagte er, ich müßte ihn küſſen, weil er ein Prinz ſei."

„Ein dummer Junge iſt er! . . . Küßteſt du ihn?"

Trotz ſeines beſſeren Wiſſens mußte er dieſe Frage tun. Sie ſchielte zu ihm hin, der in einiger Entfernung von ihr in den Stoppeln lag und, den Kopf in der Hand, zu ihr

herüberſah. Die Augen hatte ſie halb geſchloſſen, was ihrem Blick etwas Verdecktes, Unergründliches gab.

Da fuhr er ſie an: „Ich fragte dich, ob du ihn küßteſt? Weil er doch ein Prinz iſt. Warum antworteſt du nicht?“

„Weil ich nicht mag.“

„Alſo küßteſt du ihn?“

„Vielleicht. Weil er ein Prinz iſt.“

„Du lügſt!“

„Alſo lüg' ich.“

„Ich weiß, daß du ihn nicht küßteſt.“

„Warum fragſt du alſo?“

„Er ſagte mir's ſelbſt.“

„Alſo weißt du's.“

„Und er ſagte: Einmal würdeſt du ihn doch küſſen, weil er ein Prinz iſt. ... So ſprich doch!“

„Was ſoll ich ſprechen?“

„Ob du ihn einmal küſſen wirſt?“

„Wenn ich ihn küſſen will, ſo küſſe ich ihn. Ich werde einmal nur jemand küſſen, den ich will, ob er nun ein Königsſohn iſt oder ein —“

„Oder wer?“

„Irgend wer. Jetzt weißt du auch das.“

„Höre du!“

„Und jetzt will ich ſchlafen.“

„Mitten auf dem Felde?“

„Ich bin müde.“

Sie ſchloß die Augen und ſchien gleich einzuſchlafen. Er ſchaute noch immer zu ihr hinüber: auf ihr weißes Geſicht und ihr leuchtendes Haar. Dadurch, daß ſie die Augen geſchloſſen hatte, bekam ihr Geſicht etwas Starres, Fremdes. Aber ſie hatte den Mund leicht geöffnet, und er ſah hinter den roten Lippen die blanken Zähne. Nun mußte er ſteif auf ihren Mund ſchauen und dabei denken, daß ſie einmal nur den Mann küſſen würde, den ſie küſſen wollte: ſei es ein Königsſohn oder „irgend wer“.

Oder ein Paſtorenſohn. ...

Solange ſah er auf den jungen Frauenmund, bis darüber auch ihm an dem heißen Tage die Augen zufielen.

Er ſchlief ein. Und er träumte: er würde geküßt! Von der Jakobe, von der Ilmnixe! Er wurde ſo heiß auf den Mund geküßt, daß er darüber erwachte — ſo träumte er.

Er ſah in ihr Geſicht, in ihre meerfarbenen, unergründlichen Augen. Sie kauerte neben ihm, beugte ſich über ihn und küßte ihn an dem hellen, heißen Sommertag.

Auf den Mund küßte ſie ihn.

Neuntes Kapitel

Schwere Tage ernſter Vorbereitung kamen. Eine Vorbereitung war's auf den Abſchied von der erſten glücklichen Jugendzeit; Vorbereitung auf den Beginn einer neuen großen Epoche: auf das Leben mit ſeinen Kämpfen und Leiden, ſeinen getäuſchten Hoffnungen und ſeinem betrogenen Glauben, ſeinen Entbehrungen und Entſagungen — Vorbereitung auf den Eintritt ins Chriſtentum.

Paſtor Emanuel erteilte ſie ſeinem Sohne ...

Wie der alte Herr gleich anfangs mit dem Vorſteher des Inſtituts ausgemacht hatte, ſo geſchah es; jeden Sonnabend fuhr der Gottgeſchenkte in erſter Frühe nach dem Dorfe ins Vaterhaus, wo er die Lehre Chriſti aus Vatermund und Vaterherzen empfing. Für Paſtor Emanuel waren es ſeines Lebens große Weiheſtunden; für Paſtor Emanuels Sohn die traurigſten ſeiner Knabenjahre.

Er wollte ſeinen Vater in allem verſtehen, in allem ihm folgen, bis in die unzugänglichſten Höhen ſeines ſtarren Gottesglaubens hinauf, bis in die unergründlichſten Tiefen ſeiner Lehren hinab. Alle Wunder des Chriſtentums, dieſe dunkelſten Kinder des Glaubens, wollte der Jüngling ſich

zu eigen machen; keine zweifelnde Frage tun, keinen Zweifel hegen — das Unvorstellbare wollte er sich vorstellen.

Den Glauben wollte er haben. Denn Glaube war alles! Er wollte glauben.

Wenn er dieses oder jenes Wunder nicht glauben konnte, wenn ihn trotz seines festen Wollens bange Zweifel beschlichen, wie Räuber und Mörder ihm auflauerten; wenn er den Schrei ausstoßen wollte: „Ich kann — kann — kann nicht!“ so erstickte er den Angstruf gewaltsam, begrub die Zweifel im tiefsten Busen, betäubte sich, belog sich.

Also auch hier wieder Lüge! Lüge im Allerhöchsten, Allerheiligsten des Menschen! Lüge aus Mitleid.

Um seinen Vater aus Mitleid belügen zu können, war die Selbstlüge Notwendigkeit. Nur nicht daran denken, daß es Selbstlüge war. Es konnte zur Verzweiflung führen, zum Selbstmord.

Während ihm sein Vater die Mysterien der Gottheit auslegte, mußte Theodor häufig die Betrachtung anstellen: „Ist Selbstmord wirklich eine Todsünde? Mein Vater hält den Selbstmord dafür. Wenn mein Vater wüßte, wie leicht sein eigener Sohn die Todsünde begehen könnte. Der Mensch in seiner höchsten Not mag leicht dahin gebracht werden.... Welche Gedanken sind das für einen Pastorssohn, der selbst Prediger werden soll? Für den Menschen in seiner höchsten Not gibt es einen Gott, einen lebendigen Gott! Und doch wird der Mensch von seiner höchsten Not zum Selbstmord getrieben, zur Todsünde. Ich höre, daß in unsrer Zeit selbst Kinder zu Selbstmördern werden, weil sie in ihrer höchsten Not keinen Gott finden. So oft höre ich davon. Schlechter Zensuren willen töten sie sich. Durch harte Lehrer, die vom Kinde nichts verstehen, die Kinder nicht lieben; aus Furcht vor Strafe begehen sie Selbstmord, die armen Unwissenden. Und ich höre: unsre Zeit sei schuld daran. Also macht unsre Zeit schon aus Kindern Selbstmörder und Sünder? Es soll ja doch eine große Zeit sein — wie ich sagen höre. Freilich nicht von meinem Vater und nicht oben im

Schlosse; aber doch in Weimar von meinem verehrten Professor. Auch das Fräulein von Schmettau hat es zu Ingrid gesagt: wir wären Kinder einer großen Zeit! Nur müßten wir uns ihrer würdig zeigen, ein junges Geschlecht der Zukunft. . . . Oft weiß ich nicht aus und nicht ein."

Er sollte konfirmiert werden, sollte öffentlich das Glaubensbekenntnis ablegen, sollte das heilige Abendmahl empfangen: Leib und Blut des auch für *seine* Sünden am Kreuz gestorbenen Gottessohnes. Sein eigener Vater sollte ihm den Kelch reichen und das Brot für ihn brechen. Und der Sohn befand sich in höchster Not; denn er fühlte sich in diesem Allerheiligsten des Menschen als ein Heuchler und Lügner. Wie sich von der Lüge befreien?

Er ging umher bleichen Gesichtes wie ein Schwerkranker. Pastor Emanuel schrieb seines Sohnes Zustand dessen Ergriffenheit zu und war beglückt — zum erstenmal beglückt über diesen geliebten, dem Herrn abgerungenen Sohn, den er jetzt dem Herrn darbrachte: „Nimm ihn, diesen deinen zukünftigen Diener, in Gnaden an!"

Auch Ingrid, auch die Ilmnixe sollten zugleich mit Theodor im Dorfe eingesegnet werden. Ingrid empfing ihre Christenlehre in Weimar, erhielt jedoch auf besondere Bitte ihrer Eltern die Erlaubnis, die heilige Zeremonie selbst in der Heimat an sich vollziehen zu lassen. Ob auch sie kämpfte und litt? Theodor begegnete dem Pensionat des Fräuleins von Schmettau jetzt nur auf den Ausgängen. Denn in das Theater durften sie vor der Konfirmation nicht gehen, als ob das Theater nicht auch eine Kirche, Goethe und Schiller nicht auch Verkündiger der Gottheit wären? Die jungen Menschen grüßten sich jetzt mit einem tiefernsten Blick, wenn sie im Vorübergehen sich sahen; und beide glaubten des Blickes Bedeutung zu wissen. Die Ilmnixe dagegen schien eine rechte Heidin zu sein, worin sie freilich nur ihrer Mutter nachschlug.

In diesem Winter war in der dem Dorfe zunächst liegenden kleinen Stadt eine Schauspielergesellschaft. Sie gab

mit geringen Mitteln und gutem Willen auch Trauerspiele, sogar klassische Dramen. Die Jakobe befand sich darüber in fieberhafter Erregung. Trotzdem sie die Christenlehre besuchte und zu Ostern eingesegnet werden sollte, lief sie bei Wind und Wetter nach Anbruch der Dunkelheit in die Stadt. Es war ein weiter Weg, überdies verschneit und vereist. Das machte ihr jedoch nichts. Sie war wie verzückt, wie in einem seligen Traum. Nach Mitternacht erst kehrte sie heim. Zuerst trieb sie es des Pastors und der Christenlehre willen möglichst heimlich. Nur ihre Mutter wußte davon, sagte dazu nicht ja und nicht nein. Bald jedoch wurden des Mädchens nächtliche Theaterbesuche im Dorfe ruchbar und viel besprochen. Pastor Emanuel erfuhr davon, zürnte heftig, stellte zuerst die Tochter, danach die Mutter zur Rede.

Die Wellerin meinte gelassen: „Wie Ihr Sohn seines Vaters Sohn ist, so ist auch meine Tochter ihres Vaters Kind; und ihr Vater war Schauspieler. Lassen Sie Ihren Sohn nicht Prediger werden, so will ich meiner Tochter verbieten, in die Stadt zu laufen und die Schauspieler zu sehen."

„Verbieten müßt Ihr's der Jakobe! Sie gibt ein öffentliches Ärgernis."

„Solches gab ja wohl auch ihre Mutter, wie Sie meinen. Die Jakobe ist eben ihrer Eltern Kind."

„Wenn sie dieses ungehörige Wesen nicht unterläßt, muß ich an ihr ein öffentliches Beispiel zeigen."

„Wenn Sie müssen, so müssen Sie eben."

„Ich muß Eure Tochter von der Christenlehre für dieses Jahr ausschließen."

„Wie Sie meinen."

Außer sich rief der Pastor: „Und Euch rief meine arme Frau an ihr Sterbebett für ihren Sohn!"

„Weil Ihre Frau nicht Ihres Geistes war."

„Das wagt Ihr mir zu sagen!"

„Es ist die Wahrheit."

Die Jakobe fuhr fort, in die Stadt zu laufen und das Theater zu beſuchen; die Wellerin fuhr fort, es ihrer Tochter nicht zu verbieten. Da hielt Paſtor Emanuel Wort und das Mädchen ward für dieſes Jahr von der Unterweiſung im Chriſtentum ausgeſchloſſen. Für Theodor war es ein heftiger Schmerz. Er fragte ſich, ob er einſtmals in einem ähnlichen Fall wie ſein Vater handeln würde, und verneinte die Frage. Jedenfalls tat er dann als Geiſtlicher unrecht. Durch ſolche Erkenntnis wuchs ſeine Verſtörung.

Endlich vertraute er ſich einem Menſchen an. Es war jedoch nicht ſein Vater, nicht der Prediger; es war ſein Profeſſor in Weimar. Immerhin war es ein Fremder.

Dieſer Mann mit ſeinem milden, echt menſchlichen, echt chriſtlichen Geiſt half ihm väterlich die ſchwere Stunde beſtehen.

Zehntes Kapitel

Es waren ſpäte Oſtern, daher Tal und Berg bereits frühlingsfriſch umgrünt. In den jungen Saaten konnten ſich die Krähen verſtecken, die Amſeln flöteten ihre Lieder und die weichen, warmen Lüfte durchtönte Lerchenjubel.

Und Blumen gab es bereits. Blumen auf den Hängen, an den Hecken, unter den ſprießenden Gebüſchen. Nirgendwo anders im großen Deutſchen Reich erſchien der Lenz von ſolchem bunten Kranz umwunden wie im Thüringerland zwiſchen Saale und Werra. Die Wieſen und der Rand der Bäche waren gelb von Primeln, die weißen, die hellblauen und roſigen Anemonen vollbrachten wahre Frühlingswunder, Schneeglöckchen bedeckten den Waldesboden und Mutter Erde duftete nach Veilchen wie eine Braut, für die der Geliebte das Schönſte auf den Fluren ſucht.

Oſterpalmen in den Häuſern, Oſterfreude in den Herzen!

Ja, und Osterkuchen —.

Wiederum buk das ganze Dorf, was seine Hausfrauen nur backen konnten. Zu der Osterfreude das Osterfesteſſen! Dieſes mußte ſo üppig ſein, wie die Freude groß war. Das gehört nun einmal zum Leben; und es iſt gut und recht, daß es dazu gehört. . . .

Paſtor Emanuel bereitete ſich für die heilige Handlung der Einſegnung vor, ſo ernſthaft und tief wie noch niemals im Leben: galt ſie doch ſeinem lieben Sohne! Er ſprach zu ſeinem Gott und er ſprach zu ſeiner verſtorbenen Frau. Zu einem lebendigen Gott ſprach er jeden Tag, zu ſeiner toten Frau erſt jetzt wieder einmal.

„Siehſt du, Chriſtiane! So ward denn der Weg bis zu dieſer Station glücklich zurückgelegt. Es war nicht leicht, ihn zu ſchreiten, wie ich dir eingeſtehen will. Ich mußte unſern Sohn, den du *meinen* Sohn nannteſt, einem Fremden überlaſſen, mußte es mir zur Strafe, ihm zum Heil. Weil mein Sohn zu viel von deinem Geiſt beſitzt, hätte ich ihn ſelbſt in noch ſchärfere Zucht nehmen müſſen, als ich bereits tat. Aber es gelang mir nicht mit ihm: er entglitt meiner Hand. Dafür mußte ich mich ſelbſt ſtrafen und ihn von mir geben.

„Zu viel von deinem Geiſt beſitzt der Knabe. Ich verſuchte, mir's zu verhehlen, mußte es jedoch erkennen. Zürnen muß ich dir noch im Tode, daß du mir meinen Sohn ſchenkteſt, nicht genug von meinem Geiſte erfüllt. Auch das war von dir ein Unrecht, an mir und meinem Sohne vollbracht.

„Und — ſiehe, Chriſtiane, o, Chriſtiane! Ich grollte dir wegen deines Sterbens. Heute leiſte ich dir wegen meines Grolles Abbitte. Wärſt du am Leben geblieben, ſo wäre mein Sohn noch mehr deines Geiſtes geworden. Das durfte nicht ſein! Es iſt grauſam, iſt furchtbar, dir dieſes in dein Grab nachzurufen. Ich muß es jedoch tun. Denn ich darf dir auch im Tode nicht eine Lüge nachſprechen. Höre alſo die Wahrheit und vergib ſie mir, wie du mir meinen Groll verzeihen möchteſt. Wenn ich dich wieder-

ſehe in der Ewigkeit, will ich dir darüber Rechenſchaft ablegen."

Mit lauter harter Stimme ſprach der Vater Theodors zu deſſen toter Mutter. . . .

Am Abend vor Palmſonntag, an dem die Einſegnung ſtattfand, machte Theodor im Dorfe bei allen guten Bekannten Beſuch. Ihm war zumute, als ſollte er von allen Abſchied nehmen. Auch zu Kantor König kam er.

Das Kantorehepaar König beſtand aus zwei uralten Leutlein, Thüringens Philemon und Baucis. Auch mit dem Lindenbaum ſtimmte es; denn die greiſe Dorflinde beſchattete das der Pfarre gegenüberliegende Kantorhaus, das zugleich die Schule war. Der alte Herr wollte ſeine liebe Dorfjugend noch immer nicht ganz abgeben, hatte jedoch neben ſich eine junge Kraft, einen ſeiner Söhne, deren er ſechs beſaß. Auch vier Töchter hatte ihm ſeine Baucis geboren. Der hellockige ſonnige Jüngling in Weimar war der jüngſte und geliebteſte.

Wie es die guten Alten bei dem geringen Gehalt fertig brachten, zehn Kinder aufzuziehen, verſtand niemand. Genug, ſie brachten es fertig — eben mittels Entbehren und Darben. Es war aber nur Entbehren und Darben für ſich ſelbſt, in aller Heimlichkeit. Dabei waren ſie ſtets froher Dinge. Beſonders war das Mutter König, die längſt Urgroßmutter war. Sämtliche Töchter waren gut verheiratet und ſämtliche Söhne gut geraten und ebenfalls leidlich verſorgt, bis auf den jüngſten und liebſten, den Sorgenſohn, der ein König des Lebens werden wollte. Trotz aller Sorge war er bereits jetzt etwas andres, Großes: der Stolz ſeiner Eltern, ihre Lebensfreude. Das war dem ſchönen Jungen freilich nicht genug, lange nicht genug.

Als nun Theodor die beiden Alten beſuchte, und er kaum Platz genommen hatte auf dem behaglichſten Stuhl in dem hübſchen, hellen Zimmer, wurde er denn auch gleich eifrig befragt: „Sahſt du unſern Ivo? Wie geht's ihm? Er ſchreibt ſo wenig, kommt ſo ſelten, und er weiß doch —"

Er wußte freilich, wie er geliebt, wie er erſehnt wurde ...

Mutter König tat die Frage. Ihr Mann ſchalt ſie deswegen: „Du weißt ja doch! Wie kannſt du dich fort und fort damit quälen! Unſern Jungen quälſt du auch. Denn du bildeſt dir doch nicht ein, er merkte deinen Briefen dein ewiges Sehnen und Sorgen nicht an? Er hat zu tun; er muß arbeiten; muß vorwärts kommen, fleißig ſein. Sage du's ihr doch auch, Theodor. Sie nimmt es ſich zu ſehr zu Herzen, und ſie iſt doch grade die Jüngſte nicht mehr, um ſich beſtändig ſehnen und ſorgen zu können."

Scheltend warf er ſeiner nicht mehr ganz jungen Lebensgefährtin einen Blick ſtrahlender junger Liebe zu. Dann wollte er über den Liebling des Hauſes von Theodor hören.

Dieſer war nach Möglichkeit ſchonend: „Ihr wißt ja, wir ſehen uns in Weimar wenig. So gut wie gar nicht. Ich bin im Inſtitut auf dem Berge, er wohnt unten in der Stadt bei der Kunſtſchule. Wir müſſen beide arbeiten, beide fleißig ſein. Denn beide müſſen wir vorwärts kommen. Nicht nur unſrer ſelbſt willen, ſondern ich wegen meines Vaters, Ivo wegen Vater und Mutter."

Die Alte murmelte gerührt: „Er liebt uns ſehr; iſt ſolch guter Sohn, Gott ſegne ihn. Unſertwillen iſt er fleißig, arbeitet er, quält er ſich."

Nun hatte Theodor irgendwo gehört, daß Ivo ſo faul ſei, wie ſein Talent groß, wie ſein Weſen glanzvoll war. Als er die Liebe und Sorge der Eltern des Sonnenmenſchen wieder einmal ſo recht leuchten ſah, ward es ihm ſchwer ums Herz. Er mußte lügen: „Gewiß iſt er fleißig. Alle ſagen es. Alle ſind der Meinung, er wird es weit bringen. Euer Sohn iſt ein Künſtler. Das iſt etwas Großes, etwas Hohes."

Andächtig hörten die Alten zu. Mutter König hatte wie beim Gebet die Hände gefaltet.

Paſtor Emanuels Sohn geſtand errötend: „Stellt Euch einmal vor, daß auch ich einmal glaubte. ... Ich habe näm-

lich ein Drama geſchrieben, in Jamben, ein griechiſches Trauerſpiel. Es iſt jedoch nichts damit."

„O, doch, doch. Es wird herrlich ſein!"

„Ich bin kein Dichter. Es war Gotteslästerung, daß ich's einmal glauben konnte; freilich nur für kurze Zeit. Wie kam ich nur dazu? Dichter und Künſtler ſind das Höchſte, ſind das, wofür es eigentlich keinen Namen gibt. Aber Euer Ivo iſt Künſtler."

Beide Alten jubelten: „Unſer Ivo! Unſer Sohn! Gott ſegne ihn! Gott hat uns geſegnet, indem er uns ſolchen Sohn gab."

Da tat Theodor eine höchſt nüchterne Frage. Er ſtellte ſie voll heimlicher Sorge: „Braucht Euer Sohn nicht ſehr viel Geld?"

Die alte Frau ſah ängſtlich hinüber zu ihrem Mann, der ihr freundlich zunickte. Als Mutter König trotzdem recht herzlich aufſeufzte, verſicherte er lebhaft: „Nicht ſehr viel Geld. Er weiß, wir ſind arme Leutlein mit unſern lieben Zehn. Denn die Enkel und Urenkel wollen doch auch wiſſen, daß wir noch am Leben ſind; und ein Kantor von Dorf Trebra hat wohl immer Kuchen gegeſſen, aber nur knapp ſein täglich Brot gehabt . . . Gar nicht ſehr viel Geld braucht unſer Junge. Nur etwas viel. Und gewöhnlich braucht er's gerade dann, wenn es nicht da iſt. Dann muß es beſchafft werden. Und es wird immer beſchafft für unſern liebſten Jüngſten, der ein großer Künſtler werden wird und eine glänzende Zukunft vor ſich hat. Sünde und Schande wär's für mich, wenn ich das bißchen Geld nicht beſchaffte. Es iſt nämlich immer nur ein bißchen. Nein, wirklich! Seine Mutter ſorgt ſich freilich auch wegen des bißchen. Denn das tuſt du, meine gute Alte. Solche Torheit! Wozu hätten wir denn unſre Zehn in die Welt geſetzt, wenn wir für ſie nicht ſorgen könnten? Unſre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit iſt's. Alſo!"

Mutter König fügte hinzu: „Ivo weiß, wir haben nicht viel, und es macht ſeinem Vater Sorge, ſelbſt das bißchen

zu beſchaffen. Er wird ſich daher gewiß einſchränken. Weimar iſt eine große Stadt, und in einer großen Stadt muß der Menſch anders leben als auf einem Dorf. Namentlich ein junger Menſch, der doch auch ſein Vergnügen haben will. Wenigſtens Sonntags. An andern Tagen muß ein junger Menſch auch in einer großen Stadt arbeiten; und das viel mehr als auf dem Dorf. Nun iſt unſer Jüngſter ſolch guter Sohn. Gerade ſolch guter Sohn iſt er, wie er ein ſchöner und braver Junge iſt. Alſo bin ich mit meiner Sorge eine törichte alte Frau, und mein Mann tut recht, mich zu ſchelten."

Kantor König erklärte ſeinem Gaſt, den er auf dem Arm getragen hatte, zu deſſen weiteren Beruhigung voll Eifers: „Ich habe Söhne, die mir im Notfall helfen. Sie tun es gern für ihren Bruder, an den alle den Glauben haben, wie ihn jeder lieben muß, der ſein hübſches Geſicht ſieht und ſein helles Lachen hört. Einer meiner Schwiegerſöhne iſt ein Mann in beſten Verhältniſſen, was freilich nur für den äußerſten Notfall zu bedenken wäre. Auch mußt du wiſſen, daß ich allerlei kleine Nebeneinkünfte habe als Verwalter der Gemeindekaſſe und Verſicherungsagent für Trebra und Umgegend gegen Hagel und Feuer. Ich kann daher das bißchen Geld für unſern Ivo wirklich recht gut beſchaffen; und wir zwei Alten brauchen herzlich wenig zum Leben. So gut wie nichts."

Mutter König brachte jetzt die Bewirtung, ohne die niemand aus dem Kantorhaus fortkam. Für Theodor holte ſie des Hauſes Beſtes herbei: friſches Schwarzbrot, goldgelbe Butter und eine Honigwabe. Dazu eine Flaſche ihres weit und breit berühmten Stachelbeerweins. Die Honigwabe hatte ſie den ganzen Winter über für ihren Jüngſten aufgehoben. Der kam jedoch nicht, blieb in der großen Stadt Weimar, mußte arbeiten, wollte ein berühmter Künſtler werden, war ſchon jetzt ein König des Lebens.

Der Abend war ſo lind, daß man ſich auf die Bank vor der Tür ſetzen konnte. Theodor atmete aus tiefſter Bruſt

den Frühling ein. Ihm war wohl und weh ums Herz; auch für die beiden guten Alten an seiner Seite. Sie sprachen nicht mehr von dem Sohn, sondern mit ernsten, innigen Worten von dem morgigen Tag und seiner großen Bedeutung für eines Menschen ganzes Leben.

Der Kantor meinte: „In der Welt soll das jetzt anders geworden sein. Wir beide glauben es indes nicht. Sind doch Welt und Menschen dieselben geblieben; und dasselbe bleibt des Menschen Leben. Vielleicht ist dieses in der neuen Zeit noch schwerer, noch härter und verantwortlicher geworden. Wie sollte also der Mensch ohne ein ernstes Christentum auskommen können, und was wären wir ohne unsern Glauben, ohne unser Gebet? Solange der Mensch noch beten kann, ist er glücklich und gut. Erst wenn die Menschheit ihr Gebet verliert, ist sie eine arme, verlorene Menschheit ohne Stab und Stütze, ohne Hilfe und Rettung. Bete du nur immer aus Herzensgrund und du kannst nie unglücklich werden."

Dann begann Mutter König mit leiser, leiser Stimme von Theodors verstorbener Mutter zu sprechen: daß diese den Palmsonntag mit ihrem lieben Sohn nicht erleben konnte; Ostersonntag mit ihm das erste heilige Gedächtnismahl nicht nehmen, was für christliche Eltern einer der höchsten Augenblicke ihres Lebens war.

„Sie hätte an dir ihre heilige Mutterfreude gehabt, wie du geraten bist, solch guter Mensch und bester Sohn. Ja, und auch stattlich! So schön, wie unser Ivo ist, kann freilich kein Zweiter sein. Immerhin kannst du dich sogar neben ihm sehen lassen. Nehmt euch nur vor den Frauen in acht ... Da lacht mein Alter. Er lacht mich wieder aus! Um dich brauchte sich keine Mutter zu sorgen: um einen frommen Kandidaten, der du doch gewiß bald sein wirst. Um einen Geistlichen gibt's in dieser Beziehung überhaupt keine Sorge. Ein Geistlicher gewinnt ein gutes, hübsches Kind lieb, heiratet es, bekommt sein Pastorat, bekommt seine Gemeinde und recht viele gesunde Kinder von seiner hübschen und guten

Frau; und — und ſo iſt es. Aber unſer Ivo! Es ſoll in der Künſtlerſchaft gar erſchrecklich zugehen, geradezu heidniſch. Und er iſt doch ſo prachtvoll anzuſehen. Wenn ſich nun die Weiber an ihn heranmachen. In ſolcher Stadt ſoll es nämlich Weiber geben — das kann ich dir freilich nicht ſagen; und mein Alter will ſich totlachen über mich, über ſeine dumme, alte Frau. Schließlich iſt unſer Ivo doch auch nur ein Menſch."

‚Ein reiner Menſch, ſeiner Mutter Sohn. Wohl auch ſeines Vaters Sohn," ſagte jetzt der Alte nicht ohne heimliche Bewegung.

Theodor ſchied von dieſen reinen und guten Menſchen. Er nahm von ihnen in ſeiner Seele das Wort mit ſich: „Bete du nur immer aus Herzensgrund, und du kannſt nie unglücklich werden."

Elftes Kapitel

Das Idyll vom Kantorhauſe im Herzen, ging Theodor den Ilmwieſen zu. Auch dieſer Weg ſollte ihn einem Abſchied zuführen.

Ein wehmütig holder Frühlingsabend brach herein und der Sonnenuntergang rötete den Himmel mit ſanften Gluten. Sie ſpiegelten ſich in der langſam fließenden, leiſe rauſchenden Flut und durchſtrahlten das knoſpende Erlengrün. Die junge Natur war reich an Hoffnung und Aufgehen der Saat, auf Sommerreichtum und geſegnete Reife — genau wie das junge Geſchlecht.

Theodor näherte ſich der Mühle, deren ſtummes Räderwerk in ſmaragdgrünes Moos gehüllt ſtand. Vor dem Wehr ſtaute ſich der Fluß. Hier ward die Ilm zu einem Teich, vom Zauberer Mai in ein Feld gelber Lilien verwandelt.

Darauf stürzte sie sich brausend, schäumend hinab, gleichfalls einer ungestüm vorwärts drängenden jungen Menschenseele gleich.

Die Jakobe! ... Wo blieb heute die Jakobe?

Nicht wie sonst trat sie ihm entgegen, und sie mußte doch wissen, daß er an diesem letzten Abend kommen würde. Seitdem sie ihn an jenem unvergeßlichen hellen, heißen Sommertage im Schlaf auf den Mund geküßt hatte, mußte sie es wissen! Freilich wußte sie nicht, daß sie in seiner schlummernden Jünglingsseele etwas wachgeküßt hatte; etwas, dafür er keinen Ausdruck fand, das nun in ihm lebendig war und sich nicht wieder in Schlaf lullen ließ. Es war wie Sehnsucht nach einer unbekannten Gottheit, die sich ihm angekündigt, aber noch nicht offenbart hatte.

Ausgeschlossen von der Christenlehre war die Jakobe worden; nicht mehr zugelassen ward sie zur Vorbereitung für das große Mysterium, um mit ihm und den andern als junge Christin des höchsten Heils teilhaftig zu werden; warten mußte sie, bis sie sich dessen wieder würdig gemacht hatte. Sein eigener Vater stellte sie an einen Schandpfahl, das Mädchen, das den Sohn geküßt hatte ... Es war schwer zu ertragen, alles in ihm drängte zu ihr, um sie ein letztesmal zu grüßen, bevor das Wunderbare sich an ihm vollzog.

„Jakobe! Jakobe!"

Da sie ihm nicht wie sonst entgegenkam, rief er sie. Statt ihrer trat jetzt die Mutter aus dem Hause, blieb in der Tür stehen und erwartete gelassen den Pastorssohn. Wie blaß die Frau war, der die Tochter so glich.

Eine jähe Angst befiel den jungen Menschen. Mit gepreßter Stimme stieß er hervor: „Wo ist die Jakobe?"

„Nicht hier."

„Also wo?"

„Fort."

„Ins Dorf?"

„Weiter. Viel weiter."

„Was meint Ihr damit?"

„Daß sie fort ist."

„Wohin?"

„In die Welt hinaus, ins Leben hinaus."

Blaß und still sagte es die Frau, ohne eine Bewegung zu tun.

Theodor wußte nicht, was er denken sollte. Wie konnte die Jakobe fort sein: „In die Welt hinaus!"

„So sagt doch . . ."

Seine Erregung machte ihn stumm.

„Was ist weiter zu sagen? Gestern abend ging sie fort. Sie ging in die Stadt zu den Schauspielern. Es mußte so sein."

Theodor begann zu verstehen. Auch „daß es so sein mußte". Ihn ergriff ein heißer Schmerz, als habe er ein Unwiederbringliches verloren. Wie im Traum hörte er die Mutter der Jakobe sagen: „Ich wußte seit langem, daß es so sein mußte. Als die Schauspieler in die Stadt kamen, wußte ich, es würde jetzt sein. Sie konnte nicht anders."

„Ging sie heimlich?"

„Nein. Gestern sagte sie's mir. Sie sagte nichts als: ‚Ich gehe fort.'"

„Und Ihr hieltet sie nicht zurück?"

„Wenn sie doch fortgehen mußte."

„Sie ging in ihr Unglück!"

„Möglich. Fortgehen mußte sie trotzdem — ihres Vaters Tochter."

Ja, ach ja! Die Jakobe war ihres Vaters Tochter. Warum war er nicht seines Vaters Sohn?

Ein Schluchzen männlich erstickend, erkundigte sich Theodor: „War sie sehr traurig, als sie ging?"

„Weshalb sollte sie traurig gewesen sein?"

„Sie verließ ihre Mutter!"

„Ich durfte sie nicht halten."

„Schmerzt Euch denn nicht, daß sie Euch so schmerzlos verließ?“

„So sind die Kinder.“

Theodor rief heftig: „Sagt das nicht! So sind sie nicht! Nicht alle sind so! Auch die Jakobe ist anders.“

„So sind alle. Alle verlassen Vater und Mutter und sehen nicht zurück. Es wird wohl so auch ganz recht sein.“

Als Theodor sich etwas gefaßt hatte, erkundigte er sich stockend, ob sie nichts zurückgelassen hätte: „Eine Botschaft, einen letzten Gruß?“

„An dich?“

„Nun ja.“

„Sie dachte nicht an dich; so wenig wie an mich. Sie dachte nur, daß sie fortgehen müßte.“

„Nur daran! Wer wird sich ihrer da draußen annehmen? Sagte sie Euch das, damit Ihr ruhig sein könnt?“

„Ich bin ruhig.“

„Damit i ch ruhig sein kann!“

„Sie sagte mir, bei der Gesellschaft sei ein Schauspieler, der sich ihrer annehmen würde.“

„Er wird sie verderben!“

„Sie sagte mir, es sei ein älterer Mann. Er soll Komödie spielen, daß man jauchzen muß und weinen zugleich. Sie bat mich oft, ich sollte einmal mit ihr gehen und den Mann Komödie spielen sehen. Ich will aber nicht mehr im Theater jauchzen und weinen zugleich. Sie erzählte beständig von ihm, und welch herrlicher Schauspieler er gewesen sein muß.“

„Gewesen?“

„So sagte sie mir einmal von ihm.“

„Sonst nichts?“

„Es muß mit ihm etwas nicht in Ordnung sein. Die Jakobe wollte es mir nicht sagen. Ich glaube, er ist ein Trinker.“

„Ein Herabgekommener. Solcher Menſch will ſich der Jakobe annehmen? Ein Säufer!“

„Wenn er doch noch immer Komödie ſpielt, daß man dabei jauchzen und weinen muß.“

„Ich gehe in die Stadt. Dieſe Nacht noch! Ich bringe die Jakobe zurück.“

„Sie ſind ſchon mit ihr fort.“

„Ich reiſe ihnen nach.“

„Wenn ihre Mutter ſie nicht zurückhält, darfſt du dich ihr nicht in den Weg ſtellen.“

„Auch nicht, wenn ich ſie retten will?“

„Auch dann nicht. Wir haben nicht das Recht, einen Menſchen von dem abzuhalten, was ſeine Natur iſt.“

„Die eigene Mutter hätte nicht das Recht? Nicht der Vater?“

„Nein.“

„Was ſagt Ihr da?“

„Ich ſage es ſo, wie es iſt. Dein Sohn wird dich auch nicht nach deinem Willen fragen.“

In höchſter Aufregung rief Paſtor Emanuels Sohn: „Mein Vater fügte ſich dem Willen des ſeinen, wie dieſer wiederum dem des Vaters gehorchte. Ich werde meines Vaters Willen erfüllen.“

„Wirſt du das?“

„Ja!“

„Verſchwöre dich nicht!“

„Ich werde meines Vaters Willen erfüllen.“

„Aus Sohnespflicht?“

„Ja, ja.“

Die Mutter der Jakobe ſagte nur: „Sieh zu, daß dich's nicht gereut.“

Ohne ein weiteres Wort ging ſie ins Haus, daraus die Tochter entwichen war: weil es ſo ſein mußte und ſie anders nicht konnte.

Zwölftes Kapitel

Palmsonntag! Die kleine altertümliche Dorfkirche schmückte das erste junge Grün des Jahres; vor dem Altar brannten zwei hohe Wachskerzen, und das Bild des Heilands kränzte ein wie Silber schimmerndes breites Gewinde aus „Osterpalmen". Die lichten flaumigen Kätzchen der sprießenden Weiden mußten Jerusalems stolze Palmenzweige vertreten.

Rings um den Altar standen hohe Topfgewächse, blühende, weiße Azaleen. Sie wurden für die Feier vom Schloßberge herabgeschickt, von dem heute auch die Gräfin-Mutter in der Galakutsche mit dem Kammerdiener auf dem Bock ins Dorf niederstieg. Sie trug eine neue Robe aus schwerem, silbergrauem Atlas, eine mit weißen Perlen bestickte Mantille und einen silbergrauen Kapottehut mit Reiherfedern. Ihr Sohn führte sie zu dem für sie bestimmten Lehnsessel in dem von der Gemeinde abgesonderten „Stuhle" der Gutsherrschaft. Alle sahen auf die ehrwürdige Greisin, deren schleppendes Gewand feierlich über den Steinboden hinrauschte. Dann begannen Orgelspiel und Gesang:

Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's soll wohlergehn,
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.

Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit ſelbſteigner Pein
Läßt Gott ſich gar nichts nehmen,
Es muß erbeten ſein.

Jetzt kamen die Konfirmanden, Knaben und Mädchen getrennt. Die Söhne und Töchter der Bauern vor den Söhnen und Töchtern der Tagelöhner. Alle trugen ihren neuen Staat, darin ſie gar fremdartig ausſahen, mit ungeſchickter ängſtlicher Würde. Die Jungfrauen hielten ſteif vor ſich in behandſchuhten Händen neben dem neuen Geſangbuch und Taſchentuch Sträuße, mit denen auch die ſchwarzen Röcke der Jünglinge geſchmückt waren. Ingrid von Trebra und Theodor Baumert ſchritten als die erſten voraus. Nicht allein, weil ſie in der kleinen Schar die Vornehmſten waren, ſondern weil beide das Glaubensbekenntnis auffagen ſollten: Jeder für die andern, die ſich mit ihnen zum Glauben bekannten. Ingrid hatte durchgeſetzt, ſtatt der herkömmlichen ſtarren ſchwarzen Seide ſich in Weiß kleiden zu dürfen. Sie hatte ſelbſt einen Kranz aus weißen und blauen Waldanemonen gewunden und ſah in dieſem Schmucke ſchier bräutlich aus. Ihr Freund war ſo bleich, daß die Leute einander zuflüſterten, Baumerts Theodor müſſe krank ſein. Auch fiel gleichfalls allgemein auf, daß er während der ganzen heiligen Handlung keinen Blick von ſeines Vaters Geſicht wandte, darauf heute ein verklärter Glanz lag.

Und wie er das Bekenntnis ſeines heiligen Glaubens ablegte! Als müßte er nach dem letzten Wort hinſtürzen . . .

Niemals hatte Paſtor Emanuel ſo tief zu den Herzen der Seinen geſprochen; ſelbſt nicht in den Tagen, wo ihm ein Sohn geboren ward und er an dem Grabe ſeiner Frau ſprach. All der Kampf und Drang, all die Not und Sorge — alle ſeine Liebe drängte ſich aus des Mannes tiefſter Seele auf ſeine Lippen. Plötzlich erblaßte er. Er mußte denken: „Du ſprachſt heute ja nicht zu allen dieſen jungen Chriſten, ſondern allein zu deinem Sohne! Welches Unrecht, welche

Sünde! Herr, verzeih mir! Du bist ja auch ein Vater, der seinen Sohn lieb hat."

Ingrid empfing den Spruch:

Jakobus 4, 17: „Wer da weiß, Gutes zu tun und tut's nicht, dem ist es Sünde."

Und Theodor:

Jakobus 2, 10: „So jemand das ganze Gesetz hält und sündiget an einem, der ist es ganz schuldig."

⊕ ⊕ ⊕

Festmahl im Schloß und Festmahl im Pfarrhause. Denn Pastor Emanuel wollte heute mit seinem Sohn in seinem Hause sein. Aus Weimar war der Vorsteher des Andreasinstituts gekommen, um den feierlichen Tag mit seinem Lieblingsschüler zu verbringen, und im Schloß befand sich aus demselben Grunde gleichfalls ein Gast: das Fräulein von Schmettau. Die Gegenwart der beiden gab Ingrid und Theodor das Gefühl eines heimlichen Glücks.

„Diese verstehen uns! Diese werden uns immer verstehen — schöner und besser als die Unsern. Diese beiden sind unsre Wahleltern!"

Wie leid heute dem Sohne der Vater tat! Bitterlich weinen hätte er mögen vor blutigem Mitleid mit dem alten, einsamen Mann ...

Nachmittags zogen die Eingesegneten durch das Dorf von Haus zu Haus und wurden in jedem Hause festlich bewirtet. Des Dorfes Kinder liefen neugierig nach, sahen scheu auf die ehrbar wandelnde Jugend, die von heute an zu den „Großen" zählte. Auch Pastor Emanuel machte mit seinem Konfirmanden den üblichen feierlichen Nachmittagsspaziergang, zunächst durch das Dorf, dann auf den Schloßberg. Hier begegneten sie Ingrid mit dem Fräulein von Schmettau. Das leichte, lichte Gewand des jungen Mädchens legte sich um die schlanke Gestalt wie ein Frühlingsgewebe; ihr Gang besaß etwas Schwebendes. Unter ihr lag die blühende Erde. Neben der dunkel gekleideten, ernsten Gefährtin schritt sie

auf schmalem Pfade unter den sprießenden Bäumen neben den bunten Beeten wilder Lenzblumen dahin, wie erhoben über die Tiefen. Es machte sich von selbst, daß die jungen Leute nebeneinander gingen und Pastor Emanuel an die Seite der ihm noch unbekannten Dame trat. Seines Sohnes Erzieher, der früher nach Weimar zurückkehren mußte, hatte dem Geistlichen das ausgezeichnete Frauenwesen als Verkörperung edelster Tochterliebe und Vorbild erfüllter Kindespflichten gerühmt. Daraufhin sprach Theodors Vater sie weihevoll an: „Das einzige, womit wir unsrer heutigen Jugend helfen können, ist das gute Beispiel als Basis für ihr zukünftiges Leben. Durch das Ihre bauen Sie für Ihre Zöglinge dieses Fundament und graben in den Stein als Inschrift das vierte Gebot ein."

Die kühle Entgegnung lautete: „Es kann der Jugend zum harten Gesetz werden. Besser wäre es für sie und für uns, ihr keine Gesetze aufzuzwingen."

„Um sie noch fesselloser zu machen?"

„Um sie richtiger zu lehren, sich selbst Gesetze zu geben, um sie noch mehr der eigenen Verantwortung bewußt werden zu lassen. Unsre Jugend muß frei sein vom Zwang. Nur dann kann ihre Sittlichkeit von Bedeutung sein, wenn sie aus ihrem eigensten freiesten Wesen herausquillt, herausdrängt und stürmt. Was nützt alles Erzwungene, Hergebrachte, Traditionelle? Jugend bedeutet ja doch eben — j u n g sein. Wir müssen vertrauen, daß jung sein zugleich gut sein ist. Dann werden wir sie an ihren Früchten erkennen und dieser uns freuen können."

Sie ging aus ihrer verschlossenen Art heraus; etwas an dem würdigen Manne reizte sie dazu: seine ganze Predigt heute war, ihrer Ansicht nach, ein aufgedrungenes christliches Sittengesetz für die Jugend gewesen; eine lange Tabelle der Pflichten, die sie zu erfüllen habe. Besonders ihrer Pflichten gegen Vater und Mutter. Pastor Emanuel wurde erregt. Diese fremde Frau tastete ohne weiteres sein Allerheiligstes an, einen seiner Hauptglaubenssätze. Er wider-

ſprach heftig. Sogleich ward das Fräulein von Schmettau unnahbar vornehm. Was ſie dem Manne ſagen wollte, hatte ſie ihm geſagt. Mit kalter Miene hörte ſie ſeine Reden an. Sie waren von dem nämlichen Geiſt, von dem ſie das Schloß durchweht fühlte, der ihres Lieblings Lebensluft geweſen war und bleiben ſollte. Nein — es konnte kein Unrecht ſein, in dieſe ſchwere, ſchwüle Atmoſphäre einen friſchen Luftzug zu bringen. Schlimm genug, daß es heimlich geſchehen mußte.

Die beiden jungen Leute gingen lange in tiefem Schweigen nebeneinander her. Es war ſolche wunderſchöne Welt! In dieſer wunderſchönen jungen Frühlingswelt mußte auch das Menſchenleben leuchtend ſein können, wie der Tag es war. Gewiß, ganz gewiß: Wenn der Menſch den rechten Glauben, den rechten Willen beſaß, ſo konnte es ihm nicht fehlen. Es mußte aber der Glaube an das Gute, mußte der Wille zum Guten ſein.

In dem nämlichen Augenblick gab Ingrid dem Gedanken ihres Freundes Ausdruck. Sie blieb ſtehen, ſchaute ſtill über die Landſchaft hin, in alle Weiten hinaus, ſagte leiſe und feierlich: „Edel ſei der Menſch, hilfreich und gut! Selbſt dein Vater hätte uns heute im Namen Gottes kein größeres Wort ſagen können. Nach dieſem großen Worte laß uns leben, und wir werden den Gott finden, den wir ſuchen!“

Zu dem Bibelſpruch des Geiſtlichen gaben die beiden ſich ſelbſt das Goethewort als Lebenshort . . .

Der Eingeſegnete konnte in der Nacht nach dieſem ereignisvollen Tage keinen Schlaf finden. Er ſtand auf, kleidete ſich an, öffnete das Fenſter. Ein junger Mond leuchtete. Das liebe Himmelslicht warf ſeinen Schein auf die alte Linde, daß es war, als ſtünde ſie ſchon über und über in Blüten. Theodor verſuchte den Frieden der Nacht zu erfaſſen: woher mit dem Schwinden des Tages dieſe große feierliche Ruhe über die Welt kam? Er konnte ſie jedoch nur empfinden; Gefühl war auch hier alles.

Da kam es über den Platz; huschte an dem Baum vorüber, schlich zum Pfarrhause und dem geöffneten Fenster. Er erkannte sie sogleich, fühlte sich sogleich von Schauern durchrieselt. Da stand sie bereits dicht unter ihm, flüsterte zu ihm auf: „Du bist wach?“

„Ich konnte nicht schlafen. Jetzt weiß ich, weshalb ich nicht konnte.“

„Weil du an mich dachtest?“

„Weil ich mich um dich sorgte.“

„Du mußtest wissen, daß ich kommen würde.“

„Wie hätte ich das wissen können?“

„Wie! Du weißt ja doch, ich habe dich lieb. Nur dich! Das weißt du.“

„O, Jakobe . . .“ Und dann nach einer Weile: „Ich glaubte dich längst fort.“

„Vorher mußte ich dir Lebewohl sagen. Ohne dir Lebewohl gesagt zu haben, hätte ich nicht fort können.“

„Nicht können, Jakobe? O, Jakobe!“

„Ich habe dich lieb, Theodor.“

„Warte. Ich komme zu dir hinaus.“

„Lieber, du Lieber!“

Ein Sprung aus dem Fenster brachte ihn an des Mädchens Seite. Nun sprachen sie nichts. Sie standen bei einander und sahen sich an.

Endlich brach er flüsternd das Schweigen: „Wir wollen auf die Ilmwiesen gehen.“

„Komm!“

Sie faßten sich bei der Hand und gingen den bekannten Weg. Die gelben Primeln auf der Wiese waren wie goldene Tropfen, von dem gestirnten Himmel herabgefallen, als habe es Sternschnuppen geregnet. Jetzt erst sprachen sie wieder.

Theodor sagte: „Ich war bei deiner Mutter. Sie ist dir nicht böse.“

„Bist du es?“

„Traurig bin ich. Wie soll das werden?“

„Wie? Gut und ſchön!“

„Du glaubſt an dich? Wie kannſt du glauben? Haſt du denn Talent?“

„Er ſagt's.“

„Jener Schauſpieler, der ein Säufer und Herabgekommener iſt? Dieſem Manne vertrauſt du deine Zukunft an?“

„Er iſt ein großer Künſtler.“

„An einer Winkelbühne!“

„Deswegen iſt er doch groß.“

„Wie konnte er ſo tief ſinken?“

„Er wird ſich wieder erheben.“

Sie ſchwiegen, fühlten die Schönheit der Nacht, fühlten das Scheiden. Sie drängte ſich an ihn. Es war ein leiſes, ganz leiſes Anſchmiegen; aber es machte ihn im Tiefſten erbeben.

„Theodor, lieber Theodor!“

„Jakobe!“

„Ich werde immer an dich denken. Ich werde immer denken, daß ich gut bleiben muß: deinetwillen.“

„Meinetwillen, Jakobe? Nur meinetwillen?“

„Damit ich dich wieder küſſen kann. Und ich kann dich nur wieder küſſen, wenn ich gut geblieben bin. Um dir das zu ſagen, bin ich noch einmal zurückgekommen.“

„Ich danke dir, daß du kamſt.“

Er vermochte die wenigen Worte nur zu ſtammeln. Nach einer Weile ſetzte er etwas feſter hinzu: „Wirſt du mir ſchreiben?“

„Nein.“

„Weshalb nicht?“

„Erſt muß ich eine große Schauſpielerin geworden ſein.“

„Solange ſoll ich von dir nichts hören?“

„Was tut das? Da ich dich immer lieb haben werde. Nur dich. ... Willſt du wirklich Prediger werden?“

„Weshalb fragſt du mich das?“

„Weil mir angſt um dich iſt.“

„Angſt? Um mich? Um mich kannſt du ruhig ſein. Ich werde das, was ich werden muß.“

„So wird es wohl ſein ... Lebe wohl.“

„Heute küſſeſt du mich nicht? ... Küſſe mich, Jakobe! Zum Abſchied küſſe mich!“

„Heute küßte dich Gott.“

Nur mit einem Blick ſchied ſie von ihm.

Zweiter Teil

Buch des Ringens

TAYLOR INST.
OXFORD

Erſtes Kapitel

Ein Wintertag! Auf Weimar drückte ein Nebelhimmel herab. Er ſchien ſich tiefer und tiefer zu ſenken; ſchien die im weißen Sterbekleid ruhende tote Natur mit dem Deckel eines Sarkophags zu umſchließen.

Kein Auferſtehen ſchien heben zu können, was unter der ſchweren, ſchwarzen Wölbung eingeſargt lag; kein Frühling ſchien mehr zu kommen.

Weimars Glocken wurden geläutet: Weimars ſämtliche Glocken! Es war ein Hallen und Schallen, ein Sauſen und Brauſen in den Lüften, ein Sturm feierlicher Klänge. Als läuteten Weimars Kirchenglocken die tote Mutter Erde zu Grabe, ſo gewaltig war das Tönen und Dröhnen in den Lüften.

Zu einem Leichenbegängnis läuteten Weimars ſämtliche Glocken an dieſem Wintertage, an dem die Menſchheit alle Hoffnung auf Sonne und Lenz begraben zu müſſen ſchien.

Weimars Herrſcher begleiteten die Trauerklänge auf dem letzten Wege.

An dieſem aufgereiht, ſtand Weimar, das alte und das junge, um dem Herrn die letzte Ehre zu erweiſen — welch einem Herrn! Einem Herrſcher, der ein fürſtlicher Menſch geweſen war; ein gütiger und gerechter; ein Herrſcher, der als Fürſt und Menſch das Hohe heilig hielt, das Gute liebte, das Beſte erſtrebte, das Schöne erkannte. Nun hatte er das Leben überwunden. Als Sieger zog er ein in den ewigen Frieden; und Weimar, ſein Weimar, bereitete ihm zu ſeiner letzten Ruheſtätte eine via triumphalis ...

Den Alten von Weimar waren die Herzen ſchwer. Ihnen war zumute, als begrüben ſie mit ihrem alten Herrn Weimars alte Zeit, deren letzter Hauch mit dem letzten Seufzer ihres

Großherzogs Karl Alexander für sie entflohen zu sein schien. Sie bangten vor der neuen Zeit, von der sie nichts wußten; sie scheuten das junge Geschlecht, das ihnen fremd war, das ihnen feindselig dünkte. Weimars Jugend dagegen schaute mit großem Glauben auf den neuen, den jungen Herrn, der zwischen dem greisen König von Sachsen und dem Prinzen Alfons von Bayern einherschritt, so bleichen und ernsten Gesichts, als empfände er auf diesem Gange über seinem Jünglingshaupt die Krone schweben, von Dornen durchwunden, als sähe er im Geiste an dem grauen Winterhimmel dieses Tages die Inschrift flammen: „Du sollst Weimars neue Zeit schaffen!"

„Er ist noch so jung!" sprachen die trauernden Alten bang zueinander. „Er hat den Mut und die Kraft der Jugend!" raunten sich die Jungen freudigen Hoffens zu.

Aber die Alten schlossen ihre Betrachtung: „Er ist unsres lieben Herrn lieber Enkel. Lieben wollen wir ihn!"

Der Kondukt bewegte sich aus der Hochkirche zum Karlsplatz, durch die Wielandstraße, über den Theaterplatz; und weiter durch die Schillerstraße seinem Ziele zu. Als blieben Licht und Leben Sieger über Finsternis und Tod, brach triumphierend die Mittagssonne durch die Winternebel; und als der Leichenzug des Fürsten, der Licht und Leben geliebt hatte, der sein Haupt und Herz am liebsten in Sonne und Schönheit gebadet hätte, den Friedhof erreichte, schwebte über den wallenden Dünsten, gleich einer strahlenden Wunderblume, die goldene Kuppel der Fürstengruft. Es war wie ein Gruß der Sonne, wie ein himmlisches Zeichen . . .

Unter der Menge der um ihren alten Herrn Trauernden befanden sich Tausende, die von weither kamen, aus Städten und Flecken, Dörfern und einsamen Höfen der Hochebene des Landes. Was der Lebende gesät hatte: Liebe, erntete der Tote von seinem Volk — seinem ganzen Volk!

Aus Trebra kamen die Schloßleute; kam Pastor Emanuel

und das Ehepaar König. Graf Trebra schritt als einer der Ersten des Landes unmittelbar neben dem Katafalk. Seine Gedanken befanden sich jedoch auf einem andern Wege: bei seiner Tochter Ingrid. Er hatte sie heute wiedergesehen. Zum erstenmal, seitdem sie ihre Stellung als Hofdame bei Prinzeß Klementine, der noch sehr jugendlichen Schwester des Prinzen Andrea, angetreten: nach hartem Kampf, in dem der starre Wille der Gräfin-Mutter, die Tradition des Hauses, Sieger blieb. Dem Grafen wollte jedoch bedünken, als sei der Triumph des Familienprinzips ein Pyrrhussieg. Die blutjunge, blendend schöne Hofdame war mit ihrer Herrin zur Beisetzung nach Weimar gekommen; in ihrem Blick und Wesen lag etwas, das den Vater von der Weihe der Stunde abzog und nötigte, dieses Blickes und Wesens seiner Tochter zu gedenken, voll geheimer Sorge, über deren Grund er sich noch keine Klarheit verschafft. Sie hatten sich oben im Schlosse den Lebensplan dieses ihres liebsten Kindes mit festen Umrissen vorgezeichnet. Plötzlich war es dem Vater, als könnte sich eine Hand ausstrecken und über den kunstvollen Aufbau hinfahren: gelassen und stark. Es war die Hand der Tochter, die an das Gebäude ihres von Elternliebe aufgeführten Lebens nicht nur rührte, sondern es umstieß — umstoßen wollte.

Auch Pastor Emanuel konnte sich bei aller menschlichen und geistlichen Ergriffenheit weltlicher Gedanken nicht entschlagen. Auch dieses Vaters Geist verweilte bei seinem Sohne, der schlank und stattlich neben ihm stand: ein ehrsamer Kandidat der Theologie, gegenwärtig der Begleiter des im Trauergefolge schreitenden Prinzen Andrea.

Pastor Emanuels Blick war jedoch weniger scharf als der des Schloßherrn von Berg-Trebra. Es leuchtete daraus eine zu stolze Vaterfreude über den Sohn, den sein unerbittlicher Wille dem Beruf seiner Väter zugeführt hatte, wodurch er die letzte Bitte einer hellseherischen sterbenden Mutter unerfüllt gelassen hatte. Dieser Glanz in Emanuel Baumerts Augen machte ihn blind für den herben Zug in seines Sohnes

Geſicht, den Ausdruck heimlichen tiefen Leidens, heftigen Ringens, wie er in einem ſo jungen Antlitz naturwidrig war. Der ſchmerzliche Zug um ſeines Sohnes Mund, ſeines Sohnes umdunkelter Blick hätten den gottesfürchtigen Mann veranlaſſen müſſen, die Hände zu falten und ſeinen Herrn und Gott anzuflehen, „alles zum Beſten zu wenden".

Glanz in den Blicken und Glanz in den Seelen hatten an dieſem tragiſchen Wintertag die Eltern des jungen König. Philemon und Baucis von Dorf Trebra vergoſſen Tränen einer behaglichen Rührung über den heimgegangenen gütigen alten Herrn, und ſie weinten Freudentränen über ihren prachtvollen Jungen, deſſen großes Gemälde „Lebensfreude" ſeit einer Woche in ſeinem Atelier an der Belvedereallee ausgeſtellt war; und bei dieſen Entzücken, bei jenen Entſetzen erregte; Entzücken bei den Jungen, den „Modernen", Entſetzen bei den Alten und Altmodiſchen, mit Ausnahme des würdigen Elternpaares. Nach erfolgter Beiſetzung wollten beide Baumerts das neue Meiſterwerk ſehen. Auch die Hofdame und der Graf waren von dem Künſtler zur Beſichtigung eingeladen: Trebra, Schloß und Dorf, ſollte an der „Lebensfreude" des Sohnes von Trebra ſeine ſtaunende Freude erleben. Zu dem düſteren Hintergrunde: Tod und Begräbnis würde der bacchantiſche Daſeinsjubel des vielbeſprochenen Bildes im grellſten — für die Lebensauffaſſung des Künſtlers im glücklichſten Gegenſatz ſtehen.

Als Ivo nach der Beiſetzung im Gedränge der ſtill in ihre Häuſer zurückkehrenden Weimaraner die Paſtorsleute zufällig traf, ſagte er aber doch warnend zu dem Geiſtlichen: „Kommen Sie lieber nicht, Herr Paſtor. Als geiſtlicher Herr müſſen Sie mein Gemälde verurteilen, was ich nicht bedachte, als ich Sie einlud. Wir Jungen von heute können uns ſo ſchlecht in die Vorſtellungswelt unſrer guten Alten von geſtern verſetzen. Es iſt heute in allem ſolche andre Zeit. Und das nicht nur in der Kunſt, die freilich, zuſammen mit Literatur und Wiſſenſchaft, als Bahnbrecherin gelten

darf. Bahnbrecher aber gehen ſtets gewaltſam vor, können gar nicht anders, als gewaltſam vorgehen. Denn um für das Neue freie Bahn zu ſchaffen, müſſen ſie das Alte zerſtören. Das bedenken unſre armen Alten nicht, halten uns für Empörer und Totſchläger, für Gotteslästerer und Tempelſchänder. Sie verzeihen meine Aufrichtigkeit."

Ivo ſagte dieſe ſchweren Dinge voll ſonnigſter Leichtigkeit, als handelte es ſich bei dem Kampf des Alters mit der Jugend — denn ein ſolcher war zwiſchen den beiden Zeiten und Geſchlechtern entbrannt — um ein vergnügliches Spiel. Ein ſolches war es jedenfalls für die Jugend, die gar nicht fragte, ob das Alter überhaupt kämpfen wolle. Für ſie ſtand feſt, daß das Alter der Todfeind der Jugend ſei; und gegen ſeinen Feind kämpft der Menſch. Er kämpft mit den grauſamſten Waffen. Gab es auf dem Schlachtfelde Schwerverwundete und Leichen, ſo — war das eben nicht anders: „à la guerre comme à la guerre!" Selbſtredend gab es nur in den Reihen der „armen guten Alten" Sterbende und Tote. Denn Jugend iſt unverwundbar, iſt unſterblich ...

Theodor ſtand neben Paſtor Baumert, als dieſem von dem Künſtler die leichtfertige Rede gehalten ward; und der Sohn fühlte, was in des Vaters Seele vorging: helle Empörung wider ſolche Lebensauffaſſung, zu der ſich ſtarre Unduldſamkeit gegen die Verworrenheit einer völlig unerfahrenen, irrenden Jugend geſellte, eine Regung wie von Haß. Was für ein Zukunftsgeſchlecht war das, welches imſtande war, ſolche Sprache zu führen? Es mußte ein gottloſes, ein verlorenes ſein.

Dieſe Empfindungen klangen in der Stimme des geiſtlichen Herrn, als er dem Sonnenmenſchen zur Antwort gab: „Ivo König! Ich gab dir die heilige Taufe und nahm dich auf in die Chriſtengemeinde; ich ließ dich der Gefährte meines Sohnes ſein und bin ein Freund deiner ehrwürdigen Eltern. Alſo will ich dein Werk ſehen. Denn „an ihren Werken werdet ihr ſie erkennen!" Ich will dich erkennen.

Vielleicht, daß ich dein Werk und dich ſelbſt verwerfen muß. Mein Urteil wird dir gleichgültig ſein: gehöre ich doch zu den Alten, die für dich und deinesgleichen abgetan ſind. Der Tag heute iſt ernſt. An dieſem ernſten Tage ſage ich dir: Ivo König — an meines Sohnes Seite, danke ich heute meinem Gott, daß mein Sohn nicht iſt, wie du biſt, und ich heute nicht ein Vater ſein muß wie der deine."

Ivo war erbleicht. Er warf ſeinem Spielgefährten einen ſprechenden Blick zu. Der Blick ſagte: „Ich müßte mich ſehr täuſchen. Aber für dieſen alten Mann mit der großen Liebe zu dir und dem harten Urteil über mich wird einmal ein Tag kommen, an dem er ſeiner Worte von heute gedenken wird. Er wird ſie dann nicht wiederholen können."

Und des jungen Theologen Blick erwiderte dem des Künſtlers: „Das würde auch für mich ein Tag des Unheils ſein. Denn dieſer alte Mann dauert mich. Du, wie du geſchaffen biſt, kannſt nicht verſtehen, wie er mich dauert."

Stumm gingen ſie auseinander.

Zweites Kapitel

Theodor war für die Beiſetzung mit ſeinem Prinzen von Jena herübergekommen. Er hatte den traurigen Wintertag mit ſeinem Vater verbracht, alte Bekannte begrüßt und nachmittags in dem Atelier ſeines Jugendfreundes einen peinlichen Auftritt erlebt: Trotz der Gegenwart der ehrwürdigen Eltern des Künſtlers hatte Paſtor Emanuel ſeiner Entrüſtung, ſeiner Empörung über Ivo Königs Gemälde „Lebensfreude" vollen Ausdruck gegeben.

Das Bild ſtellte ein Bacchanal des Lebens dar; ſein Name hätte daher „Lebensrauſch" ſein müſſen. Jünger Friedrich Nietzſches, die den Meiſter nicht verſtanden, die ihn — vielleicht nicht ohne Abſicht — mißverſtanden, hätten

Ivo Königs großes Gemälde für eine Apotheose ihrer Lebensanschauung erklären können: „Ausleben!“ Die Genußgier eines Teiles des jungen Geschlechs durfte in diesem Gewimmel nackter Gestalten ihre Verklärung erkennen. Alle diese Geschöpfe des Künstlers glichen ihrem Schöpfer, der nur einen Lebenszweck kannte: das Leben souverän zu genießen, in allen seinen orgiastischen Wonnen. Der Künstler nannte diese Daseinsart „in Schönheit leben“. Er wollte nichts wissen von einem „Sterben in Schönheit“. Und wie er so alle jene, für die er sein frechgeniales Bild schuf.

Blaß und stumm hatte Theodor davor gestanden: unmittelbar nach der Majestät des Todes eine derartige Beschimpfung des Lebens. Denn als solche hatte der junge Mann des Freundes Hymnus auf das Leben empfunden. Blaß und stumm hatte er mitangehört, wie sein Vater den Künstler mit heißen Zornesworten verdammte: den Künstler sowohl wie seine Kunst. Nicht allein diese! Verdammenswert die Zeit, die eine derartige Kunst hervorbrachte; verdammenswert das Geschlecht, das solche Künstler erzog und duldete. Der Sohn verdammte nicht, wie der Vater tat. Aber ihn befiel doch eine unsägliche Trauer. Vor dem Gemälde des Freundes kam ihm die Erkenntnis, daß solche Kunst zu der Zeit gehörte; solche Lebensanschauung eine Lebensanschauung der Zeit war; solche Jugend ein Teil des jungen Geschlechts, welches nicht nur das Antlitz der Zeit bildete, sondern Geist war von ihrem Geist. Aber verdammen konnte Theodor Baumert nicht.

Er hatte in Ivos Atelier auf die Hofdame gewartet. Ingrid war indessen nicht gekommen — sehr zum Glück! Es hätte Theodor Qual bereitet, die Freundin vor diesem Gemälde wiederzusehen: er würde sich geschämt haben. Dazu die Verstörung der alten Eltern des Künstlers über die Verurteilung des Pastors. Sie verstanden nicht, was ihr lieber Sohn mit dem allen meinte. Er war eben ihr

lieber Sohn, an den sie den Glauben hatten. So glaubten sie denn teils voll heimlicher Sorge, teils voll heimlichen Stolzes.

Theodor verabschiedete sich von seinem Vater, der wieder seinem stillen Dorfe zuzog: in dem urväterischen, von dem nämlichen Knecht gelenkten Schlitten, in dem der Knabe seine erste winterliche Heimreise angetreten hatte. Nach den starken Eindrücken des Tages empfand der junge Mann das Bedürfnis nach Einsamkeit. Über Weimar lag noch ein Hauch von den feierlichen Schauern des Leichenbegängnisses seines alten Herrn; die Straßen, durch die Theodor schritt, hatten noch ihren Trauerschmuck; in matter Glut flammten auf den Dreifüßen die Pechpfannen, und die Nacht senkte sich wie ein himmlischer Flor auf die Stadt Karl Alexanders herab, die einen jungen Herrscher erhielt: „Der König ist tot — es lebe der König!"

So mußte es sein . . .

Auf seinem Wege durch die menschenleeren Straßen gelangte Theodor auf den Theaterplatz. An dem Denkmal Goethes und Schillers — der heute zur letzten Ruhe gebrachte Herr hatte als Kind im Hause am Frauenplan den toten Dichterfürsten grüßen dürfen — standen zu beiden Seiten hohe Postamente mit erzenen Schalen, darin Räucherwerk brannte. Es glimmte noch. Der Dampf wallte als bläulicher Nebelschleier durch die weiße Winternacht zu den beiden Unsterblichen empor, so daß ihre Bildsäulen noch mehr den Statuen olympischer Gottheiten glichen.

Unwillkürlich blieb der nächtliche Spaziergänger vor den von den Dämpfen wie von Weihrauch umwallten Herrlichen stehen. Nach den tiefen Erregungen des Tages tat es ihm wohl, in die hehren Züge dieser großen Söhne deutscher Nation zu blicken, darauf ein sanfter Widerschein der verglimmenden Gluten lag.

In diesem Augenblick gewahrte Theodor eine dunkel gekleidete jugendliche Frauengestalt, die sich von dem schwarzen

Sockel ablöſte und ihm aus dem Nebel wie aus einem Gewölk entgegentrat. Die Erſcheinung hatte etwas ſo Feierliches, ihr Geſicht einen Ausdruck ſo ernſter Hoheit, als würde der Einſame unter dem Standbilde Goethes und Schillers von der Muſe der Dichterfürſten gegrüßt. Denn das ſchöne Frauenweſen grüßte ihn, leiſe ſeinen Namen nennend. Jetzt erſt erkannte er ſie.

„Jakobe!“

Eine heiße Freude durchfuhr ihn wie ein Schreck. Er mußte den Namen ſeiner Geſpielin ein zweites Mal ausſprechen, wie um ihn anzurufen: ob ſie's wirklich ſei?

„Jakobe! Du biſt's! Wie kommſt du hierher? Nach Weimar? Und gerade heute? Wie ſchön du geworden biſt! Du ließeſt gar nichts von dir hören. Auch deine Mutter wußte nichts von dir, ſo oft ich fragte. Und ich fragte oft. Oft dachte ich an dich: an die Jakobe, an die Ilmnixe, an unſre glückliche Kinderzeit. Denn ſie war glücklich. Und jetzt biſt du hier! ... Jakobe, liebe Jakobe!“

Um ihr ſeine Erregung, ſeine Bewegung zu verbergen, ſprach Theodor mit großer Haſt. Er ſah ſie dabei unverwandt an. Er ſah, wie ſchön die Tochter der Wellerin geworden war; ſah den Ausdruck in ihrem Geſicht, der ſie für ihn an dieſem Ort und in dieſem Augenblick einer Muſe gleich erſcheinen ließ: der Muſe von Deutſchlands Olympiern, an deren Statuen der Freund ſie nach Jahren der Trennung wiederfand.

Er mußte weiter fragen: „Du erkannteſt mich gleich?“

„Ich ſah dich heute mit deinem Vater bei der Beiſetzung des guten Großherzogs.“

„Seit wann biſt du hier?“

„Schon ſeit einer Woche.“

„Und was tuſt du hier? ... Verzeih meine Fragen. Es iſt mehr als Neugier.“

„Ich weiß. Du haſt ein Recht zu fragen.“

„Ich danke dir, daß du mir ein Recht einräumſt.“

„Lieber Theodor . . .“ Sie ſagte es leiſe und weich.

Erſt jetzt reichten ſie ſich die Hand. Die beiden jungen Menſchen ſtanden unter Deutſchlands ſchönſtem Denkmal, im Schein der verlöſchenden Gluten, umwallt von den Nebeln des Räucherwerks, und ſchauten einander in die Augen. Mit heißen Schauern mußte Theodor Baumert daran denken, daß dieſer Frauenmund ihn geküßt hatte. Seit jenem erſten Kuß hatten ſeine Lippen nie wieder andre Lippen berührt. Aber der Kuß der Ilmnixe war in ſeiner Seele geblieben.

Und ſie? War auch ihr Mund ſo vollkommen unberührt geblieben? Ein junges ſchönes Weib, wie ſie in dieſer Winternacht vor ihm ſtand! Was war ihr Leben während dieſer Jahre geweſen? Das Verlangen, es zu erfahren, miſchte ſich bei ihm mit der Furcht, zu erfahren. Ein zuvor nie gekanntes Gefühl erwachte in ihm. Es war Eiferſucht: Eiferſucht auf die Jahre, von denen er nichts wußte.

„Bereits ſeit einer Woche biſt du in Weimar?“

„Ich ſoll hier gaſtieren: auf Engagement. Da ſtarb der Großherzog. Nun muß ich warten, bis das Hoftheater wieder eröffnet wird.“

Theodor rief aus: „Du an Weimars Hofbühne Schauſpielerin!“

„Es wäre die Erfüllung meines Kindertraumes: die Tochter der armen verachteten Wellerin Hofſchauſpielerin an dem Theater Schillers und Goethes! Wunderſam wär's. Wunderſam iſt das Leben überhaupt. Man muß es nur fühlen können.“

Sie ſchwiegen. Nach einer langen Weile erſt brachte Theodor mühſam eine Frage über die Lippen, die ihm auf dem Herzen brannte: „Biſt du allein hier?“

Er erhielt als Antwort die Gegenfrage: „Mit wem ſollte ich hier ſein?“

„Verzeih.“

Theodor richtete an ſie die Bitte um Verzeihung, als

hätte er gegen ſeine Freundin eine Gedankenſünde begangen. Ihre Erwiderung klang ſo einfach und überzeugend, mit einem Ton in der Stimme, wie leiſes Staunen: „Mit wem ſollte ich hier ſein?“, daß er ſich beſchämt fühlte. Zugleich wie von einer Laſt befreit. Jetzt meinte er harmlos und heiter: „Es iſt ſpät und du biſt gewiß müde. Trotzdem bitte ich dich, mit mir einen Spaziergang zu machen. Ich muß dich vieles fragen, dir vieles ſagen. Wir waren doch immer gute Kameraden, müſſen gute Kameraden bleiben. Das wollen wir an dieſem Trauertage, an dieſer Weiheſtätte einander geloben. Sieh doch — der Mond wird uns leuchten! Laſſe uns auf die Ilmwieſen zu Goethes Gartenhaus gehen, liebe Ilmnixe! Dort ſollſt du für deinen alten Freund das Lied an den Mond ſprechen. Wenn du es ſo ſprichſt, daß Goethe damit zufrieden ſein würde, darfſt du deinem Gaſtſpiel an ſeiner Bühne getroſt entgegengehen. Was wirſt du ſpielen?“

„Das Gretchen und — erſchrick nicht! — und Stella.“

„Oh! . . . Stella, mit welchem Schluß?“

„Mit dem tragiſchen, natürlich.“

„Wieſo natürlich?“

„Weil Stella ſterben muß.“

„Um den geliebten Mann der andern zu laſſen?“

„Der Mutter ſeiner Tochter. Ich wenigſtens vermag die Geſtalt nur mit dieſem Ende darzuſtellen. Auch habe ich mir den tragiſchen Schluß bei der Intendanz ausgemacht.“

Theodor meinte lächelnd: „Du ſprichſt ja ſchier altmodiſch. Euch modernen jungen Damen liegt ein andrer Schluß viel näher: Ferdinand behält beide Liebchen; und dieſe ſind es ganz zufrieden, in ihn ſich zu teilen. Goethe, der alles war, iſt in dieſem angenehmen Ausgang ſeines tragiſchen Konflikts vor länger als einem halben Jahrhundert einer unſerer Neueſten und Jüngſten geweſen. Deshalb ſagen dieſe auch: ‚Unſer Goethe!‘ Und begehen alle ihre Sünden wider den heiligen Geiſt der Poeſie in ſeinem göttlichen Namen.“

Theodor ſprach mit Heftigkeit. Er dachte an das Gemälde ſeines Jugendfreundes, welches mehr als Leinwand und Farbe war: ein Symbol! Das Lebensideal eines großen Teils des jungen Geſchlechts, deſſen Deviſe lautete: „Genieße!“

Genieße gierig, unerſättlich! Genieße ohne Maß und Ende! Genieße das Leben als Ziel und Zweck des Lebens! Nur Genuß iſt Leben!

Die beiden hatten den Platz verlaſſen. Sie gingen am Schiller-Hauſe vorüber, zu deſſen Giebelfenſter ſie ehrfurchtsvoll grüßend aufſahen; gingen vorüber am Goethe-Hauſe, wo der Mondſchein weihend auf der Schwelle lag, und begaben ſich durch die leuchtende Winternacht bei der Ackerwand hinab in den verſchneiten Park.

Die Jakobe erzählte: „Es waren harte Jahre. Das ſoll keine Klage ſein. Ich bin alt genug, um zu wiſſen, daß Lehrjahre hart ſein müſſen. Da dieſe erſt mit dem letzten Atemzuge aufhören, muß das ganze Leben hart ſein. Zumal für den Künſtler. Lieber, deine kleine Ilmnixe weiß, daß es ohne ſchweres Menſchenleid keine Künſtlerſchaft gibt. In der Stunde, wo der Künſtler nicht mehr leidet, hört er auf, Künſtler zu ſein.“

Traurig ſagte der gute Freund: „Zu dieſer Erkenntnis kamſt du ſchon jetzt? Und biſt doch noch ſo jung! Du mußt ſchon jetzt viel gelitten haben.“

„Sieh mich an, ob es mir etwas anhaben konnte?“

Sie blieb vor ihm ſtehen; und er tat, was ſie ihm gebot. Er ſah aber doch den viel zu herben Zug auf ihrem jungen Geſicht, das im Schimmer der hellen Nacht von verklärter Schönheit war. Stundenlang hätte Theodor ihr gegenüberſtehen und ſie ſchweigend anblicken können. Da er ſtumm blieb, nickte ſie ihm freundlich zu. Alsdann ſchritten ſie weiter. Unter ihnen, in durchleuchteter Tiefe, rauſchte es leiſe und geheimnisvoll: die Ilm. Wiederum lauſchten die beiden auf die raunenden Stimmen der Wellen, deren Muſik ihre Kindheit begleitet hatte.

Heute jedoch ſchritt das Ilmnixlein, das ihrer Eltern Kind geblieben war, als junges Frauenweſen mit einer für Theodor noch um vieles geheimnisvolleren Seele neben dem Freunde, der ſich Tag für Tag von neuem Gewalt antun mußte, ſeines Vaters Sohn zu ſein — der Tag für Tag mit dem andern Menſchen in ſich in ſchwerem Ringen lag. Er hörte die Jakobe weiter ſprechen: „Bei unſerm Abſchied damals erzählte ich dir von einem Manne, den ich bei der umherziehenden Schauſpielergeſellſchaft ſpielen ſah und als ein Genie bewunderte. In Wahrheit war er ein völlig herabgekommenes großes Talent, zerrüttet an Leib und Seele, durch Frauen und Trunk ein frühzeitig Verlorener. Aber er beſaß den göttlichen Funken. Zu dieſem Manne ſah ich empor wie zu einer Gottheit. Er nahm ſich meiner an, glaubte, in mir ein Talent, dem ſeinen gleich, zu erkennen, bildete mich aus.

Wir führten das Leben einer von Ort zu Ort wandernden Truppe, einer Schmiere. Es war Elend und Demütigung, war häufig Hunger und Not; ſollte für mich Schande werden.

Sei ruhig — es ſollte werden.

Ich ſpielte Abend für Abend, ſpielte alles: Poſſe, Tragödie, Operette. Den Mann, den ich als Künſtler bewunderte, mußte ich als Menſchen verachten. Und dieſer Bewunderte, dieſer Verachtete, der mich an einen Wüſtling verkaufen wollte, war mein Vater.

Bleibe ruhig! Das alles ward erlebt und durchlitten, ward überwunden.

Mein Vater konnte nur ſpielen, wenn er im Rauſch war. Man mußte ihn dann auf die Bühne ſtoßen. Er hätte ſeine Seligkeit vertrunken, wie er ſeine Tochter vertrinken wollte: an den erſten beſten Lüſtling. Er hatte den Kauf ſchon abgeſchloſſen, als er tödlich erkrankte.

Im Spital ſtarb er an Säuferwahnſinn.

Auch am Abend ſeines Begräbniſſes mußte ich ſpielen.

Ein zufällig der Vorstellung beiwohnender großer Berliner Agent sah mich und ‚entdeckte' mich, wie es heißt.

Jetzt soll ich gastieren: in Weimar auf Engagement. Es gibt doch nichts auch nur annähernd so Wunderbares wie das Leben ..."

Sie verließen das Ilmufer und schritten verschneite Wege durch die weißen Wiesen, darauf schimmernde Nebelgestalten in wallenden Silbergewändern Reigen aufführten: Erlkönigs Töchter! Aus den dunstenden Wassern hoben sie sich und zogen in wirbelnden Kreisen dem kleinen Hause zu, das auf dem lichten Gefilde unter entlaubten Wipfeln in feierlicher Einsamkeit dalag, eine geweihte Stätte.

Auch über leuchtende Ilmwiesen schritten die beiden jungen Menschenkinder dahin, als sie voneinander Abschied nahmen. Damals umglänzte sie die Frühlingsnacht; und der Knabe hatte das Mädchen vergeblich gebeten: „Küsse mich wieder auf den Mund!" Vielleicht, daß sie ihn, wenn er sie jetzt bat —

Aber jetzt blieben ihm die Lippen zu der großen Bitte geschlossen ...

Er fragte sie wieder: „Deine Mutter weiß doch von deinem Hiersein und deinen Aussichten?"

„Ich will morgen nach Trebra, will bis zum Beginn der Proben dort bleiben und mit meiner Mutter zurückkehren. Werde ich engagiert, soll sie zu mir ziehen."

„Ist ihr bekannt, daß jener Unglückliche dein Vater war?"

„Sie wußte es von Anfang an. Als ich sie verließ, wußte sie, daß ihre Tochter zu ihrem Vater ging. Auch deshalb hielt sie mich nicht zurück."

„Sie wird deinen Vater immer in Verklärung sehen."

„Das wird sie; und ich muß sein Bild für sie in Verklärung lassen. Denn es geschah durch ihn, daß dieser Frauenseele sich das Leben erfüllte."

„In einer dunklen, heißen Sommernacht. Es klingt wie die Strophe eines Gedichts."

„Eine einzige ſolche Strophe genügt für die Frau, um ihr ganzes Leben zu einem Hymnus zu machen.“

„Weißt du das? Schon jetzt weißt du das?“

Jakobe lächelte. Und lächelnd erteilte ſie dem fragenden Freunde den Beſcheid: „Ich ſoll ja doch das Gretchen ſpielen.“

⊕ ⊕ ⊕

Jetzt wollte ſie auch von ihm hören. Faſt angſtvoll wehrte er ab: „Es geht in mir ſo vieles vor, davon ich nicht ſprechen kann. Nicht einmal zu mir ſelbſt. Ich bin Theologe, ſoll Geiſtlicher werden. Geiſtlicher will ich werden! Oder ich breche meinem Vater das Herz. Aber — nein, ich kann davon nicht reden. Jetzt ſtudiere ich in Jena. Zugleich bin ich Begleiter des gleichfalls ſtudierenden Prinzen Andrea. Du erinnerſt dich gewiß des Prinzleins, das du küſſen ſollteſt, weil es ein Prinzlein war. Wir ſind übrigens gute Gefährten, führen aber trotzdem oder gerade deshalb miteinander allerlei Kämpfe auf; denn es ſind in ihm noch manche böſe Gewalten.“

„Ich ſah ihn heute im Trauerzuge. Er ſcheint ein beſonderer Menſch zu ſein.“

„Ein moderner Menſch mit alten Vorurteilen. Das iſt eben der Konflikt, darin mein hoher Herr ſich befindet und in dem ich ihm beiſtehen ſoll.“

„Kannſt du das?“

„Du meinſt: ob ich ihm in einer Sache zu helfen vermag, darin mir ſelbſt erſt geholfen werden muß?“

„Biſt du nicht auch ein moderner Menſch, wie du es nennſt, und zugleich deines Vaters Sohn?“

„Ja, Jakobe.“

„Wie du das ſagſt! Faſt tragiſch.“

„Weil es tragiſch iſt, wenn wir Jungen unſrer Väter gedenken.“

„Es gibt Väter, welche die Jugend verſtehen ... ich will dir nicht wehtun.“

„Laß nur. Es koſtet eben Kampf.“

„Das iſt gut.“

„Ja, Jakobe!“

Er ſagte es ein zweites Mal, laut und ſtark. Nun ſchwiegen ſie. Jeder fühlte die Gegenwart des andern gleich einem neuen Glück. Für den Jüngling war dabei etwas Schwüles, Banges, Ahnendes, das ſeine Seele wie etwas Schickſalsvolles umfing. In dieſer Stimmung bat er ſie um Auskunft über eine Sache, die auf ihn tiefen Eindruck gemacht hatte: „Als du mir heute bei dem Dichterſtandbilde entgegentratſt, hatteſt du ein ſo ſeltſam feierliches Ausſehen. Kannſt du mir ſagen, was dich ſo ergriff?“

„Ich leiſtete ein Gelübde.“

„Darf ich's wiſſen?“

„Eigenmächtig aus dem Leben zu gehen, ſollte ich nicht wert ſein, im Sinne Goethes eine Künſtlerin zu heißen.“

„Nur im Sinne Goethes, Jakobe? Neben Goethe ſteht Schiller.“

„Ich richtete meinen Schwur an Goethe allein.“

Sie ſtanden vor der Pforte ſeines Gartenhauſes. Auf der kahlen Hecke lag hoher Schnee, daß das kleine Haus an den Ilmwieſen glanzumſäumt von vergangenen großen Zeiten träumen konnte, wo ein großer Menſch in einer Hütte ein glücklicher Menſch geweſen war. Theodor brauchte die Freundin nicht erſt zu bitten, an der Schwelle des Sanktuariums die Weihe zu vollziehen. Die Jakobe, die auf der Ilmwieſe von Trebra ihre Arme ausgeſtreckt und kindiſche Worte feierlich emporgeſprochen hatte, ſtand in fremdartiger Jungfrauenherrlichkeit, gleich dem Genius des Ortes vor dem kleinen Hauſe, erhob ihr Geſicht zum Firmament und ſprach das Lied an den Mond:

Füllſt wieder Buſch und Tal —

Und sie schloß:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt —

Da wußte ihr Freund: Die Jakobe war eine Künstlerin im Sinne Goethes, und er wurde von der Jakobe geliebt.

⊕ ⊕ ⊕

Durch die Anlagen unterhalb vom „Horn" kehrten die beiden langsam zur Stadt zurück. Alle diese Wege war Theodor als Knabe geschritten. Dort oben lag die erinnerungsreiche Altenburg — lag das Andreasinstitut, dessen Gründer nun auch von seinen guten Lebenstaten ausruhte. Es war doch alles schwerer gewesen, als der Knabe in seinem Kinderglauben an Welt und Menschen gewähnt hatte: ernsthafter das Leben, leidvoller das Ringen ...

Ausgestorben ruhte das großherzogliche Schloß, dessen alten Herrn sie heute an die Seite Goethes gebettet hatten. In tiefem Schweigen schritten die beiden an dem stillen, großen Hause vorüber.

In den Gemächern, die der junge Herr bewohnte, brannte noch Licht. Dort oben wachte auch ein Ringender! Die Last einer Krone konnte den Schlaf eines starken Mannes morden; und dieser Neugekrönte war ein Jüngling.

Mochten gute Geister dem wachenden Fürsten die Krone mit Rosen umwinden!

Als Theodor der Freundin vor dem „Hotel zum Erbprinzen" Gutenacht sagte, fuhr über den Marktplatz eine Hofequipage zum Schloß.

Der junge Mann, der in dem Wagen saß, sah Theodor, rief aus dem geöffneten Fenster dem Lakaien zu, halten zu lassen, stieg aus, ließ den Wagen weiterfahren, wartete, bis die Dame, mit welcher Theodor sprach, ins Haus getreten

war, eilte auf ihn zu und rief fröhlich: „Theodor Baumert mitten in der Nacht in Damenbegleitung! Wenn du mir verraten kannſt, wer ſie iſt — bitte, ſo ſage mir's. Sie hat eine göttliche Geſtalt!"

Es koſtete Theodor Überwindung, dem Prinzen Beſcheid zu geben: „Hoheit, es iſt Jakobe."

Drittes Kapitel

Zur nämlichen Zeit, wo die beiden guten Kameraden in der ſilbernen Winternacht ein Wiederſehen feierten, befanden ſich in einem alten Patrizierhauſe, nahe vom Friedhof, gleichfalls zwei Getreue beiſammen: das Fräulein von Schmettau und die junge Hofdame Ihrer Hoheit, der Prinzeß Klementine.

Im Schloſſe fand Familientafel ſtatt, und die Gräfin hatte ſich für den Abend des traurigen Tages Urlaub erbeten, um ſich nach kurzem Beſuch im „Ruſſiſchen Hof", wo die Ihrigen abgeſtiegen waren, zu ihrer geliebten einſtmaligen Erzieherin und verehrten mütterlichen Freundin zu begeben.

„Nach kurzem Beſuch" ... Und ſelbſt dieſer war der Tochter und Enkelin ſchwer gefallen! Seitdem ſie der Tradition ihrer Familie das Opfer gebracht hatte und Hofdame geworden war, riß in ihrem Innern etwas an den Banden der Familie; die Bande des Blutes waren es, und ließen ſie dieſe als Feſſel empfinden. Von ihrer Familie fort, trieb es Ingrid von Trebra zu der Wahlverwandten, deren Haus für ſie mehr und mehr zu einer Zuflucht, einer Heimſtätte wurde.

In ihrem feierlichen Trauergewande und dem langen Kreppſchleier ſaß ſie unter den Penſionärinnen, deren eine

ſie geweſen war und die das vornehme junge Frauenweſen bewundernd anſtaunten. Hofdame. Aller Glanz eines Hofes ſchien den Zöglingen des Fräuleins von Schmettau in der Geſtalt einer Hofdame verkörpert und um das Haupt der Auserwählten eine Gloriole zu bilden. Beſtändig in nächſter Nähe der höchſten Herrſchaften zu ſein; an allen Angelegenheiten des Hofes teil zu haben: an Ausfahrten, Feierlichkeiten, Feſten, Audienzen und „Cercle"; die große Hofloge; Hofwagen und Hoflakai; die Courſchleppe — es war eben eine höhere Welt, war die höchſte der Welten. Die Gräfin von Trebra — ſie war nicht einmal mehr Komteſſe, beſaß ſogar bereits Frauenrang — zählte daher in den Augen der jungen Damen zu den Beneidenswerteſten aller Sterblichen.

Sie war ſchön. Das mußte eine Hofdame ſein! Auch etwas Unnahbares mußte ſie haben. Das ganze Inſtitut des Fräuleins von Schmettau: alle die Töchter erſter Familien, die einmal ſamt und ſonders zu Hofe gehen würden, ſchwärmten für die ſchöne Hofdame Gräfin von Trebra, die einſtmals ihresgleichen geweſen ...

Was war es nur mit ihr, daß ſie ſich unter dem wohlerzogenen jungen Volk ſo fremd fühlte? Als eine ſo ganz andre! Und ſie war doch von der nämlichen alten Raſſe, beſaß alſo doch das nämliche Erbe der Ahnen. Trotzdem fühlte ſie ſich von ihren Stammgenoſſinnen ſo verſchieden, als wäre ſie andern Blutes.

Alsdann ward es traulicher. Das Fräulein von Schmettau zog ſich mit ihrer jungen Freundin auf ihr Zimmer zurück. Es war die Giebelſtube des hohen Hauſes, zu der die Wipfel alter Kaſtanien aufſtiegen. Vom Fenſter aus hatte die Bewohnerin der Kemenate über das Geäſt der ſchönen Bäume hinaus eine Umſchau bis zu den Höhen von Belvedere und Ellersburg. In der Enge ihres Lebens mußte ſie einen weiten Horizont haben! Ihre Gedanken und ihr Sehnen trugen ſie hinaus. An dieſem Geiſtesfluge mußte ſie ſich genügen laſſen; immerhin ſchützte er ihre Seele

vor dem Verkümmern in einer Lebensluft, die die ihre nicht war.

Das Fräulein von Schmettau zog die Fenstervorhänge auseinander und ließ Mond und Sterne in das mit puritanischer Einfachheit eingerichtete Zimmer scheinen. Wie in vergangenen Tagen entzündete Ingrid unter dem altväterischen kupfernen Teekessel die blauaufzuckende Flamme, trug die Lampe in das Vorzimmer, schürte das Kohlenfeuer in dem eisernen Ofen, der gleich den ehrwürdigen Bäumen des Gartens Weimars große Zeit erlebt hatte; und jetzt, zum leisen Gesang des kochenden Wassers plauderten die beiden auch wie in vergangenen, glücklichen Tagen. Denn der Mensch ist nur zu leicht geneigt, etwas unwiederbringlich Vergangenes für köstlicher zu halten als einen gegenwärtigen Besitz oder als alles, was die Zukunft an Lebensgütern verheißt ...

„Nun sprich so recht aus deinem Innersten heraus. Du weißt, daß du gehört wirst."

„Und du weißt, daß ich zu dir gar nicht anders sprechen kann, und daß es für mich eine Wohltat ist, von dir gehört zu werden. Glücklich, wer solchen Zuhörer besitzt. Du, Liebe, konntest immer nur zu dir selbst sprechen, daher immer nur von dir selbst gehört werden."

Und das schöne Mädchen faßte die Hand der um so vieles älteren, ernsthaften Freundin, die mit einem liebenswürdigen Lächeln erwiderte: „Dann hatte ich eine schlechte Zuhörerin für meine Monologe. Du sollst es heute besser haben. Also — wie geht's der Gräfin Ingrid bei Hofe?"

„Man ist sehr gütig gegen mich; sehr nachsichtig."

„Bedarfst du dessen?"

„Liebe, ja. Ich fühle die Glätte des Hofparketts; fühle die Unsicherheit meiner Füße auf diesem Boden, und daß ich auf einem andern Grunde feststehen würde."

„Du glaubst nicht, es könnte dir gelingen, jene Welt zu der deinen zu machen?"

Da wurde der Erzieherin von ihrer Schülerin die Frage

geſtellt: „Was nennſt du ‚unſre‘ Welt? Es iſt dies doch nur diejenige Welt, die uns naturgemäß iſt, darin wir uns entwickeln können, darin wir vermögen, Gutes zu wirken. Darauf kommt es an: auf die Entwicklung unſrer beſten Eigenſchaften und auf die gute Wirkung derſelben auf jene, die unſre Welt ausmachen. Wie könnte ich als Hofdame dieſe vornehmſte Aufgabe eines jeden jemals erfüllen?“

„Du mußt es damit eben verſuchen. Jeder Menſch vermag zu wirken; und das in jeder Lebenslage, in jeder Umgebung. Kannſt du mir die deine ſchildern?“

„Du vergiſſeſt, daß ich ſelbſt nur ‚Umgebung‘ bin. Ich will dir von den Perſonen ſprechen, deren Umgebung ich bilden helfe.“

Ingrid begann ihre Schilderung. Der Hof, zu dem ſie ſeit kurzem zählte, war einer der wahrhaft fürſtlichen des Reiches. Der Herzog gehörte jener älteren Generation an, die mit allen Kräften bemüht war, einer jüngeren ſich zu geſellen, einer jungen das Beſte zu entnehmen und ſelbſt einer jüngſten gerecht zu werden. So durfte denn auch die moderne Kunſt in ſeiner Reſidenz eine Heimſtätte finden, die moderne Literatur fürſtlicher Teilnahme und Förderung gewiß ſein. Das Hoftheater brachte Ibſen und Hauptmann. Aber das Publikum mußte dafür erſt erzogen werden — ebenſo wie für die Ausſtellungen der Sezeſſion, für ein neueſtes Kunſtgewerbe und die Konzerte mit Muſik von Richard Strauß. Der Herzog ward nicht müde, mit dem guten Beiſpiel der Selbſterziehung für die neue Zeit voranzugehen. Aus dieſem Geiſt heraus ließ er ſeinen jüngſten Sohn als zukünftigen Staatsbürger heranbilden und hoffte für den Erbprinzen von der ſcharfen Luft der Reichshauptſtadt jene Atmoſphäre des Modernen, die auch der regierende Herr eines kommenden Geſchlechts zu ſeiner Lebensluft machen mußte — wollte er Geſchlecht und Zeit verſtehen.

Ingrid aber klagte: „Der Fürſt iſt eine tragiſche Geſtalt. Er will das Neue und ſteckt eben doch noch tief im Alten; fühlt ſich nur in Tradition und Sitte wahrhaft wohl. An

dem Jungen, das er für sein Land gewaltsam herbeiführen will, wird er zugrunde gehen! Er bewegt mich beständig zum Mitgefühl, macht mich daher beständig leiden. Niemand versteht ihn. Weder seine Familie, noch sein Land. Die klugen Köpfe erkennen das Unvermögen aller seiner Bestrebungen, sehen überall die Konflikte, die daraus notwendig entstehen müssen, und fühlen sich durch das Fruchtlose verstimmt oder gar erbittert. Andre verspotten den armen Herrn, und wiederum andre mißbrauchen ihn, beuten ihn aus."

„Auch die Künstler, die der Herr heranzieht?"

„Sie sind die Ersten im Spotten und nicht die Letzten im Ausnützen."

Neben dem Porträt des Herzogs — es trug die Züge eines Grandseigneurs des ancien régime, mit bis auf die Brust niederwallendem, bereits ergrauendem Bart — zeichnete Ingrid der Freundin das Bild der Herzogin: „Sie ist eine Fürstin der alten Zeit, der alten Schule, durchaus großen Stils, von unnahbar innerer Majestät; fürstliches Pflichtgefühl in jedem Gedanken, fürstliche Repräsentation in jeder Bewegung. Sie ist unschön. Aber ihre Haltung macht sie großartig. Allein ihre Haltung! Wenn sie bei großer Gala in ihre Perlen oder ihre Smaragden förmlich eingewickelt erscheint, überstrahlt ihre Hoheit die Pracht ihres Schmuckes. Man sieht nur diese. Wie sie Audienzen erteilt und Cercle hält, ward für fürstliche Erhabenheit sprichwörtlich. Wenn bei den Ausübungen ihres hohen Amtes ihr Gefolge: Damen und Herren, geistig sowohl wie körperlich einfach zusammenbrechen, ist sie noch ohne jede Ermüdung. Sie kann sich aus einem Verein nach dem andern begeben, Deputation auf Deputation empfangen, Vortrag auf Vortrag anhören und zeigt sich am Schlusse so aufnahmsfähig wie am Anfang. Woran der Herzog bei der Realisierung seiner modernen Theorieen scheitert: an seinem inneren Zwiespalt, verhilft der Herzogin durch ihre Geschlossenheit stets zum Erfolg. Und das auf jedem Gebiet! An die Kunst rührt sie nicht.

Sie hält anderes: die Industrie ihres Landes und wohltätige Organisationen, für ungleich wichtiger. Neben dieser Frau darf niemand eigene Gedanken, Empfindungen, Meinungen haben; niemand eigene Persönlichkeit sein, sondern nur Schatten und Schemen. Wenn ich auch nur die Dame ihrer Tochter bin, so vermag ich das doch nicht zu ertragen."

Ingrid sprach erregt. Es quälte sie das Bewußtsein, an einen Platz gestellt zu sein, den sie nur unvollkommen ausfüllte, den jede andre besser ausfüllen würde, überdies voller Glück, an solchem Platz stehen zu dürfen, eine von vielen Erwählte. Sie fühlte ihre junge Kraft brachgelegt. Was war aus ihren Vorsätzen, ihren Idealen geworden? Eine Hofdame! Und Hofdame welcher Ursache willen? Um den Wünschen ihrer Familie Folge zu leisten; um der Tradition Genüge zu tun.

Sie rief aus: „Ich fühle mich als ein eigener Mensch; fühlte mich als solcher von klein auf! Und ich fühlte solche starke Zuversicht zu meiner Eigenheit, die du in mir zu vollem Bewußtsein erwecktest und sich entwickeln halfst. Und nun? Was soll ich mit meinem eigenen Ich beginnen? Ich weiß nicht, wohin damit. Ja, und dann — wer bürgt mir, daß ich auf dem Platz, dahin sie mich zwangsweise stellten, mein eigenes Ich bleibe? Ich bin zu jung, um mir selbst Bürge zu sein; noch zu sehr weicher Stoff, der erst geformt werden muß: geformt durch Verhältnisse, Erfahrungen, Schicksale; geformt durch das Leben! Welche Gestalt wird mein ganzes Sein und Wesen durch dieses Leben annehmen? Welche kann es annehmen? Das viele Gerede über die verderbliche Wirkung der Hofluft ist durchaus kein müßiges Geschwätz: sie enthält entschieden einen Giftstoff. Ich fühle nicht, daß ich diesen unheilvollen Hauch einatme — noch fühle ich es nicht! Aber ich sehe andre der Atmosphäre zum Opfer fallen. Nur wenige sind dagegen immun. Stärkere als ich ergaben sich dem Hofgift. Sie wissen es nicht, halten sich für gefeit, wehren sich — erliegen. Es erliegt einer nach dem

andern; ſie erliegen zu Scharen. Und kaum einer, der es erkennt. Wenn ſie es erkennen, iſt es bereits zu ſpät. So kurze Zeit, wie ich erſt bei Hofe bin, muß ich dieſe Beobachtung immerfort machen, jeden Tag von neuem. Rate mir, hilf mir!“

Die Freundin war gedankenvoll geworden. Nun meinte ſie mit ihrem ſchönen Lächeln: „Raten kann ich dir vielleicht, helfen kann dir kein Zweiter. Das iſt auch nicht nötig. Einſtweilen laſſe mich noch mehr hören; vielleicht finde ich doch möglicherweiſe den Punkt, von dem aus ich dir zu raten vermag.“

„Was willſt du noch mehr wiſſen?“

„Ich muß ſogar indiskret fragen: ... Die Ehe deiner hohen Herrſchaften ſoll keine glückliche ſein?“

Da verſetzte das junge Mädchen, das vom Leben noch nichts wußte: „Keine glückliche Ehe? Gibt es überhaupt glückliche Ehen? Glückliche Ehen auf Thronen? Als ich ſo fragte, ſahen ſie mich groß an und ſagten mir: ‚Weshalb braucht eine Ehe unter Kronen glücklich zu ſein? Gekrönte Ehepaare haben andres zu tun, als in einer glücklichen Ehe zu leben.‘ Ich glaubte ihnen nicht. Da zuckten ſie über mich die Achſel.“

„Mein gutes Kind!“

Die Hofdame bekannte: „Ein Kind bin ich wohl noch. Weil ich das noch bin, macht mich des Herzogs und der Herzogin tiefunglückliche Ehe ſtets von neuem traurig. Und dann ſagen ſie mir lächelnd: ‚Wo finden Sie überhaupt eine glückliche Ehe? Eine wahrhaft glückliche!‘ Und ſie ſagen mir: ‚Die modernen Menſchen wollen gar keine glückliche Ehe führen.‘“

Das Fräulein von Schmettau mußte lachen. Es meinte: „Sie ſchildern dir den Teufel ſchwärzer, als er iſt. Auch die böſen Modernen haben ihre Götter. Und der Gottheiten größte bleibt auch für das gottloſe junge Geſchlecht die Liebe: jene Liebe, die vom Himmel iſt und daher zum Himmel emporzieht. Aber die unglückliche Ehe deiner Fürſtlichkeiten iſt eine betrübliche Sache.“

Die Hofdame berichtete: „Die beste Form verhüllt sie. Der Herzog ist gegen seine Gemahlin von vollendeter Ritterlichkeit und die Herzogin auch darin Zoll für Zoll fürstliche Frau. Immerhin ist es Form. Ich fühle, daß die Herzogin geradezu die Feindin ihres Gemahls ist, und das in allen seinen Anschauungen, Bestrebungen, Zielen. Am feindseligsten steht sie ihm in der Erziehung des jungen Prinzen gegenüber."

„Prinz Andrea! Ich sah ihn heute bei der Beisetzung. Was hältst du von ihm?"

Gräfin Ingrid wich dieser direkten Frage aus: „Ich kenne den Prinzen zu wenig und müßte nach ihm meinen Jugendfreund fragen. Das Beste an ihm scheint mir zu sein, daß Theodor Baumert sein Freund ist."

Wie um die Aufmerksamkeit von dem letzten Gegenstand ihres Gesprächs abzulenken, begann Ingrid von der Prinzessin Klementine zu reden: „Das ist ein armes Geschöpf! Allein durch ihr unglückliches Äußere: sie ist verkrüppelt, wird häßlich gefunden. Das Bewußtsein ihrer Häßlichkeit — sie hat übrigens tiefe, schwermütige, schöne Augen! — ihrer Mißgestalt, nagt an ihr wie ein unheilbares Leiden. Sie wird daran zugrunde gehen: an heimlichem Seelenleid. Auch sonst ist sie bedauernswert. Die Herzogin will sie zur Mutter, der Herzog zum Vater hinüberziehen. Was ist davon die Folge? Daß sie weder Vater noch Mutter gehört, sich ganz in sich zurückzieht, sich einkapselt. Sie läßt keine Seele an sich heran. Auch ihr kann ich nicht nützen. Wozu bin ich also da?"

Das Fräulein von Schmettau hatte den guten Rat für ihren Liebling gefunden: „Hier bist du an deinem rechten Platz! Bei dieser einsamen dunklen Seele, die nach einer andern sich sehnt. Förmlich danach schreit. Wie kannst du daran zweifeln? Weshalb mir nicht gleich von dieser armen Prinzeß reden, der eine gute Vorsehung dich sandte? Gib dich ihr zu erkennen, und du wirst erfahren, wie ganz du erkannt sein wirst. Du Schlimme, mich um dich so lange sorgen zu lassen! Nun bin ich beruhigt."

Da bekannte Ingrid: „Ich fürchtete, du würdeſt ſo reden.“

„Du fürchteteſt? Haſt du deshalb gezaudert, von der Prinzeſſin zu ſprechen?“

„Ja, Liebe.“

„Aber Ingrid!“

„Die Prinzeß wartet nur darauf, daß ſie mir vertrauen darf, um ſich mir ganz anzuvertrauen. Ich ahne, was es ſein wird: Kampf gegen ihre Eltern; und ich —“

Sie ſtockte. Das Fräulein von Schmettau ſagte es für ſie: „Und du ſcheuſt die Verantwortung?“

Ingrid rief aus: „Rate mir, was ich tun ſoll?“

Das Fräulein von Schmettau riet ihr: „Kannſt du die Verantwortung dir ſelbſt gegenüber tragen, ſo trage ſie auch der Welt gegenüber.“

Das wollte Ingrid.

Eine Dienerin trat ein und meldete, der „Herr Hoflakai“ ſei da! Ingrid wollte die Pferde in der Winternacht nicht warten laſſen und nahm ſchnellen Abſchied. Als ſie durch Weimars nächtlich einſame Straßen fuhr, ward auf dem kurzen Wege zum Schloſſe in ihrem erregten Empfinden das Vergangene wieder wach, ſo daß ſie in wenigen Augenblicken die letzten Jahre erlebte: von ihrem Eintritt ins Chriſtentum an, bis zu dem als Hofdame, was den Eintritt in den Ernſt des Lebens bezeichnete. Dazwiſchen lag ein Jahr in einem franzöſiſchen Dameninſtitut, das der Komteſſe die letzte Perfektion geben ſollte, und ein weiteres Jahr im Elternhauſe mit einem erſten Winter in Weimar, wo ſie bei Hof vorgeſtellt und in die Geſellſchaft eingeführt wurde. Es waren freudloſe Zeiten geweſen. Die junge Frauenſeele fand Welt und Menſchen anders, ganz anders, als ſie ſich geträumt hatte. Jeder Tag brachte eine Erkenntnis, eine Enttäuſchung, für ſolche Jugend eine ſehr ungewohnte Erſcheinung. Ingrid maß ſich ſelbſt die Schuld bei: ihren viel zu hohen Erwartungen vom Leben; ihrer bereits ſo früh entwickelten Eigenſchaft, in allem nach dem Weſen, nach

einem Inhalt zu ſuchen und von keiner Äußerlichkeit ſich beſtechen zu laſſen. Es kamen Stunden der Schwermut, in denen ſie wünſchte, andern jungen Mädchen zu gleichen, die mit Entzücken dem Leben ſich hingaben und für die der Rout bei einem Geſandten oder gar ein Hofball große Ereigniſſe bedeuteten. Dem ſchönen Mädchen aus einer der erſten Familien des Landes wurde bereits im erſten Winter viel gehuldigt, was Ingrid kaum zu bemerken ſchien. Sie hatte zu ernſthaft mit ſich ſelber zu tun; befand ſich zu ſehr in beſtändigem Kampf mit den Eindrücken; litt beſtändig darunter.

Dann begann ein noch heftigerer und leidensvollerer Kampf: der mit ihrer Familie.

Hofdame ſollte ſie werden!

Sie verſuchte, ihrer Familie ſich verſtändlich zu machen, und verletzte durch den bloßen Verſuch. Sie ließ nicht nach. Alles, was ſie erzielte, war, daß das dumpfe Erſtaunen der Ihren zur hellen Empörung wuchs. Nun gab ſie es auf; nun ergab ſie ſich.

Vielleicht beſaß ſie gar nicht das Recht, anders zu denken, zu fühlen, zu handeln, als — eben die andern dachten, fühlten, handelten. Was ſollte ſie auch mit ſich beginnen? Sie wußte nicht, wohin mit ſich.

Alſo wurde ſie Hofdame ...

An dem alten ehrwürdigen Turmbau vorüber fuhr der Wagen durch das hohe Gitter und in den weiten Hof des Fürſtenhauſes, deſſen alter Herr ausruhte von einem langen und geſegneten Wirken, deſſen junger Herr in einſamen, wachen Stunden auf ſein neues Leben ſich vorbereitete, darauf der Segen des Toten ruhte ...

Vor dem Portal des Mittelbaues hielt der Wagen. Bevor der Lakai vom Bock abſpringen konnte, öffnete ein andrer den Schlag und bot Ingrid zum Ausſteigen die Hand.

Eine junge, heitere Stimme begrüßte ſie: „Wiſſen Gräfin, wem ich um dieſe Nachtzeit mit einer ſchönen Dame begegnet

bin? ... Unſrem Freunde Theodor! Und mit wem begegnet? Mit einer ſeiner Jugendlieben! Denn der leichtfertige Menſch beſaß neben ſeinem Abgott auf dem Berge noch eine Nebengöttin unten im Tale. Übrigens wird er Ihnen morgen ſeine Aufwartung machen und Ihnen gewiß ſelbſt das Geſtändnis ſeiner Untreue ablegen."

Als Ingrid in dieſem Augenblick einer gedankenſchweren Einkehr von der fröhlichen Stimme ſich anſprechen hörte, fühlte ſie es wie eine Erleichterung. Sie wunderte ſich ſelbſt über den Eindruck und darüber, daß ſie dem Prinzen ebenfalls heiter antworten konnte: „Mein guter Freund verriet mir einſt: ein gewiſſer junger Herr habe ſich vorgenommen, von einer gewiſſen Nixe ſich küſſen zu laſſen. Aber wie kommt dieſe nach Weimar?"

„Als zukünftige Schauſpielerin. Und was den Kuß betrifft — aber von dergleichen Dingen darf man zu einer Hofdame nicht ſprechen."

Ingrid lachte: „Hoheit geben derſelben eine Lektion im Anſtand; da ſie ſelbſt höchſt unſchicklicherweiſe davon zu reden begann. Sie ſehen, wie ſchlecht ich zu meinem Amt tauge."

Sie traten ins Schloß.

Viertes Kapitel

Erſt in ſeinem verödeten Hauſe fiel es Paſtor Emanuel ſchwer auf das Herz: „Er hat mir nicht ein freundliches Wort geſagt. Fremd und kalt war er. Gar nicht wie mein lieber Sohn. Und er weiß doch — er weiß, daß er meine Lebensfreude iſt, mein Stolz, meine Hoffnung. Er mußte doch wiſſen, wie mich nach einem freundlichen Wort verlangte, nach einem vertraulichen Wort. Weshalb war er ſo ſtumm?

Er muß mir doch viel zu ſagen haben. Vor allem darüber, wie er mit ſeinem Gott ſteht. Er wird ja doch Gottes Diener!"

Und Paſtor Emanuel, der auf ſeinen prachtvoll geratenen Jungen im Geheimen ſehr unchriſtlich ſtolz war, fühlte dieſes prächtigen Sohnes willen einen Schmerz, wie er ihn ähnlich nicht am Grabe der Mutter ſeines Sohnes empfunden hatte. Er dachte die Zeiten zurück und kam dabei zu der Erkenntnis: im Menſchenleben ſei ein dunkles Etwas, das er nicht begriff, was ihn auch ſein Gott nicht begreifen machte. Er fühlte ſich dabei von Gott und Welt im Stich gelaſſen.

Mit welchem Jauchzen ſeiner Seele hatte er den Sohn vom Herrn empfangen; obgleich ſeines Sohnes Leben das ſeines guten Weibes gekoſtet hatte. Was war ſeine Vaterwonne geweſen? Sorge, Angſt, Leid. Was war ſie geblieben? Sorge, Angſt, Leid. Sein ganzes Leben beſtand im Kampf um ſeines Sohnes Liebe; im Kampf um Verſtändnis für ſeinen Sohn. Das geſchah ihm, dem Gottesmann, der bis zu ſeines Sohnes Geburt nur mit ſeinem Herrn gerungen hatte. Gott ließ ſich leichter zwingen als ſein eigener, lieber Sohn!

Woher kam es, daß das Alter an die Jugend nicht herankommen konnte? Nicht mit aller heißen Liebe, die häufig die Liebe eines Märtyrers war. Woher entſprang die Feindſeligkeit der Jugend wider das Alter? Denn Feindſeligkeit war's! Man mußte den Mut haben, das Ding beim rechten Namen zu nennen. Die Jugend wollte nicht geliebt werden. Liebe galt ihr als Hemmnis; Liebe trat ihr in den Weg; über Liebe mußte hinweggeſchritten werden: unaufhaltſam, mitleidslos. Jugend ging über den Leichnam der Liebe. Und dann ſchalt ſie das Alter unduldſam. Wenn ſie wüßte, mit welcher heißen Sehnſucht, welchem bangen Zagen das Alter unaufhörlich um die Liebe der Jugend warb, um das Mitleid der Jugend.

Wenn ſie's auch gewußt hätte, ſie hätte doch nicht Mitleid gehabt!

Solches waren die Gedanken des einsamen alten Mannes, der nicht ahnte, daß sein Sohn aus blutigem Mitleid seinem Vater sein bestes Ich zum Opfer brachte. Denn sein bestes Ich sind eines Menschen Überzeugungen. Sie aufgeben, bedeutet, sich selbst verleugnen.

Voller Neid betrachtete Pastor Emanuel seinen alten Kantor: der Mann war ein glücklicher Vater! Wie konnte er's nur sein? Als Vater solchen Sohnes! Im Vergleich mit ihm wollte Pastor Baumert seine Hände aufheben und ausrufen: „Ich danke dir, Herr, daß ich kein Vater bin, wie dieser ist!" Und dann war der Mann doch glücklich? Der Unglückliche, der Unselige, wenn er zur Erkenntnis kam. Und das mußte er.

Aber — welch ein liebevoller Sohn war dieser von allen guten Geistern verlassene Jüngling gegen seine ehrwürdigen Eltern. Alles, wonach sich Emanuel Baumert bei seinem Knaben vergeblich sehnte, in Sehnsucht sich verzehrte, ward den Kantoreheleuten von ihrem geliebten Jüngsten im überschwenglichsten Maße zuteil: innigste Zärtlichkeit. Also gab es doch eine Jugend, die lieben konnte? Und dieser zärtliche Sohn war nicht einmal seiner Eltern einziges Gut. Der Gott Emanuel Baumerts war kein gerechter Gott.

Auch das war tragisch in dem Leben von Theodors Vater: was er sich von dem Himmel als höchstes Glück erfleht, als dessen schönste Gnade betrachtet hatte, brachte ihn dazu, mit dem Himmel zu hadern. . . . Seit dem Vorgang in dem Atelier des Sonnenmenschen ging der Kantor dem Pastor, wo er nur konnte, aus dem Weg; und das Mütterchen besuchte nicht mehr den Gottesdienst. Das erregte Aufsehen in der Gemeinde. Seit fünfzig Jahren war die Baucis von Dorf Trebra jeden Sonn- und Feiertag in dem Kirchlein gesessen, hatte dem Orgelspiel ihres Philemon gelauscht und war bei den Predigten eine andächtige Zuhörerin gewesen. Es tat dem Geistlichen wohl, in das gute Gesicht der Alten zu schauen, das mit solchem Ausdruck andächtiger Hingabe

zu dem seinen sich aufhob. Plötzlich fehlte es. Pastor Emanuel ertappte sich dabei, wie er häufig auf die leere Stelle hinsah. Auch kam ihm vor, als ob seit jenem Tage das Orgelspiel seines Küsters weniger machtvoll und erbaulich klang. Des bösen Beispiels willen, welches die Kantorsfrau durch ihr Fortbleiben vom Gottesdienst der Gemeinde gab, mußte der geistliche Herr sich zu einem Gang in die Schule entschließen. Er sagte sogleich den Grund seines Kommens: „Als Frau meines Kantors haben Sie dem Gottesdienst regelmäßig beizuwohnen. Das haben Sie als Christin überhaupt. Es ist meine Pflicht, Sie wegen Ihres Fernbleibens zur Rechenschaft zu ziehen."

Ohne dem ehrwürdigen Besuch in ihrem Hause einen Platz zu bieten, stand das Altchen vor dem Eifernden, erwiderte mit ernstem Gesicht gelassen: „Ich komme nicht mehr in Ihre Predigten, Herr Pastor."

„Weil ich Ihrem Sohn, diesem Irrenden, meine aufrichtige Meinung sagte?"

„Weil Sie für mich nicht mehr der richtige Geistliche sind. Also halte ich meinen Gottesdienst lieber in meinem Kämmerlein."

„Sie beschimpfen mich, Frau König!"

„Ich sage Ihnen meine aufrichtige Meinung, Herr Pastor."

„Hätte ich bei dem abscheulichen Bilde Ihres Sohnes lügen und heucheln sollen? Fordern Sie Unwahrheit von mir?"

„Nein. Wohl aber Duldsamkeit. Duldsamkeit gegen die Jugend, die sich selbst noch nicht kennt; sich selbst erst erkennen muß."

Theodor Baumerts Vater rief: „Eine Jugend, zu der Ihr Sohn gehört, wird sich niemals erkennen; wird sich nur noch mehr verlieren: vom Guten noch mehr abirren. Eine Jugend wie die von Ivo König macht das Unglück unsrer Zeit aus. Sie ist die Seuche unsrer Zeit. Eine solche verderbliche Jugend sollte ausgerottet werden."

„Das sagen Sie der Mutter?"

„Um die Mutter zu warnen.“

„Sie glaubt an ihren Sohn. Aber —“

Die alte Frau ſah dem Erregten ſteif ins Geſicht und verſtummte.

„Aber was? Sprechen Sie doch zu Ende. Oder fürchten Sie ſich?“

„Nein, Herr Paſtor Baumert.“

„Alſo reden Sie!“

„Ich will Ihnen nicht nachtun.“

„Was meinen Sie damit?“

Aber Ivo Königs Mutter blieb ſtumm . . .

„Was meinte die Frau damit?“

Paſtor Emanuel dachte beſtändig darüber nach, brütete beſtändig darüber; und das mehr als über ſeine nächſte Predigt. Die Ruhe und Würde der Greiſin hatten Eindruck auf ihn gemacht. Er hätte ſich damals vielleicht weniger leidenſchaftlich über das verruchte Gemälde äußern können, die Gegenwart der Eltern des Künſtlers bedenkend, der für dieſe ſeltſamerweiſe kein verlorener Sohn war. Haltung und Rede der Mutter erinnerten den Paſtor an die Wellerin — ſo verſchieden die beiden Frauen voneinander waren. Auch jene hatte er zur Rechenſchaft ziehen wollen; und die Verteidigung der Mutter der Ilmnixe war eine Anklage geweſen: wider ihn, den Gottesmann; wider ſeine Unduldſamkeit gegen die Sünden, die Schwächen andrer. Und warum mußte ihm bei dieſer Betrachtung ſeine eigene Frau einfallen, als ſtünde die Tote in Beziehungen zu den Lebenden, die ſtumme Dritte im Bunde: die ihn ſtumm Anklagende! Sollte auch in ſeiner immer ſchweigenden Frau etwas von dem Geiſt der Empörung jener beiden geweſen ſein? Von dem Geiſt der Empörung wider ihn! Nur ein einziges Mal hatte die für ewig Verſtummte machtvoll geſprochen — mit ihren letzten Worten: „Laſſe deinen Sohn nicht Geiſtlichen werden!“ Sie hätte auch dieſes Mal ſchweigen können; denn Paſtor Emanuels Sohn *wurde* geiſtlich.

Am beſten verſtanden fühlte er ſich auf dem Berge, im

Schloſſe. Man ſprach dort oben nicht viel von den „Kindern“, empfand die Gemeinſchaft im Schweigen. Nur der Graf erſchien bisweilen leiſe beunruhigt, wenn der Hofdame erwähnt wurde. Hätte die Gräfin-Mutter ihres Sohnes nervöſes Weſen bemerkt und deſſen Urſache erfahren, ſo würde ſie dieſe mit einer ihrer vornehmen Handbewegungen als nicht exiſtierend beiſeite geſchoben haben. Gleich ihrem alten Freunde verkörperte die Exzellenz in der Zeit „des Umſturzes aller Begriffe“ — wie ſie die Gegenwart nannten — das ſtarre Syſtem.

Der geiſtliche Herr ſollte noch eine weitere ſtarke Erſchütterung erfahren. Sie geſchah durch den Poſtboten, der wie alle Landbriefträger in ſeinem Revier eine populäre Perſönlichkeit war. Ins Pfarrhaus brachte er ſelten etwas andres als ein evangeliſches Amtsblatt; ſelten einen Brief mit den auch dem Poſtboten vertrauten Schriftzügen vom Sohne des Hauſes. Denn Theodor hatte ſeine wöchentlichen Berichte in monatliche verwandelt, zu ſeines Vaters nagendem Kummer. Zeitungen las Emanuel Baumert nicht mehr. Selbſt nicht das harmloſe Blättlein der nahen kleinen Stadt oder die Preſſe Weimars: das Gift der neuen Zeit drang mit der Druckerſchwärze auch in dieſe Organe öffentlichen Lebens. So wußte er denn von dem Geiſt der Zeit wenig, ſah in ihm trotzdem den hölliſchen Verſucher in eigener teufliſcher Perſon.

Obgleich Paſtor Emanuel nur am erſten jedes Monats ein Schreiben ſeines Sohnes erwarten durfte, konnte er nicht unterlaſſen, dem Poſtboten jeden Tag voll heimlichen Hoffens entgegenzugehen: es könnte doch einmal ausnahmsweiſe ein Brief für ihn da ſein! Gewöhnlich richtete er ſeinen täglichen Nachmittagsſpaziergang ſo ein, daß er dem Manne begegnen mußte — wie zufällig natürlich. An des Boten Miene erkannte er dann jedesmal, daß er vergeblich gehofft hatte. So auch heute wieder!

Als das Dorffaktotum — er beſorgte zugleich ſämtlichen Bäuerinnen ſeines Bezirkes ihren kleinen Hausbedarf aus

der Stadt — heute auf seinem Wege den Hochwürdigen gewahrte, machte er ein besonderes Gesicht. Er war längst hinter das Geheimnis des Herrn Pastors gekommen und fühlte sich selbst tief gekränkt, weil Pastors Theodor jetzt nur mehr jeden Monat schrieb; und gar nie mehr doppelt frankiert. Beim Näherkommen wußte Pastor Emanuel denn auch gleich: „Er hat einen Brief deines Sohnes!"

Ihm schlug das Herz. Als junger Liebender bei einem Brief seiner Verlobten hatte sein Herz nicht so heftig geschlagen, wie jetzt dem Greise bei einem Schreiben seines Sohnes, welches ihn jedoch jedesmal in schmerzliche Aufregung versetzte, jedesmal ein tiefes Weh zurückließ. Denn auch in seinen Briefen war Theodor Baumert ein sehr respektvoller, sehr gehorsamer Sohn; doch niemals ein weicher, inniger, zärtlicher — so sehnlich der Einsame darauf hoffte und harrte.

Er rief den Boten freudig an: „Ihr habt einen Brief aus Jena, Zimmermann!"

„Ei, du meine Güte, woher wissen Herr Pastor das gleich?"

„Gebt mir den Brief! . . . So gebt doch!"

„Den Brief vom Theodor? Den Brief kann ich dem Herrn Pastor nicht geben."

„Redet keinen Unsinn!"

„Wenn ich den Brief dem Herrn Pastor doch nicht geben kann?"

„Laßt mich nicht warten!"

„Wenn der Brief doch gar nicht an den Herrn Pastor ist?"

„Gar nicht an mich . . . Und der Brief ist von meinem Sohn?"

„Vom Theodor aus Jena."

„Und nicht an mich?"

„Mir wär's ja auch lieber, wenn der Theodor seinem Herrn Vater geschrieben hätt'. Weiß Gott, daß mir's lieber wär', 's ist gar nicht schön vom Theodor, daß er seinem Herrn Vater jetzt immer so selten schreibt. Und immer bloß einfach! Wo

er doch ſolchen guten Herrn Vater hat. Aber ſo ſind heutzutage die Kinder."

Paſtor Emanuel verteidigte ſeinen Sohn: „Er hat viel zu tun, Zimmermann! Ein Kandidat der Theologie. Überdies Begleiter Seiner Hoheit des Prinzen. Hätte er weniger zu tun, würde er gewiß häufiger ſchreiben."

Aber Zimmermann ſchüttelte mißbilligend ſein graues Haupt: „Ja, ja; ja, ja, Herr Paſtor. Aber — ſo ſind die Kinder eben. Kurios ſind ſie, Herr Paſtor! Heut iſt der Brief vom Theodor gar doppelt. Mir iſt's auch nicht recht."

„An wen ſchreibt mein Sohn einen ſo langen Brief? Aber da der Brief nicht an mich iſt, habe ich danach nicht zu fragen. Nur verſtehe ich nicht, an wen Theodor ſchreiben kann. Es iſt gewiß ein Irrtum ... Ja, ja, alter Zimmermann; Ihr werdet die Handſchrift verkannt haben."

Zimmermann zog das Schreiben aus ſeiner mächtigen Taſche, darin außer Briefen und Zeitungen noch allerlei Eingekauftes Platz fand. Das Schreiben war wirklich aus Jena, wirklich vom Theodor. Der Bote las dem Paſtor die Adreſſe vor: „Fräulein Jakobe Weller, Dorf Trebra an der Ilm, Alte Waſſermühle."

Die Jakobe! Die Jakobe war wieder hier! An die Jakobe ſchrieb Theodor einen doppelt frankierten Brief. An die Tochter der Wellerin, das in Schanden geborene Kind eines Schauſpielers, das einer umherziehenden Komödiantengeſellſchaft nachgelaufen war.

Paſtor Emanuel hielt den Brief ſeines Sohnes in der Hand; ſah ſtarr auf ſeines Sohnes Schriftzüge; gab den Brief dem Boten wieder zurück mit einer Hand, die leiſe zitterte.

Er war wirklich ſchon ein recht alter Mann!

Mit ſchweren Schritten ſetzte er ſeinen Spaziergang fort. Aber ſeine Gedanken waren noch ſchwerer.

Eine große Müdigkeit war plötzlich über ſeine Füße gekommen.

Und über ſeine Seele.

Fünftes Kapitel

Prinz Andrea bewohnte in Jena ein altertümliches Haus am Fürſtengraben, nahe der Univerſität. Die Mauern des alten Hauſes trugen zahlreiche Inſchriften, die berühmte Namen nannten. Alle dieſe Männer hatten in dem ehrwürdigen Gebäude fröhliche Studentenjahre verlebt, an die ſie zeitlebens nicht ohne Rührung zurückdachten.

„Damals, als wir noch jung waren und in Jena ſtudierten. Das waren gute Zeiten. Andre, beſſere als heute. Es war damals freilich auch ein andre Jugend.“

Im Frühling blühten vor dem alten Hauſe Goldregen und Schneeball, Flieder und Rotdorn. Das gab denn eine Lenzesherrlichkeit! Goethe und Schiller, Herder und Wieland und eine Heerſchar andrer edelſter Geiſter hatten am Fürſtengraben das bunte Blühen geſehen, die Duftwogen eingeatmet und die Liebeslieder der Nachtigallen in den hohen Gebüſchen belauſcht. Vieles auf der alten Welt war anders geworden. Aber der Flieder blühte im Mai wie immer; die Nachtigallen ſangen wie immer, und die Liebe im Menſchenherzen war auch das nämliche himmelanjauchzende Glück und zu Tode betrübte Leid geblieben ...

Der Prinz ſtand am Fenſter des großen Eckzimmers — es war von den beiden guten Damen, den Schweſtern Rietz, nicht ohne Aufwand und Anſtrengung zum „Salon“ eingerichtet worden — und ſah ziemlich mißvergnügt hinaus in das Schneetreiben, das ihm den Ausblick auf den botaniſchen Garten mit dem Fürſtenhauſe und die nahen Berge verhüllte. Auf väterlichen Befehl war er keiner Verbindung beigetreten, unterhielt dafür regen Verkehr in den Familien der Profeſſoren, bei denen er hörte, war redlich bemüht, ein ſolid bürgerliches Leben zu führen, allerlei Wiſſenſchaft zu lernen und Welt und Menſchen aus hellen Augen anzu-

ſehen. Immerhin langweilte er ſich bei dieſer Tätigkeit einigermaßen; und man brauchte durchaus kein Prinz von „Geblüt“, ſondern nur ein junges, friſches Menſchenkind zu ſein, um durch Langeweile auf ſehnſüchtige, alſo recht müßige Gedanken gebracht zu werden. Vollends an ſolchem Wintertage, an dem ſelbſt in der fröhlichen Studentenſtadt jeder Laut erſtorben zu ſein ſchien. Dazu dieſes unaufhörliche weiche, weiße Gerieſel von einem grauen Himmel herab. Übrigens mußte es gerade bei ſolchem Wetter köſtlich ſein, vom Wetter ſich nichts anhaben zu laſſen:

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen —

Und weiter:

Glück ohne Ruh,
Liebe biſt du!

In der jungen Seele hallte das große Lebenswort nach: „Liebe — Liebe!“

Da war er nun zwanzig Jahre alt; und — „Liebe, Liebe!“

Es war ja doch vollkommen unnatürlich, mit vollen zwanzig Jahren noch nicht geliebt zu haben. Wenn es auch nur Verliebtheit geweſen war, eine kleine, harmloſe Liebelei.

Theodor trat ein.

Der Prinz rief ihm zu: „Du kommſt mir gerade recht! Wellmann ſoll den Schlitten beſtellen. Wir fahren nach Weimar.“

„Am Nachmittag lieſt Haeckel.“

„Sei kein Mucker. Ich muß hinaus! Tu doch nicht, als wüßteſt du nicht, was ſich dieſen Abend in Weimar begibt. Du willſt mich davon fernhalten, du Neiding! Weil du nicht willſt, daß ich ſie ſehen ſoll, kaſteiſt du dich ſelbſt und hörſt heute Ernſt Haeckel — was, nebenbei geſagt, für den Herrn Kandidaten eine Sünde iſt.“

„Ich wollte ſoeben für dieſen Abend um Urlaub bitten.“

Der Prinz grollte: „Die Ilmnixe ſoll dir alle ihre Künſte

vorgaukeln — denn auch als Gretchen kann ſie ein Hexlein ſein — und mich läſſeſt du hier einſam trauern? Natürlich haſt du bereits dein Billett?"

„Jakobe ſchickte mir's heute."

„So, ſo! Sie ſchickte dir's. An mich wird nicht gedacht; wo ſie doch weiß, wo du doch weißt — ich bitte dich, keine Moralpredigt! Ich war als Knabe in ſie verliebt; ich bin jetzt in ſie verliebt; und jetzt bin ich kein Knabe mehr."

„Hoheit —"

„Laſſe gefälligſt die Hoheit zu Hauſe, wo du mich ſitzen laſſen willſt."

„Ich bitte dich alſo, nicht in dieſer Weiſe von dem Mädchen zu reden. Ich dulde es nicht."

„Du duldeſt nicht, wenn ich dir ehrlich ſage, wie es um mich ſteht? Wo bleibt deine ſtrenge Wahrhaftigkeit, Herr Tugendwächter? Sei ebenſo ehrlich gegen dich ſelbſt, wie ich es gegen dich bin. Als würdeſt du nicht ein Stück deines zukünftigen Himmelreichs dafür geben, der Fauſt dieſes Gretchens zu ſein? Fahre nicht auf! Ich meine natürlich, wenn du einen weniger ehrwürdigen Beruf antreten würdeſt. Es iſt lediglich dein zukünftiges feierliches Gewand, welches dich gegen die Verſuchungen des Böſen ſchützt. Und was ſie betrifft — du würdeſt ſicher der erſte nicht ſein."

Da fuhr Theodor auf: „Jetzt ſchweigſt du!"

Ihm ward entgegnet: „Entſetze dich nur, weil ich wie ein Franzoſe rede. Das kommt von deinem Parſivalweſen. Es erzeugt Gegenſätze."

Theodor war erbleicht. Er antwortete nicht gleich auf dieſe Leichtfertigkeiten, mußte ſich beherrſchen, verſetzte dann mit großer Ruhe: „Du tuſt mir unrecht. Aber nicht um mich handelt es ſich, ſondern um das Mädchen, das du durch deine frivolen Reden beſchimpfſt. Die Jakobe iſt unberührt geblieben. Sie würde ſich nur einem Manne geben, den ſie liebt; und dieſem nur —"

Er beendete nicht den Satz: ein Gefühl, das er nicht nennen konnte, ſchloß ihm plötzlich den Mund. Seine Bläſſe

wich einer dunklen Röte. Der Prinz ſah, daß er litt. Er ging auf den Gekränkten zu, blickte ihm in die Augen und ſagte in der warmen Weiſe, die ihm die Herzen gewann: „Verzeih. Ich benahm mich pöbelhaft. Geradezu ſchändlich — wie ſo oft. Jetzt ſchäme ich mich. Ach wie oft ... Vielmehr; verzeih mir nicht! Strafe mich mit Verachtung; und — ja, und fahre ohne mich nach Weimar."

Theodors Antwort lautete: „Wellmann ſoll den Schlitten beſtellen."

„Nein, nein!"

„Du gehſt doch wohl in die kleine Dunkelloge? Der Hoftrauer wegen darfſt du dich als Verwandter des großherzoglichen Hauſes nicht ſehen laſſen."

„Du Guter! Du tauſendmal Beſſerer!"

Er umarmte den Freund heftig. Aber alle Warmherzigkeit konnte Theodor den Vorfall nicht ſo ſchnell vergeſſen machen. Noch ſtärker war jedoch der Eindruck, den ſein jähes Verſtummen von vorhin in ihm zurückließ. Er hatte ſagen wollen: „Sie würde ſich nur einem Manne geben, den ſie liebt; und dieſem nur als deſſen Weib."

Warum hatte er nicht zu Ende ſprechen können? Gerade dem Prinzen gegenüber hätte er das müſſen; ſelbſt dann, wenn es gegen ſeine Überlegung geweſen wäre. Die Unterlaſſung quälte ihn ...

Nun fuhren die beiden jungen Männer durch das Schneetreiben, ließen ſich vom Winde umſauſen und fanden es herrlich. Der Prinz trug über dem Frack einen grauen Reiſemantel mit gewaltigem Kragen und hatte nicht eher geruht, als bis ſich der Freund in ſeinen eigenen Pelz gehüllt hatte, den Theodor durchaus zum Geſchenk annehmen ſollte: „Als Zeichen, daß du mir meine Roheit von vorhin gnädig verziehen haſt!" Er erreichte jedoch bei dem Paſtorſohn ſchon genug, daß dieſer das koſtbare Rauhwerk dem Freunde zuliebe für die Schlittenfahrt anlegte.

Trotz des wilden Wetters plauderte Prinz Andrea un-

aufhörlich: unaufhörlich war er bemüht, seinem Gefährten den leidigen Vorfall aus dem Gedächtnis zu bringen. Er vertraute ihm eine große Sorge an. Sie betraf seine zärtlich geliebte Schwester, die Prinzeß Klementine.

„Wir alle kennen sie nicht; und wir alle werden uns wundern, wenn wir sie kennen lernen. Das wird geschehen, sobald meine Eltern sie politisch vermählen wollen. Wir sind für dergleichen Ehen nicht mehr geeignet. Auch ich bin es nicht. Das kommt von der Luft unsrer Zeit. Sie ist so rauh wie dieser prächtige Nord, fährt erbarmungslos durch die jungen Seelen, kann darin zum Sturm werden; und das auch für Fürstenkinder. Wenn diese Zeitluft auch nicht gerade Throne umstößt und Kronen herabreißt — nicht in unserm gemäßigten Klima — so gibt es immerhin auch für uns einen tüchtigen Stoß. Seit Jahrhunderten verschlossene Tore springen auf; und der Wind bläst in Ecken und Winkel. Das ist gut gegen allerlei dicke Dünste. Wir werden samt und sonders gelüftet. Sieh, wie dort am Wege die alte Fichte geschüttelt wird!"

„Nur geschüttelt. Sie bricht nicht, trotz des Sturmes. Sieh, wie ihr Wipfel sich wieder hebt."

„Also ist sie nicht morsch. Nur das Morsche bricht und stürzt."

Theodor meinte nachdenklich: „Ich sah freilich auch junge Bäume fallen. Freilich war bei diesen Gestürzten das Erdreich locker und sie wurzelten nicht fest."

„Dann war es besser, sie fielen."

„Ja!"

Es war eine stark ausgesprochene Bejahung, womit die Freunde dieses symbolisch gewordene Gespräch schlossen. Schwerlich dachten sie daran, daß der Boden, darauf sie selber wuchsen, unsicherer Grund sein, ein Sturm auch sie brechen und niederreißen könnte, wie in der Schlacht jeder Kämpfer glaubt: „Deinen Nebenmann kann die feindliche Kugel treffen. Über dein Haupt wird sie hinwegsausen; dein Haupt ist gefeit!"

Als Schneemänner erreichten sie die Stadt, wo der Prinz für gewöhnlich im „Erbprinzen" abstieg. In diesem historischen Gasthof Thüringens war für den jungen Herrn beständig das „Liszt-Zimmer" reserviert. Da der Prinz angemeldet war, fanden die durchfrorenen Reisenden das Zimmer behaglich erwärmt und den Tisch für einen opulenten Tee gedeckt. Theodor fragte nach Jakobe. Man sagte ihm: die Schauspielerin sei bereits ins Theater gefahren, und dieses ausverkauft. Zum Überfluß wurde ihm von dem gefälligen Wirt berichtet: „Am Vormittag wurde ein großer Korb herrlicher Maréchal Niel-Rosen für die junge Dame gesandt: von ihrem Landsmann, Herrn Ivo König, über dessen Gemälde ganz Weimar auf dem Kopf steht. Herr Ivo König gibt nach der Vorstellung in seinem Atelier zu Ehren des Fräuleins ein Zauberfest. Das Fräulein soll ein ganz eminentes Talent sein. Sicher macht sie heute abend Sensation! Schade, daß wegen der Trauer der Großherzog der Aufführung nicht beiwohnen kann. (Hoheit, der Prinz, geht gewiß in die Inkognitologe?) Auch die Mutter der Gastin ist angelangt. Das ist eine höchst merkwürdige Frau, eine verblühte große Schönheit. Schön ist auch die Tochter. Aber auch die Tochter ist eine seltsame Person!"

Theodor ließ sich die Zimmernummer der Mutter sagen und ging zu ihr. Haltung und Wesen der Wellerin machten auf ihn starken Eindruck. Die Frau hatte sich zu dem großen Ereignis ein neues, dunkles Gewand gemacht, darin sie fast vornehm aussah. „So muß in ihren älteren Tagen die Judith in Gottfried Kellers „Grünem Heinrich" ausgesehen haben" — kam Theodor bei ihrem Anblick in den Sinn.

Die Wellerin sagte: „Für diesen Tag habe ich meine Tochter geboren. Ich weiß, daß sie ihres Vaters Tochter ist und eine große Schauspielerin sein wird. Das mußte so sein. Nach dem heutigen Abend kann ich mich in Frieden zur letzten Ruhe niederlegen. Das wirst du nicht verstehen.

Wie ſollteſt du das auch verſtehen können? Um die Liebe einer Frau iſt es eine gar abſonderliche Sache. Nur die Frau ſelbſt kann es begreifen. Und auch ſie nicht einmal; denn Liebe iſt etwas Unbegreifliches. Die Gottheit iſt es ja auch. Ich habe bisher nur eine einzige Stunde gelebt. Das war, als mein Geliebter mich küßte. Heute erlebe ich meine letzte Stunde: wenn ich heute abend die Jakobe als Tochter ihres Vaters ſehen werde — auf der Hofbühne von Weimar! Was zwiſchen dieſen beiden Stunden lag, iſt kein Leben geweſen. Sage ſelbſt, wie ſollte ein Menſch das verſtehen können? Liebe iſt die Religion der Frau. Eine Frau, die liebt, betet."

Darauf wußte der Kandidat keine Antwort. Er erkundigte ſich: „Wie ich höre, will Ivo König der Jakobe heute abend ein Feſt geben. Wird ſie hingehen?"

„Sie wollte durchaus nicht. Sie wollte nach der Vorſtellung nur mit dir und mir ſein. Aber ſie konnte es ihrem Jugendfreunde nicht antun. Du kommſt doch auch?"

„Ich erfuhr erſt ſoeben davon."

„Du mußt kommen. Ohne dich darf die Jakobe dieſen Abend nicht ſein."

„Ich haſſe dergleichen."

„Ja, ja. Aber man darf einem Menſchen die Freude nicht verderben, wenn er es gut meint. Und das tut Ivo König. Man kann ihm nicht böſe ſein ... Du ſitzeſt heute abend neben mir. Die Jakobe wollte es ſo haben. Sie ſagte: ‚Ich ſpiele heute abend nur für dich und für Theodor. Alſo werde ich gut ſpielen. Ihr müßt jedoch zuſammenſitzen!' Dir iſt's doch recht?"

„Von ganzem Herzen. In einer halben Stunde komme ich dich abholen."

Als er zum Prinzen zurückkehrte fand er bei dieſem Beſuch: Ivo König. Der Künſtler kam, um zu ſeinem Atelierfeſt einzuladen; und der Prinz ſagte mehr als bereitwillig zu. Alſo würde auch der Prinz mit der Jakobe zuſammen

ſein ... Als ob Theodor es hätte hindern wollen? Und dennoch — ſchon als der freundliche und gefällige Wirt vorhin zu ihm von der Jakobe ſprach, fiel ihm auf, wie ſonderbar ihm dabei zumute ward: ſchlimmer als beklommen. Wie weh und wund. Von jetzt an würde ſie in aller Mund ſein. Alle würden von ihr reden; würden ſie beurteilen, ſie rühmen oder tadeln, bewundern, lieben! Man würde von ihr ſagen: „Sie hat noch keinen Liebhaber!“ Man würde fragen: „Wer wird der erſte ſein?“ Man würde darauf warten; würde nicht erwarten können, zu flüſtern: „Jetzt hat ſie den Erſten! Wer wird der Zweite ſein?“

Häßlich; ſo häßlich!

Inzwiſchen ſchien der Prinz an dem Sonnenmenſchen ein lebhaftes Gefallen zu finden. Die beiden plauderten wie alte Bekannte, führten muntere Reden, lachten wie Schulknaben. Selbſt in ſeiner ſchweren Stimmung mußte Theodor die freie Anmut des Küſterſohnes bewundern und das Leuchtende ſeines Weſens empfinden. Wäre er nur nicht auf den geſchmackloſen Einfall dieſer Feier verfallen. Eigentlich hätte Jakobe doch ablehnen müſſen. Und Theodor grollte ihr, weil ſie es nicht getan.

Dann war's Zeit für das Theater.

Sechſtes Kapitel

Weimars klaſſiſch gebildetes Publikum war über das Gretchen der auf Engagement ſpielenden Gaſtin nicht mit Unrecht ſehr betroffen. Laut Tradition mußte Gretchen hängende blonde Zöpfe haben, ein himmelblaues Kleid tragen, und es durfte die „Gretchentaſche“ nicht fehlen. Fauſts Liebchen mußte Zoll für Zoll ein gefühlvolles urgermaniſches Mägdlein ſein, die liebe heilige Unſchuld in Perſon, eben ein Gretelchen. Dabei verliebt —

Dann freilich wurde aus dem holden Kinde, das in

Frau Marthens Stube sich nicht ungern heimlich aufputzte, ein schuldiges, verzweifeltes, mordendes, zum Tode verurteiltes Weib, ein wahnsinniges, unseliges. Aber auch dieses spielte die Gastin durchaus anders, als das Publikum zu sehen gewohnt war. Wie ihr Gretchen rabenschwarzes Haar hatte, im Nacken einfach geknotet, ein graues, simples Kleid trug: wie in dem ungeschminkten bleichen Gesicht seltsam helle, weit offene Augen in dem Feuer verzehrender Leidenschaft flammten — genau ebenso ungewöhnlich: genau so „ungretchenhaft" war ihre ganze Darstellung. Sprach sie doch sogar die Verse nicht im strengen Rhythmus! Gleich anfangs war die Liebliche, über die der Teufel keine Gewalt besaß — nur der geliebte Mann! — ein junges Frauenwesen voll dunklen, heißen Sehnens nach einem mystischen Etwas, von dem sie wußte, daß es kommen würde, kommen mußte; und das dann ihr Schicksal wurde: gleich anfangs schwebte dieses tragische Schicksal über dem Haupte der durch die Liebe zum Manne der Vernichtung Geweihten.

Das Gretchen der Gastin war eine Margarete . . . Zugleich war sie von solcher Wirklichkeit, daß der Zuschauer der Bühne und des Scheins, daß er der Dichtung vergaß.

Daher wohl der große Erfolg. Denn es war ein großer Erfolg, beinahe wider Willen des Publikums, welches sich durchaus bewußt war: „Das ist nicht Goethes — nicht unser Gretchen!" Das Publikum hatte anfangs die Absicht, die junge Schauspielerin abzulehnen, und war über sich selbst erstaunt, weil es seine Absicht nicht ausführte.

Theodor befand sich wie im Fieber. Das hatte er nicht erwartet, das nicht! Und dieses junge Weib, welches in der vollkommensten Frauengestalt deutscher Dichtung die Verkörperung leidenschaftlicher Liebe, schrankenloser Hingabe war; diese selig-unselige Liebende war die kleine Jakobe, die Ilmnixe; von diesem herrlichen Geschöpf war er geküßt worden, ward er leidenschaftlich geliebt.

Er konnte es nicht faſſen, wollte es nicht faſſen. Nicht heute, niemals.

Das überfüllte Haus jubelte dieſes ſo ganz unkonventionelle Gretchen am Schluß wieder und wieder vor den Vorhang. Jakobe kam. Aber ſie ſtand vor den Jubelnden blaß, wie entgeiſtert, und ſchaute in den Raum hinein: hinunter zu dem Platz, wo ſie ihre Mutter wußte und neben dieſer den Freund. Es war, als ginge der toſende Applaus ſie nicht an.

Die beiden warteten, bis das Haus ſich entleert hatte. Die Wellerin ſprach auch jetzt nicht. Eine Feierlichkeit lag über der Frau, die dem jungen Manne Ehrfurcht einflößte. Er verſtand, was in ihrer Seele vorging. Auf dieſer Bühne ſah ſie den Geliebten als Romeo und Don Carlos, als Max und Ferdinand; in dieſem Hauſe hatten ſie dem Geliebten zugejubelt. Heute nun feierten ſie ſeine und ihre Tochter.

Als die Letzten verließen ſie das Haus, welches das geweihteſte Theatergebäude der Welt war: noch von Goethe betreten! In Wahrheit ein Tempel.

Theodor führte die Schweigende nach dem Bühneneingang und bat den Pförtner, ſie zu der Garderobe der Gaſtin zu geleiten.

„Es iſt die Mutter des Fräuleins!“

Der Mann grüßte die ſchlichte Frau mit tiefem Reſpekt. Sie ſelbſt bemerkte es nicht; aber Theodor freute ſich darüber; die wenig geachtete Wellerin aus der alten Ilmmühle ward wie eine Dame gegrüßt. Hätte ſein Vater den Gruß geſehen! Sein Vater — Plötzlich überkam ihn ein dumpfes Wehgefühl. Wie würde ſein Vater dieſen bedeutungsvollen Abend beurteilt haben? Ganz anders als der Sohn. Immer und in allem ganz anders. Und wenn er erſt gewußt hätte —

Was gewußt?

Daß dieſe bejubelte junge Künſtlerin, die ein leidenſchaftliches junges Weib war, ſeinen Sohn liebte; und daß ſein Sohn —

Nicht auszudenken! „Weder heute, noch jemals.“

Vor dem Bühneneingang wartete er auf Mutter und Tochter. Andre warteten gleichfalls: sie wollten das Gretchen sehen! Ein Haufen junger Leute war versammelt, sehr zu Theodors Verdruß. Als er sich dessen bewußt ward, ärgerte er sich über seinen Ärger darüber. Für die Jakobe mußte es wundersam sein, daß die Leute in der bitterkalten Nacht standen, um sie noch einmal zu sehen ... Jetzt war ihre Mutter bei ihr. Was mochten die beiden sich sagen? Gewiß kein Wort. Sie sahen sich nur an: einander tief in die Augen.

Ivo König kam, überströmend von Begeisterung und herzlicher Freude. Er brachte den Wagen, der Jakobe und ihre Mutter nach seinem Atelier fahren sollte.

„Entschuldige mich bei ihnen, weil ich sie nicht selbst hinbringe. Ich muß jedoch voraus und den Prinzen empfangen ... Was für ein Gesicht machst du wieder?“

„Es paßt gewiß sehr schlecht zu deiner Festlichkeit. Man sollte ein derartiges Ereignis in einem Menschenleben anders feiern: in der Einsamkeit. Entschuldige meine Offenheit. Aber auch für Jakobe wäre es anders besser gewesen. Du zwingst sie heute abend, wider ihre Natur zu handeln.“

Die schulmeisterliche Rede machte auf den ewig Heiteren nicht den geringsten Eindruck.

„Sei kein Bär; verdirb mir nicht die Freude. Du wirst sehen, wie lustig wir sein werden. Auch die Jakobe, das Prachtweib! Dein Prinz wird sich unter dem munteren Völklein wohler fühlen als unter seinen Standesgenossen. Wir wissen auch zu leben, Herr Kandidat! Vielmehr — wir allein wissen zu leben: wir Menschen der Zeit und der Zukunft.“

Er enteilte lachend.

Die Frauen kamen. Als Jakobe die Ansammlung sah, blieb sie erschrocken stehen. Was wollten diese Leute? Sie drängten vor, drängten auf sie zu. Auch jetzt begriff sie nicht

gleich, daß es eine Huldigung für sie war. Sie umfaßte ihre Mutter, als suchte sie bei ihr Schutz. Es geschah nur einen Augenblick; dann löste sie sich wieder, schaute frei um sich, grüßte, dankte. Jetzt hatte sie ein schönes Lächeln. Theodor schaffte für sie Bahn und brachte sie schnell in den Wagen.

Jakobe sagte: „Mutter will das Fest nicht mitmachen. Sie hat recht. Laß uns also zuerst nach dem Gasthof fahren."

„Ich werde dem Kutscher Bescheid sagen."

„Fährst du nicht mit uns?"

„Ich gehe zu Fuß."

„Theodor!"

„Jakobe?"

„Weißt du noch, wie wir beide in der Nacht zu Fuß durch den Park gingen?"

„Ich vergaß es nicht."

„Lieber Theodor!"

Sie lehnte aus dem offenen Wagenfenster, davor er stand, sprach leise und innig.

Da fragte er sie: „Bist du glücklich?"

„Wenn du mit mir zufrieden bist, so bin ich's."

„Zufrieden — ich? Was kann mein Urteil dich kümmern? Das ganze Haus jauchzte dir zu."

„Ich dachte dabei nur an dich: ob du zufrieden; ob du glücklich seist?"

„Jakobe! Ach Jakobe!"

„Sage mir's. Schnell!"

Er wandte sich schweigend ab.

⊕ ⊕ ⊕

Theodor machte einen weiten Gang durch den tief verschneiten Park. Es war ein Irrgang. Er merkte es kaum; merkte kaum, daß er pfadlos durch den Schnee schritt, gleichgültig, wie und wo.

Was war ihm geschehen? Welche Empfindungen, welche

Leidenschaften waren in ihm erwacht? In ihm, in dessen Seele ganz andre Mächte zu ringen hatten, ganz andre Kämpfe zu besiegen waren; der sich auf sein hohes Amt vorbereiten mußte: auf sein Predigeramt, darin er den lebendigen Gott verkünden sollte. Diese Leidenschaft zu einem jungen, schönen Weibe hatte mit seinem zukünftigen Amt nichts zu schaffen; nichts mit seinem ganzen Leben, seinem ganzen Wesen. Ein Geistlicher und eine Künstlerin: eine Schauspielerin — das war hoffnungslos. Unsinnig war's! Was ihn gleich einer Flamme durchdrang, war nicht nur leidenschaftliche Liebe, sondern auch heiße Begierde.

Ja — ja: er begehrte. Er, der Unberührte, der Reine, der Jüngling, der vom Weibe nichts wußte, begehrte dieses junge Weib, dessen Darstellung heute abend von dem Feuer der Sehnsucht durchglüht war: sich hinzugeben ganz und eine Wonne zu fühlen, die ewig sein muß.

Was sollte daraus werden? ... Was konnte daraus werden?

Sein Weib konnte sie nicht werden; und seine Geliebte —

Ein Kandidat der Theologie, ein angehender Geistlicher der Liebhaber einer Schauspielerin —

Dabei fühlte er, daß er nur seinen Arm auszustrecken brauchte, und er hätte das schöne Geschöpf sein eigen nennen können. Er fühlte, daß sie sich für ihn aufbewahrt hatte, getreu ihrem Versprechen, welches sie ihm in der nächtlichen Abschiedsstunde auf der heimatlichen Almwiese gegeben.

Würde sie so unberührt bleiben? Bleiben k ö n n e n? Ein junges, reizendes Weib, eine gefeierte Schauspielerin, die einer Zukunft voller Ruhm und Glanz entgegenging.

Er würde sie einem andern lassen müssen.

Selbst der Sohn Emanuel Baumerts sah ein, daß eine Tragödin, welche die höchsten Leidenschaften der Frau darzustellen hatte, deren Lebensinhalt, deren Kunst die Dar-

ſtellung der Liebesleidenſchaft war — ſelbſt Theodor Baumert erkannte, daß eine ſolche Künſtlerin der Leidenſchaft ſich ergeben mußte.

Alſo — ein andrer würde es ſein. Wer? Prinz Andrea oder Ivo König? Oder ſonſt einer.

Er mußte es zu ſeiner Qual ſich vorſtellen; mußte mit Entſetzen erkennen, daß für ihn eine Zeit des Kampfes gekommen ſei. Erkennen mußte der angehende Gottesmann, daß er nahe daran war, dem Menſchlichen, Allermenſchlichſten im Menſchen zu erliegen.

Dann war es um ihn geſchehen.

Und — ſein Vater, ſein Vater.

Seines Vaters willen mußte er auch aus dieſem Kampfe als Sieger hervorgehen.

Siebentes Kapitel

Ivo König hatte ſein Atelier in einen Feſtraum verwandelt. Er hatte kahle Bäume, junge Birken und Erlen aufgepflanzt und dieſe über und über mit künſtlichen roſigen und weißen Blüten behangen. Die ſchlanken Stämme entſtiegen einem Moosgrund und reichten bis zu der hohen Decke, wo Wipfel an Wipfel ſich drängte. Weiße Gartentiſche und Bänke waren aufgeſtellt. Durch die ſchimmernden Blütenbäume ſchien mit ſanftem Silberlicht ein künſtlicher Mond. Es war ein Zauberhain. Frühling im Winter.

Der Wirt trug mittelalterliche Künſtlertracht; und die Schauſpieler waren auf ſeine Bitte in ihren „Fauſt"-Koſtümen geblieben. Auch Gretchen erſchien in dem beſcheidenen grauen Kleide eines kleinſtädtiſchen Bürgermädchens; Frau Marthe und die Geſellen aus Auerbachs Keller hatten freund-

licherweiſe die Bedienung übernommen, daran ſich ſelbſt der gelehrte Herr Wagner beteiligte. Man ſah auch Seine Hoheit, den Höllenfürſten, in eigener teufliſcher Perſon Roſtbratwürſte mit Kraut ſervieren. Das Oſterfeſt vor dem Tor ſchien bis in die Mondnacht hinein gefeiert zu werden.

Damit der befrackte Prinz und der in ſchwarzen Gehrock gekleidete Kandidat die Illuſion nicht ſtörten, hatte der an alles denkende Wirt zwei „Fauſt"-Talare beſorgt. Prinz Andrea ließ ſich die harmloſe Mummerei mit Vergnügen, Theodor dagegen nur mit innerem Widerſtreben gefallen. Er beſaß jedoch nicht das Recht, Spielverderber zu ſein. Aber ſelbſt er in ſeiner dunklen Gemütsſtimmung mußte zugeben: „Dieſer Ivo iſt doch ein Prachtmenſch. Er hat es nicht nur gut gemeint, ſondern auch herrlich ausgeführt. Welche Schönheit hat er aus dem Boden gezaubert, welche Freudigkeit geht von ihm aus! Überdies iſt die Freude harmlos. Es iſt wirklich ein nettes, gutes Völkchen, dieſe Schauſpielergeſellſchaft, vor der ich mich ſtets ſcheute, als hätte ſie den Teufel im Leibe. Sogar dieſer Herr Höllenfürſt iſt nicht nur ein gar geiſtreicher, ſondern auch ein überaus froher Geſelle. Und welch liebenswürdiges Weiblein iſt die kupplériſche Frau Marthe. Die rohen Kerle von Auerbachs Keller ſind gar nicht wiederzuerkennen, ſo geſittet und artig benehmen ſie ſich unter dieſen roſigen Wipfeln. Alſo ſei auch du froh unter Frohen!"

Er faßte die beſten Vorſätze. Sein Blut floß jedoch zu ſchwer, und die Empfindungen dieſes Abends waren zu tiefe und heftige. Sie durchwühlten den ganzen Menſchen. Trotz redlicher Mühe fühlte er ſich in der Verſammlung der Lebensluſtigen fremd, gleich einem Ausgeſtoßenen und Vereinſamten. Und die Jakobe war doch dabei.

Die Jakobe —

Sie wurde umringt, wurde gefeiert, war die Heldin des Abends.

Wie gelaſſen ſie die Huldigung hinnahm! Mit welchem Gleichmut, welcher Selbſtverſtändlichkeit. Alle dieſe waren fortan ihre Gefährten; bildeten die Welt, in der ſie herrſchen würde. Denn ſie war, von dem Gottesgnadentum der Kunſt erfüllt, eine Auserwählte. Was ſie jedoch einer Gottheit nahe brachte, ſchied ſie von ihm, welcher der Gottheit dienen ſollte. In unerbittlicher, grauſamer Wirklichkeit ſtand es vor ſeinen Augen, während er ſeine Blicke von der geliebten Geſtalt nicht abwenden konnte. Und auch ſie war mit ihrer Seele — das fühlte er — nicht in dem Kreiſe der Frohen. Bei ihm war ſie, den ſie liebte, von dem ſie wieder geliebt wurde: leidenſchaftlich und — hoffnungslos. Sie weilte mit ihm in der Einſamkeit der Winternacht in Weimars verſchneitem Park. Beim Dichterdenkmal, vor dem ſie den Schwur leiſtete, begegnete ſie ihm; ſchritt an ſeiner Seite in die lichte Nacht hinaus, in die weiße Feierlichkeit hinein bis zu der Hütte auf dem kleinen Alpenfeld, wo ſie Antlitz und Seele aufhob:

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt.
Einen Freund am Buſen hält —

Einen Freund. Jetzt noch einen Freund und keinen Geliebten. Auch der Geliebte würde jedoch kommen. Kommen mußte er ...

Der Prinz und Ivo waren beſtändig um ſie. Ivos leuchtendes Weſen gehörte zu ihm; aber auch Prinz Andreas Jugend war in der Nähe des ſchönen Geſchöpfes wie verklärt. Niemals hatte Theodor den fürſtlichen Freund in ſolcher glücklichen Stimmung geſehen! Allen ward klar: Prinz ſowohl wie Künſtler waren in dieſes fremdartige Gretchen verliebt. Es war jedoch Verliebtheit und nicht Liebe.

Reden wurden gehalten. Fauſt und Mephiſto ſprachen. Sie begrüßten die neue Kollegin; denn der Generalintendant hatte bereits während der Aufführung mit der Gaſtin ab-

geſchloſſen. Fauſt ſprach fauſtiſch tiefſinnig; Mephiſto konnte den Teufel nicht verleugnen, war jedoch ein ſehr menſchlicher Höllengeiſt, überdies ein „Charmeur“. Zum Schluß redete Ivo König, der ſein blondes Haupt mit einem Blütenzweig bekränzt hatte.

Er erzählte von Dorf Trebra, von der Waſſermühle, der Ilmnixe, von Kinderzeit und Kinderglück. Er verriet, daß die Nixe ein Hexlein war, welches um die beiden Knaben Zauberkreiſe zog: um ihn und den ernſthaften Geſellen dort drüben, der von den zweien der viel würdigere ſei. Freilich müſſe er ſich gegen die Kirke dadurch ſchützen, daß er das Gewand eines Gottesmannes anlege, während der andre dem holden Zauber mit Leib und Seele verfallen wolle: ſein bekränztes Haupt ſei der Vernichtung durch die Liebe geweiht.

Es war ſehr luſtig, ſehr harmlos. Selbſt als der Sekt zu fließen begann, ereignete ſich nichts, was edle Frauen hätten unſchicklich oder gar unſittlich finden können. Theodor fielen bei dem Sympoſion, zu dem das Bratwurſteſſen ward, die Eltern des Gaſtgebers ein. Ivo hatte ſein großes Gemälde nicht verkauft. Auch andres nicht. Er ſollte ſpielen und im Spiel ebenſoviel Glück haben wie bei jener ſchönen Sache, davon das Sprichwort den Gewinner ausſchließt. Aber trotz ſeines Spielerglücks blieb ſeine Verſchwendung unerklärlich. Und die alten Eltern ſparten und darbten. Alles Erſparte konnte jedoch nur einen Tropfen auf glühendem Eiſen bedeuten ...

Jakobe hatte mit allen heiter geplaudert — außer mit Theodor. Dieſen hatte ſie nur häufig angeſehen, ſtill und ernſthaft. Jetzt ſtand ſie auf, ging zu ihm, ſagte laut: „Es iſt genug gefeiert; ich möchte nach Hauſe gehen. Begleite mich.“

Ein Getümmel entſtand. Der Prinz und Ivo wollten ſie führen. Das wollten alle: ſie ſollte im Triumph zum Gaſthof geleitet werden! Jakobe lehnte gelaſſen ab: „Nur mein Jugendfreund ſoll mit mir gehen. Er hat es um mich

verdient, daß ich jetzt ihm gehöre. Verzeiht also und seid bedankt. Es war viel zu schön. Ich will trachten, von dem Lorbeerkranz, mit dem ihr mich ehrtet, ein Blättlein zu verdienen. Nur ein Blättlein. Selbst das wird schwer genug sein. Gute Nacht."

Als die beiden, am Liszt-Hause vorüber, der Ackerwand und dem Marktplatz zuschritten, sagte Theodor einfach: „Ich danke dir."

„Ach, dürft' ich fassen
Und halten ihn,
Und küssen ihn,
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!"

Weshalb konnte er auf diesem Nachtgange nicht so frei neben der Freundin hinschreiten, wie er das noch vor wenigen Wochen getan? Was hatte sich seitdem zwischen ihnen geändert? Zwischen jener Vollmondnacht und diesem einsamen Wege lagen „Faust"-Aufführung und Atelierfest; lag das Empfinden ihres sieghaften Frauentums. Dieses kam über ihn als eine unbekannte Gewalt, der er widerstehen mußte. Dabei fühlte er sich von Jugend, Lebensdrang und Sehnsucht wie von Flammen durchflutet.

Er zwang sich, sie zu fragen: „Was mußt du heute abend gefühlt haben? Solche Gestalt zu verkörpern! So zu verkörpern, daß sie als Wirklichkeit wirkt. Es geht über meine Vorstellung. Du hast doch nichts dergleichen erlebt. Trotzdem diese Wahrheit. Schließlich sind es doch eingelernte große Dichterworte."

„Sie sind es nicht für mich. Ich kann dir auch nicht sagen, wie es eigentlich ist. Es scheint mir so leicht, so einfach, so natürlich. Gar keine Schauspielkunst scheint für mich dabei zu sein. Ich habe auch nicht das Gefühl des Auswendiggelernten. Die Dichterworte kommen mir vor, als spräche ich sie aus meiner eigenen Seele heraus. Daß es Verse,

Reime ſind, bin ich mir vollends nicht bewußt. Ich erlebe ſie. Was ich darſtelle, iſt wie eigenes Schickſal. Es muß alles ſo kommen: von dem notwendigen Beginn an bis zu dem letzten unerbittlichen Ende."

Mühſam brachte Theodor hervor: „Du ‚erlebteſt' das in Schande und Schuld verfallene Gretchen? ... So meinte ich's nicht! Aber du erlebteſt das dem Geliebten ſich hingebende Gretchen?"

„Ja."

Und nach einem ſchweren Schweigen ſetzte ſie hinzu: „Ich werde dieſe Rolle einmal noch ganz anders — ſein können."

„Wenn du dich nicht in der Phantaſie, ſondern in Wirklichkeit einem geliebten Manne hingibſt? ... Weshalb antworteſt du nicht?"

Statt zu antworten, ſprach ſie ihm nach: „Wenn ich mich einem geliebten Manne hingeben werde ..."

Theodor wollte ihren Namen ausrufen — mit einem erſtickten Jubelſchrei; er wollte ſie an ſich reißen, ihr zuflüſtern: „Wenn du dich mir hingegeben haſt! M i r, Jakobe, o Jakobe!" Aber er blieb ſtumm. An ihrer Seite ſchritt er weiter, als hätte ſie nicht geſprochen, als wüßte er nicht, daß er geliebt wurde, daß in ihrer Seele alles nach ihm hindrängte:

So hatte er es heute aus ihrem holden, unberührten Munde voll überwältigender Wahrheit gehört; ſo raunte und rauſchte es ihm jetzt durch Herz und Sinne. Trotzdem ſchritt er ſchweigend weiter neben ihr, die nicht ahnte, daß ihr Freund in dieſer Schickſalsſtunde den größten Sieg ſeines Lebens erfocht.

Fortan würde Emanuel Baumerts Sohn gegen des Lebens größte Verſuchung gefeit ſein ...

Aber auch für das junge Weib an ſeiner Seite war es eine Entſcheidung geweſen: Jakobe fühlte ſich verworfen, verſchmäht.

Achtes Kapitel

Prinz Andrea trat in seines jugendlichen Mentors Studierzimmer mit der Frage: ob er ihn nach Weimar ins Theater begleite?

„Wenn Hoheit meine Begleitung wünschen sollte. Sonst möchte ich lieber verzichten."

„Euer Hochwürden scheint nicht zu wissen, daß die Almnixe heute Stella spielt."

„Ich weiß es."

„Also!"

„Ich liebe das krause Stück nicht und habe das Gretchen noch zu sehr in Erinnerung."

Der Prinz trat auf den Freund zu, sah ihm ins Gesicht, sagte nach einer Weile ernst: „Du leidest. Ich bestehe auf meinem Freundesrecht. Was hast du mir zu sagen?"

„Daß ich abgeschlossen habe. Es war ja hoffnungslos von Anfang an. Also von Anfang an eine große Torheit von mir, eine Kinderkrankheit."

„Von der du lange nicht genesen wirst."

„Das tut nichts."

„Auch wenn du noch lange leiden mußt?"

„Es ist ein wundersames Leid. Ich wußte nicht, daß der Mensch solchen köstlichen Schmerz fühlen kann. Er ist wie eine Weihe. Nicht minder von oben herab, als wir sie bei unserm Eintritt ins Christentum empfangen. Glaube mir das."

Der Prinz rief aus: „Gottlob, daß du die Hoheit wieder einmal gnädig beiseite läßt!"

„Fahre also ohne mich nach Weimar."

„Fällt mir nicht ein! Ich bleibe brav zu Hause und lese mit dir Goethe. Nicht gerade Stella. Es tut uns beiden gut: einmal in all der Einsamkeit mit dem alten Herrn zu ver-

kehren. Vollends hier in ſeinem geliebten Jena. Darf ich mir's in deinem Studio bequem machen?"

„Ich erlaube dir's ungern. Du haſt dich auf den Abend gefreut, und ich gönne dir alle Freuden der Welt: alle guten Freuden."

„Das heißt ſo viel wie alle moraliſchen. Ach, Lieber, Lieber — auch ich bin ein Menſch mit zwei Seelen. Um ſolche zu haben, braucht man wahrlich kein Heinrich Fauſt zu ſein, ſogar ein Prinz kann ſie in ſich tragen. Mein zweite Seele hat dir ein Bekenntnis zu machen."

Theodor wurde blaß. Er erſchrak über ſich ſelbſt, wie wund der „köſtliche Schmerz" ihn gemacht hatte. Er wußte, es würde daran gerührt werden, und er hatte bis jetzt in aller Heimlichkeit gelitten. Aber er mußte ſeiner Schwäche Herr werden; und ſo ſetzte er ſich denn dem Bekenner gegenüber, auf das, was er hören ſollte, vollkommen vorbereitet.

„Was ſoll ich tun? Sie hat es mir nun einmal angetan. Du mußt mir helfen, damit fertig zu werden. Bei mir wird es nicht ſo leicht gehen wie bei dir. Ich habe in Gottesnamen kein Paſtorenblut in den Adern. Nur an das Mädchen zu denken, wäre Verrat an unſrer Freundſchaft. Und ich muß an ſie denken — muß! Du weißt am beſten, wie frei ich mich vom Weibe hielt — wie frei du mich davon hielteſt. Ich geſtand dir meinen Kampf, verhehlte dir nichts: keine meiner Dunkelheiten und Tiefen. Als guter Kamerad halfeſt du mir immer wieder zum Lichte empor. Aber diesmal —"

Er ſprang auf, ging an Theodor vorbei zum Fenſter, öffnete, ließ ſich von der ſcharfen Winterluft anwehen, atmete tief auf, wandte ſich wieder nach dem Freunde zurück, meinte mit erzwungenem Lachen: „Was ſagt mein ehrwürdiger Beichtvater zu meiner Doppelſeele?"

Theodor rang mit ſich. Die Stimme wollte ihm verſagen. Er mußte ſehr langſam ſprechen, Wort für Wort mit ſchwerer Zunge. Er wollte des Freundes Blick feſt und ruhig erwidern. Es legte ſich ihm jedoch wie ein Schleier vor die Augen, ergriff ihn wie Schwindel. In einem Traum-

zuſtand ſagte er, und ihm war's, als hörte er die Stimme eines Fremden: „Ich kenne die Welt ſo wenig; kenne ſo wenig die Menſchen und ihre Leidenſchaften. Aber ich weiß, ſie ſind im Menſchen, und die Welt iſt voller Schickſale. Auch voller Schuld, darüber wir nicht richten können. Als Theologe und meines Vaters Sohn müßte ich dich ſtrenge Dinge hören laſſen: über deine zweite Seele, die zu unterdrücken du ſchließlich doch zu ſchwach biſt; als Menſch, der zu verurteilen kein Recht hat, ſage ich dir: Sollteſt du von ihr geliebt werden — und früher oder ſpäter wirſt du es werden — ſo nimm ſie hin."

Auch der Prinz war erbleicht. Er ſtammelte: „Das ſagſt du mir? Du!"

Mit müdem Lächeln ward ihm erwidert: „Du biſt ja doch kein Paſtorenſohn."

Sein Freund rief aus: „Wenn es aber ihr Unglück ſein ſollte?"

„Ihr Unglück wird es gewiß ſein. Je mehr ſie dich liebt, um ſo mehr ihr Unglück. Ich kann ſie davor nicht bewahren, und du kannſt es auch nicht. Das gehört zu ihrem Künſtlertum. Je unglücklicher ſie als liebendes Weib iſt, um ſo größer wird ſie als Künſtlerin ſein. Ich begreife ſelbſt nicht, daß ich — dergleichen begreife. Ich mußte mich mühſam zu dieſer Anſchauung durchringen. Und nun — du wirſt ſie dieſen Abend als Stella ſehen."

„Ich ſagte dir: Ich gehe nicht; ich bleibe bei dir."

Trotzdem ging er. Theodor hatte es gewußt. Er verbrachte Stunden der Einſamkeit, wie ſolche jeder erfährt, der erkennen muß, daß es nicht leicht iſt, zu leben.

Das ſoll es auch nicht ſein.

⊕ ⊕ ⊕

Prinz Andrea fuhr viel nach Weimar; gewöhnlich allein. Häufig beſuchte er das Theater, der Hoftrauer wegen immer noch in der Proſzeniumsloge, von der aus er, unbemerkt vom Publikum, dem Schauſpiele beiwohnen konnte. Einige

Male sah auch Theodor die neue Heroine: nur einige Male Studien und Examenvorbereitungen fesselten ihn ans Haus.

Ihm schien, als sei in Jakobes Spiel etwas Fremdes gekommen, etwas Unstetes, Unsicheres. Aber ihre Leidenschaftlichkeit riß fort. Nach wie vor wehrte sich das Publikum gegen das „Neue" dieser Schauspielkunst, und immer wieder ließ es sich besiegen.

In der Presse wurden Jakobes Darstellungen, die Wirklichkeiten zu sein schienen, heftig gelobt und ebenso heftig getadelt. Es bildeten sich zwei Parteien. Auch auswärtige Blätter brachten Berichte. Die großen Bühnen der Hauptstädte wurden auf den neuen Stern aufmerksam.

Wenn Theodor im Theater saß, litt er Qualen. Er wußte, daß Jakobe ihn jedesmal im Zuschauerraum bemerkte; er beobachtete, wie seine Anwesenheit sie beunruhigte, peinigte. Als er sich darüber klar geworden war, stellte er seine Theaterbesuche ein. Seine Entfernung linderte jedoch seine Leiden nicht.

Nie wieder wurde zwischen den beiden Freunden ihr Name genannt.

Da schrieb sie ihm. Sie redete ihn an: „Lieber Freund"; und schloß: „Deine treue Ilmnixe". In dem Briefe teilte sie ihm mit, daß sie auf dem „Horn" ein Gartenhaus gemietet und sich mit einer Dienerin behaglich eingerichtet hätte. Sie habe ihre Mutter zu sich nehmen wollen, aber diese habe sich geweigert, ihre Wassermühle zu verlassen: „Auch meint meine Mutter, die Leute vom Theater müßten ihre Freiheit bewahren. Das habe ihr mein Vater gesagt; und sie aus diesem Grunde, trotz ihrer großen Schönheit und großen Liebe, nicht geheiratet. Mein Vater hat recht gehabt." Jakobe bat ihren guten Gefährten von einstmals, sie zu besuchen, „gelegentlich einmal".

Lange konnte er sich nicht entschließen, der Einladung Folge zu leisten. Dann empörte sich sein Stolz gegen seine Schwäche. Es ward jedoch ein schwerer Gang.

Der Schnee war geschmolzen und erstes Frühlingsahnen

lag über der Landſchaft, erfüllte die Luft, ließ an einem mattblauen Himmel weißes, wolliges Gewölk hinziehen. Das war heute ein andrer Weg durch die aus Winters-banden ſich befreiende Natur, als wie er ihn ſonſt um dieſe Jahreszeit junger Hoffnung zur Freundin gegangen war. Und was hatte die traurige Wandlung verurſacht? Unſchulds-volle Knabenneigung war zu leidenſchaftlicher Jünglingsliebe geworden, die erſtickt werden mußte. Das Leben hatte Theodor die große Lehre des Lebens gegeben: daß der Menſch bereits in jungen Jahren lernen muß, zu entſagen! Häufig dem Schönſten und Leuchtendſten; häufig dem Lebensglück.

Der Entſagende ging die Parkwege, auf denen Goethe ſeinem Liebesglück begegnet war, dem zierlichen Kind mit dem lichten Lockengewoge um das anmutige, von Lebensluſt lachende Geſichtchen. Er ging an dem Hauſe vorüber, an deſſen umgrüntem Eingang Jakobe wie eine junge Muſe ſtand; unter deſſen knoſpenden Bäumen das graue Denkmal ſich erhob mit der Dithyrambe eines glühenden Dichter-herzens an die Geliebte:

Heiter ſprach er zu mir: Werde mir Zunge, du Stein! . .
Hier im ſtillen dachte der Liebende ſeiner Geliebten.

Was Charlotte von Stein, die kluge und kühle Freundin dem Liebenden nicht geworden war — welchem Liebenden! — hatte Chriſtiane Vulpius an ſeinem ſehnſüchtigen Herzen erfüllt: über der ganz ſich Hingebenden wurde die geliebte hohe Frau vergeſſen, der Goethe einen Altar errichtet, einen Kultus geweiht hatte.

Daß Theodor ſolche Betrachtung gerade auf dieſem Wege anſtellen mußte! Ganz gegen ſeinen Willen. Er war ge-wohnt, Goethes Freundin für höchſt ſittlich, Goethes Geliebte dagegen für höchſt unſittlich zu halten, und dachte auch jetzt nicht daran, ſeine Anſchauung zu ändern. Trotzdem dieſer Gedankengang, darüber er ſich ſelbſt zürnte.

An Goethes Gartenhaus vorüber ging Theodor Ober-weimar zu, wandte ſich bald von der Straße ab und ſtieg eine

ſanfte Anhöhe hinan, die ſchöne, alte Kiefern krönten. Nahe daran, in einem weiten Gartenfelde, wohnte Jakobe. Sommers mußte das kleine, helle Haus in einer wuchernden Blumenwildnis ſtecken, von Roſengluten umloht.

Er fand die Schauſpielerin allein und mit dem Studium einer neuen Rolle beſchäftigt, davon ſie ſogleich ſprach: „Ein Stück von Ibſen. Für Weimar bedeutet die Aufführung ein Experiment.“

„Und für dich?“

„Ich kann's noch nicht ſagen. Auch für mich iſt es etwas ganz Neues und Fremdes. Bis jetzt bin ich verwirrt, gequält, erſchreckt.“

„Weshalb das?“

„Das Stück iſt von ſolcher furchtbaren Wirklichkeit. Wie ſoll man ſie ertragen können? Publikum ſowohl, wie Darſteller! Inhalt und Perſonen ſind von einer unerbittlichen, einer grauſamen Wahrheit. Alles in dem Werk ſtößt mich auf das heftigſte ab — zieht mich auf das leidenſchaftlichſte an. Es wirkt auf mich wie Magie. Ich will widerſtehen und muß mich ergeben.“

„Kannſt du mir die Fabel erzählen?“

„Nein. Ich lebe zu ſehr in der Handlung, um davon ſprechen zu können. Entweder, ich entdecke mich in dieſer Frauengeſtalt, oder — es iſt in mir nichts zu entdecken.“

Theodor tat über das Stück noch eine letzte Frage: „Was meinſt du, würde Goethe zu dem Drama ſagen?“

In großer Erregung rief Jakobe: „Stelle dir vor, daß ich mich unaufhörlich das nämliche frage. Ich frage mich bis zur Qual.“

„Und die Antwort?“

„Goethe würde ſich von dieſem Drama abwenden, wie er ſich von Schillers ‚Räuber‘ abwandte: voller Empörung. Verleugnen würde Goethe ſolche dramatiſche Dichtkunſt, ſie haſſenswert finden.“

„Und du hoffſt, dich darin zu ‚entdecken‘? Denn du fürchteſt es nicht, ſondern hoffſt es.“

„Ja, ja!“

„Was wird dann aus deinem Gelübde an dem Denkmal Schillers und Goethes?“

Sie ſah ihn groß an, wollte etwas ſagen, ſchwieg. Nach einer Weile begann ſie von gleichgültigen Dingen zu reden.

Sie ſprachen von allem möglichen; ſprachen gezwungen, fühlten beide das Fremde, das zwiſchen ihnen lag, die Kluft, die mit der Zeit zu einem Abgrund werden mußte. Wie ſehr hatte bereits dieſe kurze Zeit ſie verändert! Wenn die Bühnenluft von ſolcher Wirkung war, ſo —

Aber ſie hatte dieſe Luft ſchon vorher geatmet. Überdies war es eine viel ſchwülere, viel gefährlichere Atmoſphäre geweſen, als an Weimars Hofbühne herrſchte, wo es immerhin die beſte, die reinſte Bühnenluft war. Etwas andres mußte die Wandlung bewirkt haben.

Was?

Sie liebte den Jugendfreund, und dieſer wollte der Freund bleiben, ausſchließlich der Freund.

Theodor wußte, daß der Prinz ſie auf dem Horn beſucht hatte und empfangen worden war. Aber ſein Name blieb von beiden ungenannt.

Der Abſchied glich einem Scheiden.

So war das Leben. Unaufhaltſam, unerbittlich ſchritt es ſeinen Weg.

Es ſchritt über Freundſchaft und Liebe; über Hoffnung und Glauben.

Und des Lebens Schritt war ein Zertreten, Zermalmen.

Neuntes Kapitel

Seitdem das Fräulein von Schmettau mit Ingrid geſprochen hatte, war in die bedrückte Stimmung der Hofdame ein hoffnungsvollerer, freudigerer Ton gekommen. Sie blickte mit helleren Augen in die Welt, die nun einmal die

ihre bedeutete, ſah darin auch das Gute und Tüchtige und erkannte: was ihr kleinlich und eng erſchien, beſaß immerhin auch eine andre Seite. Dieſe zeigte der jungen Hofdame manches, was, wenn es auch nicht gerade leuchtete, ſo doch des Schimmers nicht entbehrte. Selbſt das Konventionelle in dieſer umgrenzten Welt ließ ſich erklären, alſo verſtehen; hatte ſeine innere Notwendigkeit, konnte daher nicht ohne weiteres beiſeite geſchafft und aus den Geſetzen eines regierenden Hauſes entfernt werden. Nicht einmal aus der Etikette und dem Zeremoniell des täglichen Lebens. Der Herzog wollte durchaus freie Menſchlichkeit um ſich haben. Er duldete in ſeiner Umgebung nicht nur eigene Perſönlichkeit, ſondern wünſchte, ſuchte ſie. Es war nicht des Herrn Schuld, wenn er ſie nur ſelten und dann herzlich unvollkommen fand. Auch auf dieſem ſo intimen und wichtigen Gebiet war die Herzogin ihres Gemahls ſtille, aber leidenſchaftliche Gegnerin. Die hohe Frau forderte geradezu, was der Herrſcher verwarf und verachtete: ſie verlangte „Schranzentum". Das ward ihr denn auch in reichem Maße zuteil. Zu Ingrids Erſtaunen ſchien es den Menſchen leicht zu fallen, der Fürſtin Forderung zu erfüllen. Sie wollte es immer wieder nicht glauben, mußte es jedoch immer wieder erkennen und ſich ſchließlich damit abfinden.

So lebhaft ſie ſich gegen das Imponierende der Herzogin wehrte, ſo willig gab ſie ſich ihrer Verehrung für den guten Herzog hin, der ihrem heißen, jungen Empfinden als tragiſche Perſon erſchien: wollte er doch das Unmögliche; wohl verſtanden, das für ihn Unmögliche. Vor allem betrachtete ſie jedoch mit ihrem klarer gewordenen Blick ihre Herrin: Prinzeß Klementine; und da enthüllte ſich ihr denn allerlei: in der hochaufgeſchoſſenen, hageren Geſtalt, die eine ſchiefe Schulter verunſtaltete, entdeckte die junge Hofdame eine Seele. Der ſchiefen Schulter wegen zeigte das blaſſe Geſicht die hochfahrende Miene; der verwachſenen Schulter wegen war das junge Mädchen gegen jedermann ablehnend bis zum Feindſeligen, ließ es keinen Menſchen an ſich heran;

der häßlichen Schulter wegen versteckte das arme Kind mit wahrer Angst, daß es eine nach Schönheit und Sonne in Sehnsucht sich verzehrende Seele besaß; nach Liebe und Glück sich verzehrend.

Die unselige Schulter der Prinzeß schien ihr Schicksal zu werden. Sie erregte dadurch beständig den Zorn der Herzogin, die sich durch die unschöne Tochter in ihrer Hoheit beleidigt fühlte. Aber gerade um ihres unglücklichen Aussehens willen wurde die Prinzeß von ihrem Vater geliebt — in aller Heimlichkeit, so daß sie selbst von dieser Vaterliebe, die sich nicht zu zeigen wagte, nichts wußte. Sie hätte davon auch nichts wissen wollen; denn sie wollte einsam sein, einsam bleiben.

Am fremdesten und kältesten benahm sie sich gegen ihr Hoffräulein. Man hatte ihr die glanzvolle Erscheinung zur Seite gegeben, wie um sie durch den Kontrast zu kränken — wenigstens wurde es so von der armen Verbitterten empfunden. Aus Weimar zurückgekehrt, nahm Ingrid sich vor, diesen starren Geist zu erobern, um der Einsamen eine Gefährtin, der Unglücklichen womöglich eine Freundin zu werden.

Es war schwer, schien unmöglich zu sein. Ingrid unternahm Versuch auf Versuch; erfuhr Abweisung auf Abweisung. Ihr Stolz litt. Aber sie ließ ihren Stolz leiden. Sie wollte Gutes wirken, wollte ihren Platz in ihrem Sinne ausfüllen und versuchte wieder und wieder.

Am Hofe kursierte das Gerücht, es wären Verhandlungen wegen einer Verlobung der Prinzessin im Gange: mit einem russischen Großfürsten, einem der glänzendsten Kavaliere des Reiches. Im ganzen Lande gab es ein Raunen. Das ganze Land bedauerte die „arme Prinzeß", die einer Ablehnung sicher sein konnte. Nur sie selbst ahnte nichts.

Bald darauf hieß es: „Demnächst kommt der Großfürst, um die Prinzeß sich anzusehen. Er wird Augen machen! Ausgeschlossen, daß er sie nimmt. Dann wird sie für ihren Hochmut büßen. Wer von der Natur derartig vernachlässigt ward, soll sich wenigstens Mühe geben, liebenswürdig zu sein."

Auch bei Hofe bedauerte sie niemand. Außer der Hofdame, der brüsk Abgewiesenen, keine Seele. Diese hoffte, der Herzog würde Einsprache tun. Aber die Herzogin wünschte die Vermählung. Würde auch der Großfürst der Herrschenden sich ergeben? Ingrid hoffte nein. Dann blieb der Prinzeß freilich die Abweisung nicht erspart. Immerhin besser, tausendmal besser, diese eine Demütigung als die lebenslängliche Erniedrigung einer Ehe an der Seite eines so glänzenden Gatten.

Zu Ostern sollte die Brautschau stattfinden, und noch immer wußte Prinzeß Klementine nichts von dem Zweck des Besuches aus Rußland. Vielleicht schwieg man aus Rücksicht. Denn sollte dem Gast die ihm zugedachte „Braut" nicht gefallen, so konnte dieser die ganze Affaire verschwiegen bleiben.

Die für den Großfürsten und sein Gefolge bestimmten Gemächer waren in Stand gesetzt; der Tag der Ankunft, das Zeremoniell des Empfanges, die Reihenfolge der Hoffestlichkeiten bereits angekündigt, als Ingrid sich in ihrer leisen Hoffnung getäuscht sehen sollte. Gerade als sie sich eines Vormittags bei der Prinzessin befand, trat die Herzogin ein und sagte zur Hofdame: „Ich habe mit meiner Tochter zu reden."

Banger Ahnung voll zog sich Ingrid zurück, um im Vorzimmer auf die Entfernung der Herzogin zu warten. Plötzlich hatte sie den Wunsch: „Wäre Prinz Andrea hier! Vielleicht könnte er helfen? Helfen würde er gewiß!" Sie wunderte sich selbst über diese Zuversicht, und versuchte sich klar zu machen, daß sie dafür keinen Grund hätte. Trotzdem hielt sie daran fest.

Nach nicht sehr langer Zeit trat die Herzogin aus dem Zimmer der Prinzeß. Keine Miene verriet irgendwelche Regung. Gewiß befand sich Ingrid im Irrtum. Ohne die Hofdame zu beachten, begab sich die hohe Frau in ihre Gemächer. Da Ingrid von der Prinzeß noch Befehle zu empfangen hatte, kehrte sie zu dieser zurück.

Von der Eintretenden abgewandt, stand die Prinzeß am Fenster, das auf den Schloßgarten hinausführte. Ingrid wartete eine Weile. Da ihr Kommen nicht bemerkt zu sein schien, redete sie die Prinzeß an. Diese schrak zusammen, wandte sich um, sah Ingrid an, als kennte sie ihr Hoffräulein nicht, wollte sprechen, stieß einen erstickten Aufschrei aus, brach bewußtlos zusammen.

Ingrid behielt Besinnung genug, die Kammerfrau nicht zu rufen. Sie verschloß die Türen, brachte Wasser und Essenzen, bemühte sich so lange um die Hingesunkene, bis sie diese aufrichten und zu einem Sessel führen konnte. Dann schloß sie auf und wollte, um ihrer Herrin das Peinliche der Situation möglichst zu erleichtern, den Unfall einem plötzlichen Unwohlsein zuschreiben.

Aber Prinzeß Klementine unterbrach sie: „Lassen Sie das, Gräfin. Sie wissen es besser. Denn Sie wissen, was — alle wissen werden. Nur ich, nur ich wußte von nichts. Keine Frage an mich. Nicht einmal eine Frage. Als sei ich ein Gegenstand, ein Nichts. . . . Ich hätte nie geglaubt, Ihnen das sagen zu können: Ihnen, die ich mir nicht nahe kommen ließ, weil Sie eine stolze Seele haben und weil ich mich von Ihnen erkannt fühlte: erkannt in meiner Einsamkeit, meiner Sehnsucht."

Ingrid folgte ihrem Impuls. Sie kniete neben der Einsamen, nach Liebe sich Sehnenden nieder, griff ihre noch immer matt herabhängende Hand, streichelte sie wie einem kranken Kinde, sprach kein Wort. Dieser leidenden Seele konnten Worte nicht helfen.

Die Prinzessin ließ die zarte Liebkosung des jungen Mädchens willenlos über sich ergehen. Noch niemals hatte eine Hand die ihre sanft berührt: nicht Vater-, nicht Mutterhand. Auch keine Freundin hatte sie gehabt. In ihrer großen Einsamkeit, ihrer tiefen Sehnsucht nach einem Menschen nicht eine Seele.

Nun kniete ein junges Mädchen, dessen starkes und freies Menschentum die Einsame längst erkannt hatte, zu ihren Füßen und streichelte leise, leise ihre Hände . . .

Plötzlich schlang sich ein Arm um die Knieende; ein blasses, junges Gesicht neigte sich zu ihr herab, eine leidenschaftliche Stimme flüsterte ihr zu: „Wie schön du bist. Du Glückliche! Wie geliebt du sein wirst. Du Gesegnete! Wenn du wüßtest! O wenn du wüßtest!"

Ingrid hätte sagen können, daß sie wüßte. Aber auch jetzt noch schienen ihr Worte zu matt — so groß war der Jammer dieser nach Verständnis, nach Empfindung und Liebe Verlangenden, die sich unter einer Krone als Bettlerin fühlte.

Die Prinzeß fuhr fort, in die ihr so plötzlich Geschenkte hineinzuflüstern: „Er soll schön sein. Einer der schönsten Männer seines Landes. Wenn er nun kommt; wenn er nun sieht; wenn er dann — ich ertrage es nicht, überlebe es nicht."

Noch immer kein Wort. Noch immer nur das leise Liebkosen der Hand, die sich plötzlich gefaßt und festgehalten fühlte.

„Weshalb gerade diesen? Weshalb gerade diesen für mich? Sieh mich doch an; o sieh mich doch an! Ich bin häßlich. Schlimmer als das! Dabei liebe ich die Schönheit, als wäre sie eine Gottheit. Ich könnte zur Schönheit beten. Und gerade ich muß so geschaffen sein. Und dann gerade ich diesen Mann! Was soll ich nur tun? Du Liebe, du mit Schönheit Gesegnete, sage mir, was soll ich nur tun?"

Da sprach Ingrid: „Es gibt eine höhere Schönheit als die der Gestalt: eine heilige Schönheit der Seele. Diese sollen Hoheit in sich erkennen."

„Nenne mich nicht so! Ich hasse den Namen, den du mir gibst. Meine ganze Hoheit würde ich hinwerfen für einen Atemzug des Glückes. Nenne mich, wie ich dich nenne. Ich bitte dich inbrünstig."

„Es müßte ein Geheimnis sein; und das —"

„Das erträgt deine stolze Seele nicht. Ertrage es um meinetwillen, mir zuliebe. Ich bat noch niemals um etwas. Nicht einen! Ich bitte dich. Es ist so wundersam, daß ich keinen Menschen bitten darf, mir zuliebe etwas zu tun."

Ingrid erfüllte die Bitte: „Erkenne in deiner Seele das göttlich Schöne. Du trägst es in dir.“

Da konnte die Unschöne weinen.

⊕ ⊕ ⊕

Der Herzog kam, um nach seiner Tochter zu sehen. Ingrid wollte sich entfernen. Aber die Prinzessin hielt sie zurück: „Ich bitte dich, zu bleiben. Du sollst hören, was mein Vater mir — was ich meinem Vater zu sagen habe.“

Sie wandte sich an den Herzog: „Meine Mutter kam zu mir, um mir euer Vorhaben mitzuteilen. Es liegt wohl nur in der Absicht meiner Mutter, mich zu verheiraten, wie — eine Prinzeß eben verheiratet wird: ohne eigene Wahl; ohne zu lieben, ohne geliebt zu werden. Wenigstens ist das die Anschauung meiner Mutter. Gewiß ist es nicht die deine! Denn du — du gehörst zu den Fürsten, die mit solchen Anschauungen aufräumen, die in die chinesische Mauer derartiger Begriffe ein Bresche schlagen, auch für unsern privilegierten Stand neuen Anschauungen Tor und Tür öffnen. Also bitte ich dich, den Besuch des Großfürsten rückgängig zu machen.“

Der Herzog stand betroffen. Er war auf Klagen gefaßt gewesen, nicht auf Widerstand. Plötzlich entdeckte er in seiner Tochter jene eigene Persönlichkeit, die er in seinen Kindern heranbilden wollte, als Vorbereitung für eine neue Zeit, eine junge Generation. Aber die Entdeckung kam ihm überraschend, war ihm unbequem: Wenn der Großfürst auf die Verbindung mit seiner Tochter einging, so — war es eben für diese ein Glück und für das herzogliche Haus eine große Sache. Dergleichen wichtige Faktoren mußten doch bei aller Freiheit der Persönlichkeit in Betracht gezogen werden. Des Herzogs Antwort lautete daher: „Ich begreife, daß du überrascht bist, dich in deiner Empfindung gekränkt fühlst. Deine Mutter würde es nicht begreifen. Du siehst, daß du bei mir volles Verständnis findest.“

„Dennoch ließest du es geschehen?“

„Es war deiner Mutter Wunſch.“

Die Prinzeß wiederholte: „Dennoch ließeſt du es geſchehen?“

Der Herzog überhörte den Einwurf. Er kam auf die Sache ſelbſt zu ſprechen: „Dem Großfürſten abſchreiben, iſt unmöglich. Es gäbe einen Eklat. Die Preſſe würde aufmerkſam werden, würde ſich der Angelegenheit bemächtigen; und — es iſt einfach unmöglich.“

Wiederum hörte der Vater ſeine Tochter ſagen: „Alſo läſſeſt du es geſchehen?“

„Der Großfürſt kommt. Er wird dich — du wirſt ihn kennen lernen; und — es iſt dann immer noch Zeit, ſeinen Antrag abzuweiſen.“

„Wenn er glauben ſollte, mir einen Antrag ſtellen zu müſſen.“

Sie ſtand vor ihrem Vater, ſah ihn unverwandt an, regte ſich nicht, ließ ihn weiter ſprechen: „Ich geſtehe dir, daß dieſe Verbindung nicht nur der Wunſch deiner Mutter, ſondern auch der meine iſt: mein lebhafter Wunſch. Daher ſpreche ich dir, meine liebe Tochter, die Hoffnung aus, der Großfürſt möge dir gefallen.“

Ein Zittern durchlief den Körper der Prinzeß. Tonlos kam es von ihren Lippen: „Mir gefallen ... Er ſoll ſehr ſchön ſein. Einer der ſchönſten Männer ... Sieh mich an!“

„Der Großfürſt findet dich gewiß liebenswert.“

„Meinſt du?“

Der Herzog rief: „Du quälſt dich ſelbſt!“

„Ich ſcheine dich zu quälen. Verzeih. Der Großfürſt kann mich liebenswert finden. Er kann, mein Vater!“

„So iſt es recht. Ich freue mich, dich ſo ruhig, ſo verſtändig zu ſehen.“

„Ich bin ſehr ruhig; hoffe, ſehr verſtändig zu ſein.“

„Ich danke dir, mein Kind.“

Er trat auf ſie zu und ſchloß ſie in ſeine Arme.

Sie ließ es totblaſſen Geſichtes geſchehen.

Als der Herzog gegangen war, machte die Tochter eine Bewegung, als ob sie die väterliche Umarmung abschütteln wollte.

⊕ ⊕ ⊕

Der Großfürst kam.

Nach dem Empfang auf dem Bahnhof durch den Herzog fand im Schloß die Bewillkommnung der Herzogin und die Vorstellung des Gefolges statt. Prinzeß Klementine war nicht anwesend. Der Großfürst machte ihr gleich nach seiner Ankunft in ihren Gemächern seine Aufwartung.

Die Herzogin selbst führte ihn zu ihrer Tochter; sein Adjutant begleitete ihn. Bei Prinzeß befand sich die schöne Hofdame, Gräfin von Trebra.

Ein außerordentlich schöner Mann! Von jenem Typus, wie er auf byzantinischen Bildnissen zu finden ist; zugleich mit höchster, verfeinerter Kultur. Bei der vollendeten Form dieses kaiserlichen Weltmannes war es ausgeschlossen, daß er nur im mindesten den Eindruck verriet, den die Prinzeß auf ihn machte. Er traf sogleich einen so leichten und freien Ton, als sei er ein langjähriger Bekannter: der russische „Vetter". Die Prinzeß ließ ihn zur Herzogin reden. Aber sie hörte zu.

Sie hatte einen ihrer ungünstigsten Tage. Überdies war sie schlecht angezogen: viel zu hell! Und die Herzogin hatte der Kammerfrau das Kostüm genau vorschreiben lassen: dunkel, mit einem pelzverbrämten, schwarzen Spitzenschal. Der Schal sollte den Mißwuchs besser verdecken helfen, als alle Kunst der Wiener Ateliers es vermochte. Nun trug sie diese leichte Robe, die ihre schlechte Hautfarbe besonders auffällig machte, und hatte nicht einmal irgendeine Hülle, um die schiefe Schulter gelegt. Sie schien dem Brautwerber gleich bei der ersten Begegnung ins Gesicht sagen zu wollen: „Sieh mich an! So sehe ich aus; so bin ich! Ich bin mißgestaltet und häßlich. Gewiß wirst du gleich bei meinem ersten Anblick entschlossen sein, eine solche Braut zu ver-

ſchmähen. Es bedeutet für mich einen Schimpf; aber das kann dir gleichgültig ſein."

Ingrid beobachtete alles, verſtand alles. Sie wußte, daß die Herzogin trotz ihrer prachtvollen Haltung empört über Toilette und Benehmen ihrer Tochter war und beides für eine Auflehnung gegen ſich anſah. Die wahrhaft herrliche Schönheit des Großfürſten flößte ihr Schreck ein; denn ſie empfand ihre Wirkung auf das Gemüt der Prinzeſſin, deren ſteinerne Haltung ihr ein phyſiſches Leid verurſachte. Auch das vollendet ritterliche Benehmen des Ruſſen mußte tiefen Eindruck auf dieſes einſame Frauenherz machen.

Dieſen Mann mußten die Frauen lieben!

Sehr bald erhob ſich die Herzogin. Der Großfürſt küßte der Prinzeſſin die Hand, die matt in der ſeinen lag, wie willenlos, hilflos. Ingrid blieb zurück Sie wollte einen heiteren Ton anſchlagen, verſtummte jedoch, als ſie der Prinzeß ins Geſicht ſah.

Dieſe ſtand bei der Tür, bis wohin ſie die Herzogin begleitet hatte. Sie blieb wie angewurzelt ſtehen, ſeufzte tief auf, ſagte, als ſpräche ſie zu ſich ſelbſt: „Iſt es möglich? Iſt denn ſo etwas nur möglich? Ein ſolches Wunder!"

Mit einer Gebärde, als täte ſie es im Traum, preßte ſie beide Hände auf das Herz, für welches ſich in wenigen Augenblicken das Wunder der Liebe vollzogen hatte.

Es würde eine unglückliche Liebe ſein; aber auch dieſe war Wunder genug . . .

Beim Diner ſaß der Großfürſt zwiſchen Herzogin und Prinzeß. Dieſes Mal mußte ſie in heller Toilette erſcheinen. Überdies im Décolleté. Es war dies für das arme Frauenweſen eine grauſame Notwendigkeit, die ein Kragen aus Hermelin mildern ſollte. Die Herzogin hielt ſtreng darauf, daß der Überwurf niemals abgelegt ward, es mochte im Saale eine noch ſo ſtarke Hitze herrſchen.

Bei Tafel zog der Großfürſt die Prinzeſſin in das Geſpräch. Er tat es ſo geſchickt, dabei ſo zart, daß es ihm gelang, die Schweigſame zum Reden zu bringen. Eine feine Röte

überzog das blasse Gesicht, und in ihren traurigen Augen leuchtete es auf, wie Ingrid es noch niemals gesehen. Einmal lächelte sie sogar.

In diesem kurzen Augenblick des Glücks ward die Unschöne durch ihre Empfindung verschönt.

Jetzt wußten alle an der Tafel: „Sie hat sich in den Großfürsten verliebt!"

Und alle dachten: „Die Ärmste!"

Aber alle erstaunten, daß auch der Großfürst ein ernstliches Interesse zu nehmen schien. War das möglich? Es konnte nicht möglich sein! Und dennoch —

Plötzlich geschah etwas, was das Entsetzen der Tafel erregte. Nur Ingrid kam es nicht unerwartet. Immerhin erschrak auch sie.

Mitten in dem angeregten Gespräch mit dem Großfürsten ließ die Prinzessin den Hermelin fallen, entblößte sie vor ihm ihre Schulter, ihr Gebrechen. Für Herzogin und Herzog war es ein furchtbarer Moment: jetzt war die Sache verloren!

Am dritten Tage seines Aufenthaltes bewarb sich der Großfürst um die Hand der Prinzeß.

Seine Werbung wurde angenommen.

Zehntes Kapitel

Niemand verstand es. Der schöne Großfürst verlobte sich mit der Prinzessin Klementine, die nicht nur unschön war, sondern eine schiefe Schulter hatte. Freilich — die Augen!

Nun diese dunklen, tiefen Augen nicht mehr ihren schwermütigen Blick hatten, erkannte man erst ihre Schönheit. Sie besaßen jetzt einen Glanz, der nicht nur das Gesicht der armen Unschönen verklärte, sondern auch ihr ganzes Wesen durchstrahlte. Es waren eben Antlitz und Wesen einer Glücklichen.

Von allen am wenigsten verstand es die Braut selbst. Sie kam allerdings aus einem Traumzustand nicht heraus;

und im Traum erscheint dem Menschen Unmögliches als selbstverständlich, Übernatürliches als von der Erde.

In ihrer Brautzeit erschloß sie sich, entwickelte sie sich auf wundersame Weise. Allen teilte sie von diesem Reichtum mit, der wie ein himmlisches Manna in ihre sehnsüchtige Seele gefallen war. Jeder in ihrer Umgebung sollte davon empfangen. Am liebsten hätte sie jedem gegeben, besonders den Bettlern an Liebes- und Lebensglück. Sie war im Lande nicht beliebt gewesen, und das durch ihre Schuld. Sie hätte nur, wenn sie sich zeigte, liebenswürdig zu grüßen brauchen, und man hätte sie liebenswürdig gefunden, genügen doch ein anmutiges Neigen, ein freundliches Lächeln, um unnahbare Majestät zum Abgott eines ganzen Volkes zu machen. Prinzeß Klementine würdigte die Menschen keines Blickes, kaum eines hochmütigen Nickens. So wurde sie denn von den Übelwollenden verlästert, von den Gutgesinnten bedauert. Und sie wußte es.

Plötzlich wurde es anders: der Glanz dieser Liebe ging von ihr aus wie ein unirdischer Schein. Selbst die Boshaften hörten auf zu spotten.

Ihrem Vater kam sie in diesen Tagen näher als in all den Jahren ihrer Kindheit und Jugend; und bei ihrer Mutter warb sie um Verständnis, Zärtlichkeit, Mütterlichkeit. Es gelang ihr nicht. Die Herzogin, obgleich froh über den Erfolg ihrer kühnen Kombination, fühlte sich verletzt durch die strahlende Art, wie die Verlobte ihr Brautglück zur Schau trug. Es war durchaus unstandesgemäß. Eine Frau ihres hohen Standes hatte weder ihr Unglück noch ihr Glück in solcher offiziellen Weise zu zeigen. Eine Frau ihres Standes hatte mit fürstlicher Hoheit eine glückliche Ehe und mit fürstlicher Hoheit eine unglückliche Ehe zu tragen.

Prinzessin Klementine wollte ihrem Verlobten jeden Tag schreiben.

Lange Briefe, in denen sie dem geliebten und doch so fremden Mann ihre Seele enthüllte, wie sie für ihn von ihrer Schulter die Hülle abgeworfen hatte. Er sollte ihre Seele

so unbedeckt sehen, wie ihr körperliches Gebrechen. Sie durfte jedoch nur des Großfürsten Briefe beantworten; und das in keinem andern Ton, als er selbst schrieb. Dieser Ton war sehr rücksichtsvoll, sehr zart, voller Ehrerbietung. Ehrerbietung für eine Braut, die ihre liebende Seele ganz hingeben wollte.

Ein Kavalier des Großfürsten überbrachte den Brautschmuck. Es war ein Geschmeide herrlichster Smaragden. Nur ein russischer Fürst konnte solche Edelsteinpracht verschenken!

In einer Nacht stand die Braut auf, zündete in ihrer Toilette die Kerzen an, warf einen kostbaren Mantel über, trat vor den Spiegel, setzte sich das Diadem auf und legte den vielreihigen Halsschmuck um. Er bedeckte die schmächtige Brust mit märchenhaftem Glanz. Sie stand lange, schaute lange ihr Spiegelbild an, tat die Juwelenglorie von sich, löschte die Kerzen, ließ den Mantel fallen, legte sich wieder nieder, weinte — weinte — weinte.

Fortan ward ihr Brautglück blasser ...

Es leuchtete wieder, als der Trousseau zusammengesetzt wurde. Sie, die sich bis dahin um „Kleidsames" oder „Unkleidsames" nicht gekümmert hatte, hielt lange Konferenzen mit Kammerfrauen und Schneiderinnen. Die Brautschleppe schenkten die Frauen des Herzogtums: auf mattgrünem Samt eine Umkränzung von Silberlilien. Dieselben frommen Blumen in hoher Silberstickerei sollten den Devant des Brautkleides aus weißem Crepe de Chine schmücken; Orangen und Myrten dem Schleier eingewirkt werden: in den natürlichen Farben der bräutlichen Zweige.

Das alles zu erleben, gehörte zu dem großen Wunder, welches der Himmel für sie geschehen ließ.

Wundersam war auch die der Einsamen plötzlich beigegebene Freundin, die alles verstand, alles mitfühlte. Dieser öffnete sie sich rückhaltlos. Ingrid tat einen staunenden Blick in eine seelische Schatzkammer, die ihre goldenen Reichtümer und ihre Kleinodien vor jedem Auge ängstlich gehütet hatte. Dieser ganze Krösusschatz, von dem die Freundin erfahren

durfte, ſollte dem geliebten Manne als demütiges Opfer zu Füßen gelegt werden. Noch ahnt er davon nichts.

Voller Staunen beobachtete die junge Hofdame die Wandlung, die mit ihrer Herrin von Tag zu Tag vorging. Das alſo war die Wirkung der Liebe? Eine ſolche Macht von oben herab. Sie berührte die Seele mit einem Zauberſtab, und wo Öde war, ſproßte ein Frühling, Totes begann zu leben, Begrabenes aufzuerſtehen. Der Liebende konnte nur ſtill ſeine Hände falten und von Andacht durchſchauert ſtammeln: „Herrgott, ich danke dir! Ein Wunder! Ein Wunder!“

Als über den zukünftigen Hofſtaat der Frau Großfürſtin verhandelt wurde, ſprach der Großfürſt den Wunſch aus: die Gräfin Trebra möchte ſeine Gemahlin nach Moskau begleiten und neben der Oberhofmeiſterin als erſte Dame Dienſt tun. Das war etwas jedem höfiſchen Brauch durchaus Ungewöhnliches. Jede fremde Prinzeß erhielt ihren Hofſtaat aus den Damen und Herren des Landes, mit deſſen Fürſtengeſchlecht ſie ſich vermählte. Und nun dieſe Ausnahme für Prinzeß Klementine mit der Gräfin Trebra, für die das Verlangen des Großfürſten ſehr ſchmeichelhaft war, und das um ſo mehr, da er das Hoffräulein während ſeiner Brautſchau kaum einer kühlen Beachtung gewürdigt hatte. Das Erſtaunen war daher groß.

Prinzeß Klementine machte Ingrid von dem ausdrücklichen Wunſche ihres Verlobten Mitteilung: „Ich bin glücklich, du Liebe! Glücklich aus zweifacher Urſache. Die erſte iſt, daß ich dich bei mir behalten darf: meine erſte, meine einzige Freundin; die zweite, daß der Großfürſt mit ſolchem feinen Verſtändnis einen heimlichen Wunſch erriet, deſſen Erfüllung unmöglich ſchien. Es iſt dies der größte Beweis zärtlicher Aufmerkſamkeit, den er mir bisher gab. Nun glaube ich wirklich, ich darf hoffen, geliebt zu ſein.“

„Zweifelteſt du daran?“

„O, Liebe, Liebe! Es kommen Augenblicke, wo ich — du begreifſt. Aber es waren nur Augenblicke. Eigentlich kam ich noch gar nicht zur Beſinnung. Wie ſollte ich auch,

überwältigt, wie ich immer noch bin. Also du begleitest mich; du bleibst bei mir; bleibst auch in dem neuen Leben mein Schutz und Schirm, meine Freundin und Schwester."

Da sagte es denn Ingrid: „Unsre Wege trennen sich. Ich muß andre Wege gehen."

„Du verlässest mich, gibst mich auf, wirst mir treulos?"

„Gewiß nicht."

„Wenn du des Großfürsten Wunsch, wenn du meine Bitte nicht erfüllst, so wirst du mir ungetreu!"

„Ich muß tun, wozu meine Natur mich treibt; muß einen Wirkungskreis suchen, meiner Natur gemäß. Arbeiten muß ich, lernen. Unermüdlich arbeiten, unentwegt lernen! Ich will eine Arbeiterin des Lebens sein, keine das Leben Genießende. Und sollte mein Weg durch Öden führen; sollten Disteln und Dornen meine Seele zerreißen — je mühseliger mein Lebensweg sein wird, um so unaufhaltsamer will ich ihn schreiten, einem bestimmten, großen Ziele zu."

„Welchem Ziele?"

„Dem Ziele, zu stützen, zu helfen, zu wirken. Der Name ist gleichgültig."

„Und deine Eltern? Was werden deine Eltern sagen?"

„Sie werden mich nicht verstehen, verstanden sie mich doch nie. Das muß getragen werden. Verkenne nur du mich nicht."

Ihre Bitte war vergeblich. Prinzeß Klementine erkannte nur den Treubruch, den sie als Verrat empfand.

Auch das mußte getragen werden.

⊕ ⊕ ⊕

Ingrid nahm für einige Tage Urlaub. Sie wollte nach Hause, um ihren Entschluß den Eltern mitzuteilen, der Großmutter-Exzellenz. Sie wußte, was ihr bevorstand. Es mußte durchgekämpft werden.

Volle Sommerpracht war's, Erntezeit. Als der Wagen sie von der Station abholte und langsam den Schloßberg hinauffuhr, lag des Landes Segen in reifen Getreidefeldern

unter ihr ergossen, eine vom Winde bewegte goldige Ährenflut. Über ihr erschallte Lerchenjubel, bei diesem Sommergottesdienst das Hallelujah von Muter Erde. . . .

Die Tochter des Hauses wurde von den Eltern etwas kühl, von der Exzellenz sehr grandios empfangen: „Wir sind erstaunt, dich hier zu sehen. Kannst du so leicht Urlaub erhalten? Gerade jetzt! Deine Prinzeß macht eine brillante Heirat. Alle Welt wundert sich darüber. Wir hoffen sehr, dich am Schweriner Hof placieren zu können. Dein Vater tat bereits alle Schritte."

„Ohne mich zu fragen?"

„Wie meinst du . . ."

„Ich meine, ihr hättet mich zuerst fragen können."

Die Exzellenz ließ ihre Häkelei sinken (ein Schal aus mausgrauer Wolle für die Weihnachtsbescherung) und schien auch jetzt nicht zu verstehen, was ihre Enkelin meinte. Auflehnung gegen den elterlichen — gegen den großmütterlichen Wunsch und Willen konnte es nicht sein. Es wäre einer Empörung gleichgekommen. Was meinte das Kind eigentlich damit?

Ingrid sagte — und sie sagte es vollkommen gelassen: „Ich kam zu euch, um euch mitzuteilen, was ich über meine Zukunft beschloß."

Ihres Vaters bange Ahnung erfüllte sich. Der Graf warf einen erschreckten Blick auf seine Mutter, einen beschwichtigenden auf seine Frau. Die Exzellenz glaubte entschieden, nicht recht gehört zu haben. Sie wiederholte den seltsamen Satz: „Du willst uns mitteilen, was du über deine Zukunft beschlossest?"

„Ja, Großmutter."

„Du ‚beschlossest'? Einfach du ‚beschlossest'? Darf ich fragen, was die Gräfin von Trebra über ihre Zukunft beschloß?"

„Gewiß, Großmutter."

„Nun?"

„Ich werde den Hofdienst verlassen, werde in Berlin

mein Lehrerinnenexamen machen. Zunächst aber und vor allem das Abiturium."

Es war ausgesprochen! Vollkommen gelassen, wie etwas Selbstverständliches. Mit diesen wenigen ruhigen Worten stieß das junge Mädchen alles um: Erziehung, Tradition, Familie, Elternsorge, Elternliebe — die ganze Zukunft, das ganze Leben, sie, eine Gräfin von Trebra.

Ingrids Mutter begann zu weinen und ihr Vater geriet außer sich. Die Exzellenz bewahrte Haltung und Würde. Ebenso gelassen, wie ihre Enkelin sprach, erwiderte sie dieser: „Du wirst uns gestatten, deine Ansicht von deinem ‚freien Wunsch und Willen' nicht zu teilen. Ganz und gar nicht. Selbst wenn du es nicht gestatten solltest, werden wir uns erlauben, anders über dich zu bestimmen. Du wirst nicht den Hofdienst verlassen, wirst also nicht nach Berlin gehen, sondern Hofdame Ihrer königlichen Hoheit werden und deinen Eltern für ihre große Sorge dankbar sein — auf mich kommt es nicht an."

Der Graf sagte, seine Frau und er betrachteten die Meinung seiner ehrwürdigen Mutter als maßgebend. Die Gräfin konnte nur Tränen vergießen. Aber unter ihren Tränen sah sie ihre Tochter an wie in aufdämmerndem Verständnis, wie in stummer Bewunderung: „Das wagst du? Etwas derartig Unmögliches? Du, meine Tochter! Ach, du mein armes Kind! Wie wird dir's ergehen, den Mächten dieses Hauses gegenüber. Und ich kann dir nicht helfen!"

Ingrid antwortete ihrer Großmutter: „Liebe Großmutter, deine Anschauung über das Verfügungsrecht, welches ihr euch über mich anmaßt, kann ich nicht teilen. Ich könnte sagen, ‚leider' nicht teilen. Das wäre jedoch eine Redensart. Ich habe nun einmal andre Anschauungen. Diese könnt ihr verurteilen, müßt ihnen jedoch Berechtigung zugestehen. Ich sage euch das in aller Ruhe und mit aller euch schuldigen Ehrerbietung."

Der Graf fuhr auf: „Wie wagst du dein Benehmen zu nennen? Sogleich entschuldige dich; sogleich nimm deine

durchaus unſtatthaften Reden vor deiner Großmutter und uns Eltern zurück."

„Das hieße meine Überzeugung verleugnen, was ihr von mir nicht verlangen werdet."

„Deine Überzeugung! Du haſt keine andre Überzeugung zu haben, als wie ſie ſich mit deiner Erziehung und deinem Stande verträgt."

Ingrid lächelte. Ein unſäglich ſchmerzliches Lächeln war's, welches um den jungen Mund aufzuckte und ſogleich wieder verſchwand. Mit tiefem Ernſt ſagte ſie: „Ich muß euch, ihr Guten, wehe tun. Aber ich kann mir nicht anders helfen. Ich kann nicht, verehrte Großmutter, liebe Eltern. Ihr werdet mich nicht verſtehen. Ihr könnt mich nicht verſtehen! Das iſt für mich vielleicht das Schmerzlichſte: daß wir nicht zu einander gelangen können, daß Abgründe zwiſchen uns liegen. Ich will nicht zu euch hinüber, und ihr könnt nicht herüber zu mir. Daß ihr nicht könnt, verſtehe ich nur zu gut. Ich verſtehe, daß ihr auf eurer Seite bleiben, daß ihr bei euren Anſchauungen beharren müßt; verſtehe, daß ihr mich nicht verſteht, und ich euch als die verlorene Tochter erſcheinen muß. Ich fühle euren Schmerz darüber und ihr tut mir unendlich leid. Aber ich kann uns allen nicht helfen."

Die Großmutter erwiderte: „Wir bedürfen deiner Hilfe ſo wenig wie deines Mitleids. Es iſt noch niemals geſchehen, daß wir des Mitleids bedurft hätten, und gar des Mitleids einer Tochter des Hauſes."

Ingrid rief ſchmerzlich: „So bemitleidet denn mich! Eure Tochter bemitleidet! Weil ſie nicht zu euch gelangen kann; weil ſie ihre Arme vergeblich nach euch ausſtreckt und um Verſtändnis bittet. Nur um Nachſicht, Schonung, Duldung. Ich bin euer Kind. Aber ich bin auch ein Kind meiner Zeit. Ich ſelbſt habe mich wahrlich nicht dazu gemacht. Ihr tatet alles, um die ſcharfe Luft dieſer großen, dieſer herrlichen Zeit von mir abzuſchließen; ließet mich in eurer Atmoſphäre aufwachſen, die meine Lebensluft ſein ſollte. Sie iſt es nicht, wird es niemals ſein. Der Geiſt der Zeit

erfaßte mich in der Enge, in der ihr mich gebannt hieltet. Ich ſollte denken, empfinden, handeln, wie ihr denkt, empfindet, handelt. Das hat gewiß ſeine Berechtigung; aber — ich kann, kann, kann nicht! Jetzt verzeiht ihr mir nicht, daß ich den Kreis, den Geburt, Familie, Stand um mich zog, ſprengen will; daß ich hinaustreten und frei ſchreiten will: meinen eigenen Lebensweg! Ich ſchreite ihn erhobenen Hauptes, den Blick feſt auf mein Ziel gerichtet: Arbeit, Tätigkeit, Wirken. Ihr wollt, ich ſoll keine andre Welt kennen als die eure; ich ſoll die Grenzen einhalten, die dieſe Welt euch ſteckt, ſoll mich mit gefeſſelten Füßen, gefeſſelten Geiſtes in eurem Kreiſe bewegen. Weil ich hinaus und vorwärts ſtrebe, bin ich für euch eine Übeltäterin. Aber was beklage ich mich? Ich bin nur eine von den Töchtern, die heute bei den Ihren vergeblich Verſtändnis ſuchen. Wir könnten zu euch in heißem Flehen unſre Hände erheben, und ihr würdet auch darin nur eine Poſe erblicken. Alſo erſpare ich euch, euer Kind in ſolcher Demut vor euch ſtehen zu ſehen."

Die Großmutter ſagte: „Daran tuſt du recht. Und recht tuſt du daran, daß wir ſolche Jugend nicht verſtehen können. Gott ſei Dank können wir das nicht! Es iſt eine Jugend, die ihren Weg über unſre Herzen nimmt. Die unſern ſollſt du nicht zertreten. Sie ſind ſtark genug, dich darüber hinwegſchreiten zu laſſen, deinem Ziele zu, welches die Loslöſung von den Deinen bedeutet. Nicht von dieſen allein! Du löſeſt dich von unſerm Stande, unſerm Namen, unſerm ganzen Sein. Wir haben keine Macht, dich zu hindern und zu halten. Gehe alſo deinen Weg."

Die Gräfin murmelte: „Du bleibſt mein Kind. Mein Kind wird wieder zurückkehren."

„Das wird es nicht. Sieh ſie an, deine Tochter! Wie eine Feindin ſteht ſie vor uns. Und wir haben ſie geliebt, haben ihr Beſtes gewollt, haben ſie jetzt als unwert unſrer Liebe erkennen müſſen, eine Abtrünnige und Renegatin."

Die Stimme der Greiſin hatte den Klang der Unerbittlichkeit.

Ingrids Vater glaubte das Wort gefunden zu haben, welches seine Tochter zur Vernunft bringen würde. Er sprach es aus, nicht ohne Triumph: „Du hast eines vergessen: deine finanzielle Abhängigkeit von deinen Eltern. Ich versage dir zu deinem wahnsinnigen Plane meine väterliche Hilfe. Sie dir zu versagen, ist meine väterliche Pflicht."

Ingrids Mutter wollte sprechen, wollte bitten, wollte wider ihren Gatten sich auflehnen. Ihre Tochter gab es jedoch nicht zu.

„Auch darüber wollte ich mit euch reden. . . . Ich werde Privatstunden geben. Ich verdanke euch eine sorgfältige Erziehung, verdanke euch daher auch die Mittel zu meiner zukünftigen Existenz. Ich bin jung, ich habe Kraft. Im Notfall kann ich entbehren. Seid ruhig, liebe Eltern, verehrte Großmutter — ich werde es nicht nötig haben. Immerhin sollt ihr wissen, daß ich auch auf diesen Kampf mit dem Leben gefaßt bin. Mehr als das: ich freue mich darauf. Wir wären nicht wert, Menschen zu sein, wenn wir nicht Kämpfer sein wollten."

Denselben Tag verließ Ingrid ihr Elternhaus. Sie ging den alten lieben Weg den Schloßberg hinab zu Fuß und schaute nicht zurück.

Elftes Kapitel

Bei Hofe herrschte bereits vor der Vermählung viel Leben. In den großen Universitätsferien kam Prinz Andrea; und Ingrid, die ihre letzte Hofdamenzeit absolvierte, hatte die Freude, ihren Jugendfreund im Schlosse zu haben. Das Hoftheater öffnete seine Pforten mit einem Ibsenzyklus und einer Gastin: „Der Jakobe, der Ilmnixe!"

In Ibsen hatte sie sich selbst entdeckt. Sie fühlte sich nicht in ihrer wahren Natur, ein Gretchen zu spielen, eine

Thekla und Julia, Maria Stuart und Emilia Galotti. Wie konnte ſich eine derartige Wandlung ſo ſchnell vollziehen? Was war mit ihr vorgegangen? Welche Gewalt hatte Macht über ſie gewonnen? Statt der Idealgeſtalten der Klaſſiker lebte ſie in Nora und der Frau vom Meere; in Rebekka und Hedda Gabler; in keiner Figur des großen Nordländers jedoch mit ſolcher Leidenſchaftlichkeit wie in der Irene. Dieſe wunderſame Geſtalt des Verkündigers geheimnisvoller Frauenſeelen packte ſie mit elementarer Gewalt.

Der Herzog verſtand Ibſen nicht, ließ ihn jedoch aufführen, um dem Zeitgeiſt gerecht zu werden; die Herzogin erklärte ſich gewiſſermaßen offiziell als Gegnerin dieſer „ganzen modernen Richtung", indem ſie die Abſicht ausſprach, keiner Vorſtellung beizuwohnen und den Beſuch des Schauſpiels auch der Prinzeß nicht zu geſtatten, ein Verbot, durch welches Ingrid gleichfalls davon ausgeſchloſſen blieb. Jakobes Gaſtſpiel hatte Prinz Andrea durchgeſetzt.

Prinz Andrea und die Jakobe. — Seit jenem Wintertage geſchah es zum erſtenmal, daß der Prinz zu Theodor von ihr ſprach: „Zwiſchen ihr und mir ſteht es noch immer beim alten: ſie hat mich noch immer nicht geküßt! Ich ſage dir das, weil ich weiß, daß du um ſie noch immer leideſt. Wenn du mich fragſt: ‚Was iſt eigentlich mit euch beiden?' ſo muß ich dir die Antwort ſchuldig bleiben. Sie iſt eben die Ilmnixe, die mich nicht losläßt, der ich verfallen bin. Nixen haben bekanntlich keine Seele — obgleich du das beſſer weißt. Sie erlaubt mir, zu ihr zu kommen, zu ihr zu ſprechen, um ſie zu werben; und — vielleicht wenn ich kein Prinz wäre! Bisweilen bilde ich mir ein, es geſchieht lediglich des Prinzen willen, daß meine ganze Liebesmühe umſonſt bleibt! Weil ich als dummer Bengel ihr ſagte: einmal würde ſie mich doch küſſen! Den Prinzen würde ſie küſſen! Eſel, der ich war! Geſtatte, das Ding bei Namen zu nennen. In dem Mädchen ſteckt etwas, dafür ich den Ausdruck nicht finde. Ein ganzer ‚Ibſen' ſteckt in deiner Freundin Jakobe. Du ſollſt ſie nur Ibſen ſpielen ſehen;

ſo wirſt du vieles begreifen. ... Wie ſtehſt du eigentlich mit der ſchönen Hofdame?"

„Wir ſind gute Freunde, werden es immer bleiben."

Mit großem Ernſt verſetzte der Prinz: „Um dieſe gute Freundin könnte ich dich beneiden."

Theodor, von dem Ton überraſcht, meinte: „Als ich dich damals zu dem Komteßchen brachte, äußerteſt du dich ziemlich kühl. Ich hätte dich prügeln mögen."

„Und wegen meines Beſuches bei der Ilmnixe. Wenigſtens, was das Komteßchen anbetrifft, haſt du jetzt deine Revanche."

Etwas paſtorenhaft lobte der Freund: „Mich freut, daß du dieſe ſtolze und wahrhaftige Seele in ihrem Werte erkannteſt."

Nachdenklich wiederholte der Prinz die rühmenden Worte und ſetzte hinzu: „Meine Schweſter iſt gekränkt, weil dieſe ſtolze und wahrhaftige Seele ſie nicht begleiten und ihre eigenen Wege wandeln will. Da ſiehſt du wieder einmal deutlich, wie wir ſind: fürſtliche Egoiſten in jedem Blutstropfen! Meine Schweſter liebt deine Freundin, achtet ſie wegen der eigenen Perſönlichkeit, die ſie auch bei Hofe blieb; aber ſobald die Gräfin ihre Eigenart der Hoheit gegenüber behauptet, tritt Kühle und Entfremdung ein. So ſind wir alle. Ich bin natürlich um nichts beſſer. Laſſe nur die Gelegenheit kommen und du wirſt ſehen, wie gnädig ich dich eines Tages abſchütteln werde, ſobald du mir läſtig biſt. Ich wundere mich über mich ſelbſt, daß du es noch nicht längſt wurdeſt. Du kannſt das als Kompliment nehmen."

Er wollte dieſe Dinge leichtfertig ſagen, fiel jedoch ſogleich in ſeinen Ernſt zurück.

Dagegen meinte Theodor heiter: „So will ich denn den Augenblick einer huldvollen Abſchüttelung lieber gar nicht erſt abwarten, ſondern mich rechtzeitig ſelbſt aus dem Wege räumen."

„Tue das. Freunde bleiben wir darum doch."

Er reichte dem Jugendfreunde mit demſelben tiefen Ernſt

die Hand, die Theodor einen Augenblick fest in der seinen hielt. ...

Es ward Ingrid nicht gestattet, dem Ibsenzyklus beizuwohnen; aber sie nahm sich selbst die Erlaubnis, die Schauspielerin im Gasthofe zu besuchen — allerdings nicht in der Hofequipage. Zur Prinzeß sagte sie: „Die Jakobe ist meine Landsmännin. Wir entstammen beide dem nämlichen Fleck gesegneter Thüringer Erde: sie an der Ilm, ich über der Ilm! Es würde mir wie ein Verrat an meiner Muttererde erscheinen, wenn ich sie hier verleugnen wollte. Aber ich möchte es Hoheit vorher sagen."

Seitdem sie abgelehnt hatte, die Prinzeß nach Rußland zu begleiten, vermied sie das viel zu vertrauliche Du, was die gekränkte fürstliche Freundin unbeachtet ließ. Sie antwortete ihrem rebellischen Hoffräulein: „Geh zu der Dame und erzähle mir dann von ihr. Ich besitze von solchen Frauenwesen keine Ahnung. Du wirst wissen, daß sie als die Freundin meines Bruders Andrea gilt?"

Ingrid wurde erregt. Sie rief aus: „Das ist Verleumdung! Niemals würde der Prinz seine Geliebte an dem Theater seines Vaters gastieren lassen. Dieses Gastspiel bürgt dafür, daß das Gerücht ihn verleumdet. Überdies ist der Prinz mit Theodor Baumert befreundet und weiß, daß dieser —"

Sie stockte plötzlich.

Prinzessin Klementine meinte nachdenklich: „Der ernsthafte Theologe wäre in die Dame vom Theater verliebt? Denn sie ist ja wohl auch seine Jugendgenossin. Was für eine Welt der Leidenschaften ist es doch. Da lebt man so dahin, ahnungslos von dem allen, vollkommen verständnislos, bis man plötzlich liebt, und auf einmal zu ahnen beginnt. Nur erst zu ahnen! Wie wird es erst sein, wenn man anfängt zu begreifen? Mir bangt davor. Und wenn man liebt, ohne wiedergeliebt zu werden. ... Ingrid, Ingrid! Er liebt mich doch? Du glaubst es doch auch? Es ist ja nicht möglich, daß er mich zum Weibe begehren könnte, ohne mich

zu lieben? Dieſer Mann! Sage mir immer wieder und wieder, daß auch du an ſeine Liebe glaubſt, an das Wunder ſeiner Liebe. Ich will es demütig hinnehmen und dafür Zeit meines Lebens Gottesdienſt halten."

Ingrid ergriff tiefes Mitleid. Sie verſchwieg ihren Unglauben; ſie log. Es ward ihr ſchwer genug. Seit der Verlobung der Prinzeß mußte ſie aus jedem Munde hören: „Wie iſt es nur möglich? Finden Sie eine Erklärung dafür? Niemand begreift es!"

Auf alle dieſe Fragen und Ausrufe gab ſie zur Antwort: „Ich begreife es ſehr wohl. Der Großfürſt iſt eben ein Mann, der den inneren Wert der Prinzeſſin erkannte. Und dann — er weiß ſich geliebt."

Man zuckte jedoch die Achſeln, prophezeite Unheil, flüſterte, lächelte, hatte an dem mit Sicherheit erwarteten Unglück der „armen" Prinzeß ſeine heimliche, mitleidige Freude.

Auf dem Wege zum Gaſthof dachte Ingrid: „Was fiel dir vorhin nur ein? Du ärgerteſt dich ja über das infame Gerücht, wurdeſt förmlich erregt. Was kümmert's dich, ob Prinz Andrea die Jakobe zur Freundin hat? Weshalb ſollte ſie ſeine Freundin nicht ſein? Weil er Theodors Freund iſt? Als ob er danach fragen würde? Und ſie, die Jakobe —. Würdeſt du etwa einen Stein aufheben? Nein. Zur Phariſäerin haſt du kein Talent. Wäre auch noch ſchöner! Wir ſind verlogen genug. Auch das wird beſſer werden. Ich habe ſolchen Glauben daran. Und wenn du es erſt dahin brachteſt, junge Seelen für das Leben zu bilden — wie reich dann dein Leben ſein wird! Ingrid, Ingrid, erkenne, was dir gegeben ward. Und Theodor —"

Auf dem Wege zur Jakobe mußte ſie auch des Freundes gedenken; und eine wahre Flut von Sorge und Schmerz überſtrömte ihr Gemüt. Als ſie ihm die Mitteilung machte: ſie habe ſich von Herkommen und Stand, von Eltern und Vaterhaus gelöſt; ſie wolle lernen, lernen; wolle arbeiten; wolle, wenn es ſein müſſe, kämpfen und leiden, darben und hungern — da bewegte ihn dieſe Nachricht bis zur Erſchütte-

rung. Sie, die Frau, vollbrachte, was er, der Mann, nicht vollbracht hatte, niemals vollbringen würde: um seines Vaters willen niemals! Er erstickte einen Aufschrei, blieb eine Weile unfähig zu reden; sprach dann mit Anstrengung, ihr alles Glück wünschend. Seitdem mied er sie gleichsam in Scham über seine Schwäche. Ingrids ganzes Wesen ward von ihren Zukunftsplänen erfüllt, von guten starken Entschlüssen; alles in ihr drängte sie, davon zu dem Freunde zu sprechen; sie mußte sich gewaltsam zurückhalten, in dem Gefühl: „Du tust ihm weh damit. Es ist, als wolltest du vor ihm mit deiner Willensfreudigkeit und Kraft prunken. Du mußt abwarten, bis er zu dir kommt und dich fragt. Er wird bald kommen."

Jakobe war über den Besuch mehr erstaunt als erfreut: Hofdame und Schauspielerin waren zwei getrennte Welten.

Ingrid sagte mit großer Schlichtheit: „Ich darf dich auf der Szene nicht sehen. Ibsen ist, obgleich er an einem Hoftheater gespielt wird, bei uns noch immer nicht hoffähig. Wenigstens nicht für Prinzessinnen und junge Hofdamen. Ich wollte dich aber doch begrüßen und mit dir von alten und auch von neuen Zeiten plaudern. . . . Du hast dich sehr verändert."

Ingrid betrachtete voll aufrichtiger Bewunderung das schöne Geschöpf, dem etwas Fremdartiges und Geheimnisvolles anhaftete. Sie begriff sofort, daß dieses schlanke Frauenwesen mit dem weißen Gesicht, den lichtblauen Augen und dem düsteren, prachtvollen Haar heiße Leidenschaften einflößen könnte; sie dachte an Theodor, an den Prinzen. . . . Armer Freund! Er war stark geblieben, war als Sieger aus einem Kampf hervorgegangen, dessen Leiden sie nur zu ahnen vermochte. Aber der Prinz —

Und wiederum mußte sie sich fragen: „Was kümmert es dich?" Wiederum schalt sie sich selbst, daß es sie einen Augenblick kümmern konnte.

Jakobe sagte zu ihrem vornehmen Gast: „Von dir habe ich nichts andres erwartet. Die meisten deinesgleichen würden

dieſen Beſuch nicht gemacht, der Geſpielin ſich nicht erinnert haben. Aber du biſt eben nicht wie die andern. Wenn es mir ſchlecht ging — und das war oft der Fall — dachte ich an dich und deine ruhige Kraft, die du ſchon als Kind hatteſt. Oft halfeſt du mir in meiner Not. Dafür danke ich dir heute."

„Du hatteſt ein ſchweres Leben?"

„Ich beklage mich nicht. Das Leben lehrte mich, daß es Leiden ſei. Die Leiden einer Künſtlerin ſind allerdings beſonderer Art: frühzeitige Erkenntnis des Menſchlichen."

Mit erwachender Teilnahme bat das Hoffräulein die Schauſpielerin: „Erzähle mir von dir. Es iſt für mich ſolche fremde Welt, in der du lebſt und wirkſt. Wir ſehen davon nur den Schein, nur den Glanz. Es heißt von dir, du ſeieſt auf dem Wege, Deutſchlands größte Ibſendarſtellerin zu werden. Von Schiller und Goethe zu Ibſen — aus den klaren Lüften Weimars in die nordiſche Nebelnacht, ſolcher Schritt mag nicht leicht ſein. Wie erging dir's damit?"

„Seltſam genug. Anfangs hielt ich nur Goethe und Schiller, nur Shakeſpeare, Kleiſt und Hebbel für große tragiſche Kunſt. Nur dieſer gelobte ich mich an. Noch bin ich ſelbſt erſchüttert über den Treubruch, den ich an ihr und an mir ſelber verübte; noch weiß ich nicht, wie ich ſühnen ſoll. Nicht daß ich jene Herrlichen weniger hoch verehre; aber ich erkenne daneben die neue, große tragiſche Kunſt unſrer Zeit. Und ich erkenne, daß ich als Kind unſrer Zeit dieſer angehöre. Vollends Ibſen. Sieh — ich ſpiele dieſe Frauengeſtalten nicht, ich lebe ſie. Sie ſind alle in mir enthalten; ich brauche ſie nur aus mir hervorzulocken, wie ein Bildhauer ſeine Geſtalten dem Marmor entreißt. Es iſt dabei gar keine Kunſt, mein Erfolg demnach unverdient. Ich kleide mich als Rebekka und fühle: ‚Jetzt bin ich Rebekka!' Als Frau vom Meere; und ich habe nichts weiter zu tun, als auf die Bühne zu treten, die ſofort für mich aufhört, Bühne zu ſein. Es iſt alles ſo einfach. Meine Zukunft liegt jedoch nicht in Weimar, ſondern in Berlin."

„So werden wir uns dort wieder begegnen."

Und Ingrid erzählte von sich: „Lehren, erziehen, junge Gemüter für das Leben bilden: für das Leben der Zeit. Auch meine Schülerinnen sollen Idealistinnen sein; denn auch unsre Zeit hat Ideale. Mir will scheinen, als besäße gerade unsre Zeit die höchsten und reinsten Begriffe vom Leben und Menschlichen. Diese will ich pflegen und entwickeln, wachsen und gedeihen machen. Ich kann dir nicht sagen, wie mir bei dieser Vorstellung zumute ist, vollkommen priesterlich, als hätte ich ein Sanktuarium zu verwalten."

Sie bemerkte in ihrer Erregung nicht, daß Besuch gekommen war: Prinz Andrea in Begleitung von Theodor. Die Eingetretenen hatten Ingrids letzte begeisterten Worte gehört. Theodor ging auf seine Freundin zu und drückte ihr schweigend die Hand, mit einem Blick, der Ingrid ins Herz schnitt: so viel geheimes Leid sprach sich darin aus; der Prinz verneigte sich vor dem zukünftigen Fräulein Lehrerin, wie huldigend, was Ingrid erröten machte.

Mit dem Ernst, der ihn so gut kleidete, sagte er: „Wir sprechen so viel von der neuen Zeit und dem jungen Geschlecht, von Idealismus und Materialismus. Ich bin noch jung, bin überdies ein Prinz, kenne daher Welt und Leben noch weniger als andre. In meiner Unwissenheit will mir jedoch scheinen, daß ihr Frauen es seid, auf denen unsre Kraft, unsre Hoffnung und Zuversicht beruht. Sollten wir jungen Leute jemals aufhören, Ideale zu haben, so werden wir es mit euch zu tun bekommen. Ihr werdet uns die toten Ideale beleben und sie uns als ewige Erhalter der Menschheit vor Augen halten. Es wird dann euer Triumph sein, eine idealloſe Jugend sich demütig zum Ideal bekennen zu sehen, und wäre es auch nur zum Ideal der reinen, edlen Frau."

Er sah dabei Ingrid an, wandte dann seinen Blick von ihr ab, zu Jakobe hin, deren Gesicht bei des Prinzen Worten einen Ausdruck annahm, der etwas an die „Ilmnixe" erinnerte. Sie stand auf und entschuldigte ihre Unhöflichkeit: „Eine Schauspielerin muß so pünktlich sein wie ein Soldat.

TAYLOR INST. OXFORD

Ich habe Appell, muß in die Probe. ... Wenn ich, liebe Ingrid, deinen freundlichen Beſuch nicht erwidere, ſo weißt du, weshalb das nicht geſchieht. Ich möchte dir aber ſagen, daß ich ſeit langer Zeit keine ſolche Freude gehabt habe, wie du mir ſie heute gemacht haſt. Vieles, was die Menſchen mir angetan haben, haſt du heute an mir geſühnt. Ich danke dir, du Reine und Edle."

Nicht ohne Bewegung ſahen die jungen Männer auf die beiden anmutigen Frauengeſtalten, die ſolche Gegenſätze bildeten und dennoch etwas Gemeinſames beſaßen: eine freie und ſtarke Perſönlichkeit. Prinz Andrea erbat ſich von der Schauſpielerin die Erlaubnis, ſie nach dem Theater begleiten zu dürfen.

Jakobe erwiderte nicht ohne Bedeutung: „Sie tun alles, um ſich mit mir ins Gerede zu bringen; denn mich kompromittieren Sie nicht. Von einer Schauſpielerin wird es ſelbſtverſtändlich gefunden, daß ſie eine prinzliche Höflichkeit als Auszeichnung empfindet. Auf mich kommt es alſo nicht an."

Mit etwas erzwungener Heiterkeit verteidigte ſich der Fürſtenſohn: „Mein hoher Herr Vater ließ mir die Wohltat einer bürgerlichen Erziehung angedeihen. Keiner kann ſich daher wundern, wenn ich mich ihrer Vorteile erfreue."

Vor dem Gaſthofe trennten ſich die Paare; die einen ſchlugen den Weg ins Theater, die andern den zum Schloſſe ein. Theodor bekam es über ſich, von den beiden zur Freundin zu ſprechen: „Ich freue mich der Neigung, die Jakobe dem Prinzen einflößt und die viel tiefer zu ſein ſcheint, als ich annehmen konnte. Er iſt ſeitdem ernſter und inhaltsvoller geworden. Ich würde es durchaus verſtehen, wenn ſie ſeine Neigung erwiderte; denn er iſt nicht nur liebenswürdig, ſondern auch liebenswert und wird es mehr und mehr ſein. Aber ich fürchte, er hat es bei ihr durch jene Jugendtorheit verdorben: ‚Einmal wirſt du mich küſſen, weil ich ein Prinz bin!' Jakobe iſt nicht nur ein ſeltenes Talent, ſie iſt vor allem eine ſtolze Seele. Je größere Demütigungen

die vergangenen Jahre ihr brachten, um so stärker entwickelte sich ihr Frauentum. Wir werden an ihr noch unsre Freude erleben."

Er sprach frei und voll herzlicher Wärme: die Freundin durfte wissen, daß er gekämpft hatte; sie sollte jedoch auch seinen Sieg erkennen. Dann drängte es ihn, von ihrem großen Zukunftsplan zu reden.

Aber sie bat ihn: „Lasse mich von dir hören; denn mir bangt um dich. Stelle dir vor, wir wären noch die Kinder, die gute Gesellen gewesen, die Freud und Leid treulich geteilt haben. Deine Freude will ich jetzt nicht erfahren, wohl aber dein Leid."

„Es ist immer das alte, mit wenigen Worten genannt: ich bin meines Vaters Sohn, bin der junge Mensch, der den lebendigen Gott sucht, und der, ohne zu finden, seines Vaters Sohn nicht bleiben kann."

„Du willst nicht Geistlicher werden?"

„Doch. Ich will den lebendigen Gott auch als Geistlicher suchen: noch inbrünstiger, noch verzweifelter als jetzt. Ich will ihn suchen in dem Leiden der Menschen, in dem Jammer der Welt, davon ich mich packen lassen will. Aber ich höre auf, Geistlicher zu sein, sobald ich zur Erkenntnis gelange, den lebendigen Gott auch als sein Diener nicht gefunden zu haben."

„Es würde deinem Vater das Herz brechen."

„So muß ich meines Vaters Herz brechen lassen."

Da wagte Ingrid die Frage: „Kann der Gott, den du angstvoll suchst, nicht der Inbegriff alles göttlich Guten auf Erden sein?"

Aber Theodor, der Gottgeschenkte, rief leidenschaftlich: „Ich muß den Gott finden, der seinen Sohn auf die Welt zum Kreuzestod schickte."

„Also suchst du im Grunde genommen den lebendigen Gottessohn?"

„Lebte der Sohn, so muß auch der Vater leben."

„Also l e b t dir Gott! Denn an dem Leben des Sohnes zweifelst du nicht — kannst du nicht zweifeln!"

Ingrid rief es faſt jubelnd, voller Siegeszuverſicht. Ihr Herz krampfte ſich zuſammen, als ſie den Freund mit tonloſer Stimme ſagen hörte: „Darauf will ich dir ein andres Mal Antwort geben.“

Zwölftes Kapitel

Prinz Andrea ließ ſich bei dem Hoffräulein ſeiner Schweſter melden, die ihn in ihrem ſaalähnlichen, mit alten ſchönen Möbeln ausgeſtatteten Wohnzimmer empfing. Er begann ſogleich ohne jede Konvenienz: „Es ſind viele ernſthafte Dinge, die ich Ihnen, Gräfin, ſagen, mit Ihnen beſprechen möchte — ſollten Sie deſſen mich würdigen. Sie glauben nicht, wie ich mich freute, als ich Sie bei unſrer Tragödin traf. Eine andre Dame vom Hofe hätte Ihnen das ſo leicht nicht nachgemacht: beſteht doch immer die rote Schnur, die zwiſchen dieſer und jener Welt gezogen wird. Daß ſie gefallen ſei, iſt eine der vielen Redensarten, womit wir uns zu drapieren ſuchen, um uns ein zeitgemäßes Gewand anzulegen. Aber dieſer Beſuch ſieht Ihnen ähnlich.“

Etwas kühl lehnte Ingrid das Kompliment ab: „Ich werde doch nicht eine Geſpielin verleugnen, weil ſie Schauſpielerin iſt und ich Hofdame bin? Ich bin eine ſchlechte Hofdame, während Jakobe eine außerordentliche Künſtlerin ſein ſoll. Sie muß ſich zu ihrem hohen Beruf mühſelig emporringen, muß einen Dornenweg ſchreiten, während ich nichts getan habe, nichts tue, was irgendwie verdienſtvoll wäre.“

Der Prinz widerſprach eifrig: „Nennen Sie nichts, daß Ihre freie Natur das Hofleben ertrug, ohne ſich nur durch einen Hauch ankränkeln zu laſſen? Nennen Sie nichts, daß Sie meiner Schweſter eine Freundin wurden?“

„Eine treuloſe Freundin, Prinz.“

„Für meine Schwester beklage ich Ihre Treulosigkeit, die eine Treue gegen sich selbst ist; für Sie würde es mir leid tun, hätten Sie meiner armen Schwester die Treue gehalten. Sie müssen Ihr Leben aus einem andern Stoff gestalten, als Sie ihn bei uns finden können."

Auf Ingrid begann die warmherzige Art des Prinzen zu wirken, obgleich sie sich dagegen wehrte.

Dabei fragte sie sich: Weshalb wehrst du dich eigentlich? Freue dich doch, daß dieser Fürstensohn solch echter Mensch ist, deines besten Freundes würdiger Freund! Sie erwiderte daher weniger reserviert: „Ich danke Hoheit für die gute Meinung. Das muß erst alles erprobt und erwiesen werden. Ich meine: ob ich wirklich stark genug sein werde, mir mein eigenes Leben in der Arbeit aufzubauen."

„Sie sind es!"

Überhörend fragte Ingrid mit einiger Befangenheit: „Weshalb nannten Sie Prinzeß Klementine Ihre ‚arme' Schwester? Prinzeß liebt, ist eine glückliche Braut, wird eine glückliche Gattin sein. Auch Sie müssen Ihre Schwester wundersam verändert finden."

Prinz Andrea rief in großer Erregung: „Mir ist dabei unheimlich zumut. Ich kann nicht daran glauben."

„Nicht an die Liebe Ihrer Schwester?"

„Nicht an die Liebe ihres Bräutigams. Ich spreche aufrichtig. Aber zu Ihnen kann ich nur aufrichtig sprechen. Ich wundere mich selbst darüber; doch es ist so. Von Ihnen geht solche Wahrhaftigkeit aus. Zugleich so viel Kraft. Ihnen könnte ich alles sagen."

Wiederum mußte sich Ingrid wehren; wiederum mußte sie des Prinzen allzu große Warmherzigkeit ablehnen: wie kam er dazu, in solchem Tone zu ihr zu reden? Er, der die Schauspielerin liebte, um deren Besitz warb? Seine Wärme hatte für die Hofdame etwas Beleidigendes. Also sagte sie jetzt wieder mit Zurückhaltung: „Ich sehe keinen Grund, an der Liebe des Großfürsten zu zweifeln. Nichts nötigte ihn zu dieser Verlobung. Jedenfalls ist er der Mann nicht,

durch äußere Rückſichten ſich nötigen zu laſſen. Ich beobachtete den Eindruck, den das Weſen der Prinzeß auf ihn machte. Hoheit dürfen beruhigt ſein."

Der Prinz wollte ſich jedoch nicht überzeugen laſſen. Er rief aus: „Ich bin es nicht! Bin es ganz und gar nicht! Der Großfürſt iſt ein berühmter Lebemann. Ein ſolcher ſucht bei den Frauen nicht die Seele; ein ſolcher weiß nichts von der Seele der Frau; will davon nichts wiſſen. Frauenſeelen ſind für viele Männer höchſt unbequeme Beigaben. Wollen doch viele von uns nicht einmal geliebt werden. Beſonders gilt das von den jungen Männern unſrer Zeit."

„Sprechen Hoheit im Geiſte dieſer jungen Männer?"

„Ich? O ich — ich weiß nichts davon; weiß nichts von Liebe. Wie ſollte ich davon wiſſen? Ich bin Prinz; und — als ich noch ein dummer Junge war, glaubte ich: gerade, weil ich ein Prinz bin, würde es mir leicht fallen, geliebt zu werden. Wenigſtens leicht, geküßt zu werden. Letzteres mag ja wohl ſein. Immerhin — nein, ach nein! Ich weiß gar nichts davon. Verlange auch gar nicht danach, etwas davon zu wiſſen. Wozu auch? Es könnte ein Unglück geben! Alſo werden meine jungen Zeitgenoſſen mit ihrer Ablehnung der Liebe ſehr recht haben."

Er wollte leichtſinnig, leichtfertig erſcheinen; ſprach jedoch faſt zu ernſthaft, beinahe ſchmerzlich. Ingrid erregte des Prinzen Meinung von der modernen Jugend. Sie verteidigte dieſe wider die Anklage; denn eine ſolche ſchien es in ihren Augen zu ſein: „Ich kenne nur wenige junge Männer. Wie kommen Hoheit dazu, ihnen eine Fähigkeit abzuſprechen, die ihr höchſter Beſitz, alſo ihr höchſtes Glück ſein ſollte? Nur weil man von einer ‚dekadenten' Jugend reden hört? Dieſe mag ja auch beſtehen: als Abart, eben als Entartung. Aber ſie iſt nicht die Jugend! Jugend iſt Glaube, Begeiſterung — Liebe. Zu glauben, ſich zu begeiſtern, zu lieben, heißt jung ſein. Auch die heutige Jugend iſt jung. Jung ſind Hoheit, jung iſt Theodor, jung bin ich. Alſo läſtern Sie uns nicht; läſtern Sie ſich nicht ſelbſt."

Als Ingrid in des Prinzen erstauntes Gesicht sah — es war ein geradezu verdutztes Gesicht — mußte sie über den Eifer, mit dem sie Jugendadvokatin spielte, lächeln. Das machte die Situation, die ernsthaft zu werden drohte, plötzlich harmlos und heiter. Prinz Andrea fand seine Verdutztheit höchst komisch, und beide waren mit einem Schlage verwandelt in zwei junge Menschen, die nichts anderes waren, nichts anderes wollten, als jung, so recht frühlingsfrisch jung sein! Sie unterhielten sich auf das beste. Jedem ward in der Gegenwart des andern ungemein wohl, geradezu heimlich. Prinz Andrea kam gar nicht mehr dazu, von seinen anderweitigen, verschiedenen kleinen und großen Sorgen zu sprechen, die er dem Hoffräulein hatte anvertrauen wollen. Auch diese beiden trennten sich als gute Freunde. . . .

Wegen des Theaters war die Dinerstunde im Schlosse bereits um sechs Uhr. In drei Viertelstunden mußte serviert sein. Der Kaffee wurde eingenommen, während die höchsten Herrschaften nochmals Cercle hielten; denn es ergingen täglich einige Einladungen. Fünf Minuten vor sieben wurden die Wagen gemeldet. Selbst wegen eines Galadiners durfte man das Publikum nicht warten lassen.

Seitdem Prinz Andrea am Hofe war, herrschte bei den Mahlzeiten ein weniger etikettenmäßiger Ton, den die Erhabenheit der Frau Herzogin nur dämpfen, nicht ersticken konnte. Der Prinz zog Gäste und Chargen ins Gespräch und versuchte dieses möglichst inhaltsreich zu machen, wobei ihm der gute Herzog Hilfe leistete; allerdings einigermaßen schüchtern. Immerhin war bei ihm — wie in allem — die beste Absicht vorhanden. Theodor verhielt sich meistens schweigsam, wurde jedoch häufig, gleichsam aus Opposition, wider Willen in eine Debatte gezogen, gab kurze, kluge Antworten, die den Gegenstand erledigten. Die Herzogin duldete ihn; den Hofleuten war er ein Dorn im Auge, beständig ein Stein des Anstoßes. Dagegen hielt der Herzog große Stücke auf ihn und wünschte seine Anstellung an der Hofkirche. Bereits jetzt wurde dagegen intrigiert. Prinz

Andrea führte mit größtem Freimut Gelegenheiten herbei, wo er aussprechen konnte: „Theodor Baumert ist für uns viel zu gut. Ihr braucht euch daher gar nicht erst zu bemühen, ihn fortzubeißen. Ich selbst sage ihm jeden Tag, es sei für ihn höchste Zeit, aufzuhören, Fürstendiener zu sein. Das sage ich ihm, obgleich er der Freund eines Fürsten ist. Verstehen Sie wohl: sein Freund."

Um so mehr wurden andre seine Feinde. Fast noch unbeliebter bei Hofe war die Gräfin von Trebra. In dieser Dame steckte ein unleidlicher Hochmut! Sie hatte wahr und wahrhaftig abgelehnt, die junge Großfürstin nach Moskau zu begleiten. Wie kam sie eigentlich dazu, daß mit ihr solche Ausnahmen gemacht werden sollten?

Der Prinz sprach Ingrid bei Tafel niemals an. Aber er schien nur zu ihr, nur für sie zu sprechen. Ingrid begriff nicht, wie sie zu diesem Gedanken kam, ärgerte sich über sich selbst, wies die Vorstellung weit von sich, hatte jedoch immer wieder den Eindruck: „Das sagt er nicht den andern, sondern dir; dir allein!" Sie konnte nicht verhindern, sich zu freuen, wenn er etwas Gescheites oder edel Empfundenes sagte; wenn sie seiner Meinung sein konnte. Sehr häufig widersprach sie ihm im stillen und stets mit einer an Leidenschaftlichkeit grenzenden Heftigkeit. Entdeckte sie es, so wurde aus ihrem Ärger über sich selbst heller Zorn.

Wie kam sie dazu, sich so viel mit diesem Fürstensohn zu beschäftigen? ... Doch nur, weil er der Freund ihres Freundes war.

Inzwischen hatte der Ibsenzyklus mit der Gastin vom Hoftheater in Weimar begonnen und war für die kleine Residenz ein theatralisches Ereignis geworden. Mehr als das: eine „Sensation". Ursache davon war jedoch nicht der große Menschenschöpfer aus dem Norden, sondern die Dame aus der Musenstadt an der Ilm. Von Ibsen verstand das Publikum auch hier nicht viel. Es blickte erschreckt zu dem Giganten empor, dessen geheimnisvolle Gestalt für die Leute etwas von dem Tempelbilde zu Sais besaß. Nur

daß sie nicht die mindeste Neigung fühlten, das dunkel verhüllte Bildnis zu entschleiern. Wozu auch? Wenn es ihnen auch keinesfalls die Vernunft kosten würde, so konnte doch die Erkenntnis des Wesens aller jener merkwürdigen Menschen auf der Bühne eine Empfindung von Unbehagen in ihnen auslösen. Also viel angenehmer, sie verstanden nur wenig davon.

Aber die Darstellerin dieser unverständlichen Ibsenfrauen. —

Allein wie sie sich kleidete, war im höchsten Grade seltsam und interessant. Wie konnte man sich eigentlich als Rebekka oder Nora oder Ellida so besonders anziehen? Es waren schließlich bürgerliche Frauen. Nur Hedda Gabler war mehr „Dame". Und diese Schauspielerin wußte schon in ihrer Kleidung das Fremdartige und Unbegreifliche solcher Frauenwesen in frappanter Weise auszudrücken. Dazu ihr weißes Gesicht, ihre lichten Augen, ihr rabenschwarzes Haar — das Publikum sah mehr, als es hörte.

Sie sollte eine „Geschichte" haben. Welche Künstlerin der Bühne hatte keine Geschichte? Dieses junge, seltsam schöne Geschöpf mußte eine ganz besonders interessante Geschichte haben: in der Vergangenheit und in der Gegenwart.

Prinz Andrea. —

Das Publikum wußte also, weshalb die Frau Herzogin nicht erschien. Aber der Herzog? Seinen modernen Anschauungen sah dergleichen ähnlich. Eigentlich hätte das Publikum sich auf die Seite der Herzogin stellen und die interessante Dame ablehnen müssen. Es hätte jedoch den Anschein haben können, als ließe es Ibsen durchfallen; und das wäre ein Zeichen höchster Unbildung gewesen. Denn in Berlin galt Ibsen für eine Art von Messias des modernen Schauspiels; auch in Weimar verstand man den Unverständlichen. Also applaudierte das Publikum lebhaft.

Es applaudierte Ibsen und es applaudierte der Gastin: ihren Toiletten; ihrem weißen Gesicht und dunklem Haar;

ihrer leidenſchaftlichen Darſtellung, darüber auch dieſes Publikum Bühne und Scheinwelt mitunter vergaß.

Von Berlin kam der Leiter eines Theaters, welches den Namen „Ibſentheater" verdient hätte. Der ſeltene Mann war der Prophet des Meſſias. Mit dem Fanatismus des Glaubens verkündete er ſeines Meiſters Werke als Evangelium einer neuen Kunſt.

Der Ibſenapoſtel ſah Jakobe ſpielen und engagierte ſie für ſein berühmtes Theater.

Eine Zukunft voller Ehren und Glanz tat ſich für die Tochter der Wellerin auf.

Es entſtand das Gerücht: Auch Prinz Andrea würde nach Berlin gehen! Im Schloſſe ſollten heftige Auftritte ſtattgefunden haben und der bürgerliche Begleiter des Prinzen ſeines Amtes enthoben worden ſein.

Durch ihn hatte der Prinz die gefährliche Dame kennen gelernt.

Dreizehntes Kapitel

In der nächſten Woche ſollte die Vermählung der Prinzeſſin Klementine mit dem Großfürſten ſtattfinden. Bereits wurden Ehrenpforten errichtet, die Ausſchmückungen der Straßen, die das Brautpaar paſſierte, vorbereitet, Feſtzüge, Feſtkonzerte, Feſtvorſtellungen geprobt.

Oberhofmarſchall und andre hohe Beamte der Hofhaltung hatten ſchlafloſe Nächte wegen der Empfänge, der Rangordnung, Unterbringung kaiſerlicher, königlicher und fürſtlicher Gäſte, wegen Zuſammenſtellung der Menüs und Toilettenbeſtimmungen.

Für die Prinzeſſin-Braut ereignete ſich etwas Unangenehmes: ihre langjährige Kammerfrau war mit einem Hoflakai verheiratet und hatte ihr erſtes Kind. Dieſes erkrankte

an einer schweren Diphtheritis. Also wurden die Eheleute dienstunfähig und mußten — sie wohnten im Palais — von den übrigen Schloßbewohnern getrennt werden. So kurz vor der Hochzeit empfand die Prinzessin das plötzliche Ausscheiden der getreuen Dienerin, die gerade jetzt eine überaus wichtige Persönlichkeit war, sehr schwer. Die Herzogin überließ der Tochter zwar ihre eigene zweite Kammerfrau, und Ingrid erbot sich zur Aushilfe; immerhin kam des Kindes gefährliche Erkrankung in dem erdenklich ungünstigsten Moment.

In einer Dämmerstunde unternahm die Prinzeß in Begleitung ihres Hoffräuleins einen Gang durch den Schloßgarten. Es war ein weicher, melancholischer Herbstabend. Das Laub sank lautlos als ein Regen von Purpur und Gold aus den Wipfeln und von den Zweigen. Das große feierliche Schweigen in der ihren Tod erwartenden Natur machte die beiden jungen Mädchen nachdenklich und stumm.

Nach langem Umherwandern setzten sie sich auf eine Bank inmitten eines Bosketts hoher Blattpflanzen. Nach einer Weile hörten sie Schritte und Stimmen.

Zwei Kavaliere, die im Schlosse wohnten, kamen daher. Sie konnten die Damen nicht sehen, sprachen lebhaft und laut. Der eine sagte: „Der Großfürst soll längst bitter bereuen. Das war allerdings vorauszusehen. Mich wundert nur, daß er die Verlobung nicht gelöst hat. Ein schicklicher Vorwand wäre schließlich zu finden gewesen."

Ingrid wollte aufstehen, wollte sprechen. Eine gebieterische Gebärde der Prinzessin hielt sie zurück. Diese raunte ihr zu: „Laß mich hören! Laß mich wissen!"

Ingrid mußte gehorchen.

Jetzt sprach der zweite: „Erfuhren Sie durch Ihren Gewährsmann auch, wie der Großfürst überhaupt zu dieser unsinnigen Verlobung kam?"

„Mein Moskauer Freund behauptet, dem Großfürsten hätte imponiert, daß die Prinzeß bei dem ersten Diner unter seinen Augen ihren Hermelin fallen ließ und vor ihm

ihre Schulter entblößte: solche Handlungsweise zeugt von einer großen Seele, und er befand sich gerade in der Stimmung, eine große Seele zu suchen."

„Es war eben eine Stimmung."

„Die er jetzt teuer bezahlen muß."

„Ich denke mir, er wird sich zu trösten wissen. Und das bei Frauen, die andre Vorzüge besitzen, als große Seelen zu haben."

„Schade, daß die schöne Gräfin die arme Großfürstin nicht begleitet."

„Schade für die Großfürstin oder für Seine kaiserliche Hoheit?"

„Sie soll auf den hohen Herrn starken Eindruck gemacht haben."

Die beiden lachten. Von allem Erniedrigenden und Furchtbaren war dieses Lachen der Kavaliere das Erniedrigendste und Furchtbarste; und das für beide Frauen.

Endlich gingen sie vorüber. . . .

Die Frauen regten sich nicht. Ihnen war zumute, als würden ihnen die Glieder nicht gehorchen, wenn sie versuchten, aufzustehen und eine Bewegung zu tun. Also verharrten sie bewegungslos, sprachlos.

Dann aber dachte Ingrid nicht mehr an den ihr zugefügten Schimpf, sondern nur noch an die junge, liebende, gläubige Seele, deren Liebe und Glauben vernichtet war: „Was wird sie beginnen? Wie kann ich ihr beistehen in ihrer Not? Ich vermag nichts, nichts! . . . Und sie? Sie wird ihre Zuflucht zu ihrem Vater nehmen, und der Herzog wird auch diesmal versagen. . . . Ihr Bruder! Ich muß mit ihrem Bruder reden; ihr Bruder muß helfen. . . . Aber ihr Stolz bleibt gebrochen; ihr Glück bleibt vernichtet. Es gibt keine Hilfe für sie."

Die Prinzessin stand auf. Sie konnte sprechen: „Wir wollen ins Haus gehen."

Ingrid stammelte: „Liebe, Liebe! Wie stark du bist! Ich bewundere dich, blicke zu dir empor."

Die Prinzeſſin antwortete: „Ich werde nicht zu meinem Vater gehen; du wirſt nicht mit meinem Bruder ſprechen.“

„Woher weißt du . . .?“

„Ich weiß. Und ich weiß, daß ich etwas andres finden muß.“

„Was? Was?“

„Ja, was? Ich muß es finden. Ich muß es ſehr bald finden. Heute noch.“

„Du biſt ſo unnatürlich ruhig!“

„Findeſt du? Ich finde, alles iſt ſo natürlich. Auch, daß alles ſo kam. Wie hätte er mich lieben können? Mich? Denke doch: mich. Ich imponierte ihm. Hörteſt du? Weil ich ihm meine Mißgeſtalt zeigte. Aber dann. Ich meine, als er zur Erkenntnis kam. Er hätte ſchließlich einen ſchicklichen Vorwand finden können, die unſinnige Verlobung mit der Mißgeſtalteten zu löſen. Du hörteſt ja doch? Er tat es nicht. Iſt das nicht edel, bewundernswert, herrlich? Er iſt ein edler Menſch, ein herrlicher Mann. Aus Mitleid. . . . Verſtehſt du, was das heißt? Aus Mitleid löſte er die Verlobung nicht! Er würde das Opfer dieſer Heirat ſein, was ſonſt gewöhnlich wir Frauen ſind. O, Lieber, Lieber, du Lieber! Du mußt wiſſen, daß ich ihn immer noch liebe: unſäglich, unſinnig. . . . Eine unſinnige Verlobung. Sagte der Herr nicht ſo? Du verſtehſt, daß ich ihn von dieſem Wahnſinn erlöſen muß — ihn von mir erlöſen muß. Nur weiß ich noch nicht, wie, wie, wie? Keine Frau darf vom Manne Mitleid dulden; keine ſtolze Frau. Sie braucht durchaus keine Prinzeß zu ſein; kann eine Proletarierin ſein. . . . Mitleid! Wenn du wüßteſt, was dieſes Wort aus mir macht. Ich ſoll ja wohl eine große Seele haben? Er, den ich unſinnig liebe, entdeckte ſie in mir. Alſo muß meine große Seele ihn von ſeinem Mitleid und mir ſelber befreien. . . . Sprich nicht zu mir. Kein Wort! Wir müſſen ins Haus. Es iſt höchſte Zeit, uns umzukleiden. Inzwiſchen wird mir gewiß etwas einfallen. Ich meine — komm, komm!“

Sie ging Ingrid voraus. . . .

Die neue Kammerfrau half der Prinzessin bei der Toilette und wurde gefragt: „Wie geht es dem Kinde von Agnes?"

„Sehr schlecht, Hoheit."

„Doch nicht hoffnungslos?"

„Hoheit, das Kind ist vor einer Stunde gestorben."

„Oh!"

„Das Kind hat es gut."

„Sie meinen: tot sein sei besser als leben?"

„Für viele gewiß. Wer weiß, was es alles hätte leiden müssen. Jetzt ist es gut aufgehoben. Aber die Mutter. Wegen der Ansteckung soll die Leiche fortgeschafft werden. Die Mutter ist jedoch wie unsinnig. Jetzt läßt man ihr das Kind, bis es Nacht wird, bis die Mutter einschläft."

„Arme Agnes. Aber das Kind ist wohl aufgehoben, sagten Sie. Es ist ein Mädchen, nicht wahr?"

„Jawohl, Hoheit. Solch süßes Geschöpf!"

„Wäre es nicht gestorben, sondern groß geworden, so hätte es gewiß einen jungen, braven Mann geliebt, würde es von solchem wiedergeliebt worden sein. Glücklich hätte es gemacht, glücklich wäre es gewesen."

„Ach, Hoheit!"

„Sie meinen?"

„Das sind solche Sachen. Es gibt so viel Leiden. Und was das Lieben und Glücklichsein betrifft — welche Frau wird geliebt, welche Frau ist glücklich? Wir müssen es auch tragen."

„Müssen wir?"

„Freilich, Hoheit. Aber das sind traurige Sachen, von denen Hoheit nichts wissen: geliebt, wie Hoheit werden; glücklich, wie Hoheit sind."

„Ja, gute Frau Wiesner: geliebt und glücklich — geliebt und glücklich — geliebt und glücklich."

Sie sagte es leise vor sich hin, als spräche sie zu sich selbst; und sie sagte es mit einem seltsamen Lächeln. Dann war

die Toilette beendet; und die Prinzessin begab sich in den „Rubenssaal". Hier versammelten sich die höchsten Herrschaften, ehe der Hoffourier das Diner ansagte und die Fürstlichkeiten unter Führung des Oberhofmarschalls in die Galerie eintraten, wo Gäste und Gefolge warteten und eine kurze Ansprache stattfand.

Während Herzogin und Herzog die Geladenen begrüßten, trat Prinzessin Klementine zu den beiden jungen Kammerherren, die im Schloßgarten die intime Unterhaltung geführt hatten und sich jetzt tief vor der Braut Seiner Kaiserlichen Hoheit verneigten. Ingrid erschrak. Wie eigentümlich die Prinzessin lächelte! Weshalb sprach sie die Kavaliere an? Was würde sie mit jenem seltsamen Lächeln ihnen sagen?

Sie wartete pochenden Herzens, hörte die Prinzessin sprechen, atmete auf.

Die Prinzeß redete von gleichgültigen Dingen. Sie war in ihrer Anrede von solcher feinen Liebenswürdigkeit, wußte so anmutig über irgend etwas Alltägliches, Banales zu plaudern, daß die jungen Herren von der Grazie der Unschönen geradezu betroffen waren, im hohen Grade entzückt über die unerwartete Auszeichnung, die ihnen vor dem ganzen Hof zuteil ward. Beide verstanden plötzlich, wie der Großfürst zu der Entdeckung dieser „Frauenseele" gekommen war.

Übrigens trotzdem —

Bei Tafel fiel allen die Heiterkeit der Prinzeß auf. Weshalb hätte sie übrigens nicht heiter sein sollen? Eine Woche vor ihrer Vermählung mit dem glänzenden Manne, von dem sie sich geliebt glaubte! Heiter war sie seit ihrer Verlobung stets gewesen. Eigentlich unbegreiflich heiter, wenn man bedachte, daß — Aber heute war es eine besondere Art von Freudigkeit: so recht aus dem innersten Wesen heraus. Nur ihr eigentümliches Lächeln. . . . Außer der Gräfin von Trebra bemerkte es jedoch von allen niemand; der Hofdame schnitt die Heiterkeit ihrer Herrin ins Herz.

Da bei Tafel irgend eine intime Angelegenheit niemals

auch nur berührt wurde, so erwähnte man auch nicht das nahe große Ereignis, das die Gemüter aller beschäftigte. Einer der jungen Kammerherren berichtete beiläufig: Aus Moskau habe ihm ein Freund geschrieben, mit welchem Eifer der Großfürst einen Flügel des Palais für seine hohe Gemahlin neu einrichten lasse und daß er sich um das Geringste persönlich bekümmere.

Die Frau Herzogin ignorierte die Bemerkung; aber Prinzeß Klementine hatte dafür einen dankbaren Blick, ein gütiges Wort.

Der junge Herr dachte: „Du Arme! Wenn du wüßtest — Zum Glück ahnst du nichts. Aber — du kannst wirklich recht nett sein!"

Nach der Tafel hielten die höchsten Herrschaften Cercle.

Als Prinz Andrea zu Ingrid trat, sagte sie halblaut: „Ich habe eine Bitte an Hoheit."

Der Prinz war überrascht, schien erfreut. Er fragte: „Was erlauben Sie mir, für Sie zu tun?"

„Mich anzuhören. Ich übertrete damit ein Verbot. Es muß jedoch sein."

„Wenn Sie das sagen, so muß es gewiß sein. Sie können immer nur das Richtige tun; immer nur das Gute. ... Wann darf ich Ihnen morgen meinen Besuch machen?"

Ingrid wollte erwidern: sie bäte noch heute abend! Aber die Prinzessin trat plötzlich zu den beiden und verwickelte ihren Bruder sofort in ein lebhaftes Gespräch. Gleich darauf zog sich der Hof zurück. ...

Ingrid mußte den Prinzen noch heute sprechen! Er allein konnte helfen, und seine Hilfe würde Rettung sein: Rettung vor dieser Heirat. Was folgte darnach? Wenn die Unvermählte die Kraft nicht besaß, das „darnach" zu ertragen? Und — sie würde diese Kraft nicht besitzen, zu Tode getroffen, wie sie war. Immerhin mußte es versucht werden.

So bat denn Ingrid ihren guten Freund Theodor, dem Prinzen zu sagen: sie erwarte seinen Besuch noch diesen Abend.

„Dieſen Abend iſt der Prinz bei dem Staatsminiſter.“

„Alſo, wenn er von dem Miniſter zurückkommt.“

„Ich ſehe ihn heute nicht mehr.“

„Du mußt ihn ſehen, mußt ihm meinen Auftrag beſtellen.“

„Was haſt du ſo Wichtiges mit dem Prinzen?“

„Frage nicht; vertraue mir!“

„Das weißt du. . . . Es kann Mitternacht werden, ehe der Prinz zurückkommt.“

„So erwarte ich ihn nach Mitternacht.“

„Ingrid!“

„Du kannſt den Prinzen zu mir führen.“

„Du mißverſtehſt mich.“

„Mein guter Freund, nein. Aber komme auch du zu mir. Wir werden auch deiner bedürfen.“

„Ich frage nicht und komme.“

Als Ingrid etwas ſpäter zur Prinzeſſin wollte, meldete ihr die neue Kammerfrau: „Hoheit laſſen gnädige Gräfin ſagen: Hochdieſelben bedürften Ihrer heute abend nicht mehr. Hoheit ſind müde, haben ſich für den Tee bei den höchſten Herrſchaften entſchuldigen laſſen und ſich in ihr Schreibzimmer begeben.“

„Prinzeß befindet ſich doch nicht unwohl?“

„Durchaus nicht. Im Gegenteil. Hoheit haben zu ſchreiben.“

„Jedenfalls frage ich noch einmal nach.“

„Soll ich Hoheit das ausrichten?“

„Nein. . . . Sie bleiben doch hier?“

„Hoheit befahlen: ich ſollte einſtweilen auf mein Zimmer gehen. Wenn Hoheit mich für das Auskleiden brauchen, werden Hochdieſelben läuten. Gnädige Gräfin können wirklich unbeſorgt ſein: Hoheit befinden ſich außerordentlich wohl.“

„Gute Nacht alſo.“

Sie nahm ſich jedoch vor, nach einiger Zeit wiederzukommen und dann zu bitten, noch etwas bleiben zu dürfen.

Als die Prinzeß die Kammerfrau fortgeſchickt hatte, wartete ſie eine Weile. Dann verließ ſie ihre Wohnräume. Die Lakaien, denen ſie begegnete, glaubten ſie auf dem Wege nach den Gemächern der Herzogin. Sie aber ſuchte jenen Teil des Schloſſes auf, den die verheiratete Dienerſchaft bewohnte. Hier war ſie niemals geweſen. Sie ſuchte nach jemandem, der ihr Beſcheid ſagen konnte, ſchritt ſuchend weiter, hörte hinter einer Tür weinen und ſchluchzen.

Hierher hatte ſie gewollt; und es war gut, daß ſie niemand zu fragen gebraucht hatte.

Sie trat ein.

„Agnes! Arme Agnes! Arme Mutter!“

„Hoheit! Hoheit kommen zu mir? Wie gütig Hoheit ſind! Mein Kind! Mein ſüßes, liebes Kind! Noch vor drei Tagen geſund. So luſtig, ſo zärtlich! Noch vor drei Tagen! Und jetzt. — Sehen Hoheit, wie es daliegt: ſtill und ſtarr! Nie wieder ſoll ich ſein helles Stimmchen hören; nie wieder kann es nach mir ſeine Ärmchen ausſtrecken! Nie wieder, nie wieder!“

Und die Mutter weinte, weinte —

„Litt das Kind ſehr?“

„Sehr, ſehr. Es iſt eine ſchreckliche Krankheit.“

„Du biſt ganz allein bei deinem toten Kinde?“

„Mein Mann ging ſoeben erſt fort. Sie wollen mir mein Kind heute noch fortnehmen: ins Leichenhaus, zu andern Toten. Mein Mann will noch einmal verſuchen, daß ſie mir mein Kind laſſen.“

„Gibt es denn keine Mittel gegen dieſe Krankheit?“

„O doch. Sie gaben meinem Kinde ein Mittel, welches oft hilft. Meinem Kinde half es nicht. Andre Kinder werden dadurch gerettet — mein ſüßes Kind ſtarb.“

„Alſo es gibt ein Mittel. . . . Aber es hilft nicht immer. Wenn die Krankheit ſehr ſchwer, ſehr ſchrecklich iſt, hilft es nicht. . . . Ob man wohl machen kann, daß das Mittel nicht hilft?“

„Ach Hoheit —“

„Gute Agnes; arme Agnes!“

Die Mutter klagte: „Nicht einmal küſſen darf ich mein liebes Kind.“

„Ach, Agnes! Nicht einmal küſſen? Weshalb wehren ſie dir das?“

„Ich mußte es meinem Mann geloben; ſonſt hätte er mir das Kind keine Stunde gelaſſen. Mein Mann liebt mich ſehr.“

„Wie ſchön das iſt; wie glücklich du biſt. Verzeih. Ich meine, wie glücklich du ſein könnteſt.“

„Mit meinem Kinde iſt alles Glück tot für mich.“

„Du wirſt ja doch geliebt; du liebſt ja doch. Denke doch nur: g e l i e b t w i r ſ t d u!“

„Wenn ich mein Kind nur ein einziges Mal küſſen könnte. Nur ſeine Händlein! Seine armen kleinen Händlein, die es nie mehr rühren kann. Aber ſie ſagen: es könnte auch mein Tod ſein.“

„Wenn du dein Kind küßteſt?“

„Und ich darf nicht auch krank werden; darf nicht auch ſterben! Aus Liebe zu meinem Mann darf ich nicht. Sonſt — o ſonſt! ... Was tun, Hoheit? Um Himmels willen, Hoheit! Hinweg von dem Kinde! Hinweg! ... Gott, was haben Hoheit getan?“

„Ich habe dein Kind geküßt.“

„Auf den Mund haben es Hoheit geküßt! Wieder und wieder und wieder!“

„Du wirſt es keinem ſagen: keinem. Auch nicht deinem Manne. Du mußt es mir bei deinem toten Kinde geloben.“

„Hoheit, Hoheit!“

„Gelobe mir's.“

„Bei meinem toten Kinde —“

„Es ſoll an mir einen großen Liebesdienſt tun. Bete mit mir, daß es dieſen an mir tut. Denn ſonſt — Agnes, gute Agnes! Liebe deinen Mann, laſſe dich von ihm lieben, ſei glücklich.“

Sie ging. Auch jetzt begegnete ihr niemand auf dem

Wege, der — darum wollte sie beten — ihr Todesweg werden sollte. . . .

Als Ingrid in ihrer Angst noch einmal kam, fand sie ihre Herrin noch auf und an ihrem Schreibtisch.

Die Prinzeß war womöglich von noch größerer Ruhe und Heiterkeit. Auch war jenes seltsame Lächeln einem natürlichen Ausdruck stiller Freude gewichen. Sie sagte: „Ich schreibe an den Großfürsten. Es wird der letzte Brief sein, den er von mir empfängt. Ich muß schon nach Berlin adressieren. Ich wollte meinem Bräutigam noch einmal sagen, wie ich ihn liebe, wie ich ihm danke, wie glücklich ich sein werde. . . . Sage mir auch jetzt nichts! Er hat einmal für einen kurzen Augenblick meine Seele geliebt und soll hören, daß er der Glanz meines Lebens gewesen. . . . Gute Nacht, Liebe, du Liebe! . . . Nein, küsse mich nicht."

⊕ ⊕ ⊕

Gerade als Prinz Andrea am nächsten Tage von seinen Eltern die Auflösung der Verlobung seiner Schwester mit dem Großfürsten fordern wollte: eine Woche vor der Vermählung, machte ihm Theodor verstörten Gesichts die Mitteilung: „Die Prinzeß ist über Nacht schwer erkrankt. Aber gewiß ist noch Hoffnung."

Es durfte jedoch keine Hoffnung sein!

„Denn sonst —"

Dritter Teil

Buch des Vollbringens

Erſtes Kapitel

Als hinter Theodor die Tür ſich ſchloß, ſtand er wie in Betäubung. Ihm war zumute, wie wenn er einen Schlag empfangen habe, der ſein innerſtes Leben traf: Wegen „unſittlichen Lebenswandels" ward ihm, dem jungen Hilfsprediger, von ſeiner oberſten Behörde nahegelegt, um ſeine Entlaſſung einzukommen. Vielmehr: gefordert ward es von ihm; widrigenfalls man ihn ſeiner Stellung enthob — mit Schanden. . . .

Paſtor Emanuel Baumerts Sohn mit Schanden!

Wie hatte das geſchehen können? . . . Und wegen „unſittlichen Lebenswandels"!

Er hätte ſich verteidigen, ſich rechtfertigen können; hätte erklären können —

Was erklären? Daß ſein Lebenswandel ſittenrein ſei? Das erſt erklären!

Kein Wort hatte er auf die ungeheuerliche Beſchuldigung erwidert; aufrecht war er vor dem Herrn geſtanden; hatte ihm aus klaren Augen feſt ins Geſicht geſehen; hatte bis zum letzten Augenblick ſeine freie Haltung bewahrt; hatte gelaſſen erwidert: Er würde um ſeine Entlaſſung als Hilfsprediger der . . . Kirche — ſie lag im Südweſten Berlins — einkommen! Sofort! Nicht nur das. Er würde ſofort ſeinen Austritt aus dem geiſtlichen Berufe überhaupt melden. Nachdem ihm darin derartiges angetan ward: eine ſolche Beſchimpfung! Bis hieher und nicht weiter. Nicht um einen Schritt! Er war zu Ende. Er konnte ſeinem Vater nicht helfen; Paſtor Emanuel würde an ſeinem Sohne verzweifeln, aber ſein Sohn konnte nicht anders.

Es kam wieder Leben in ihn. Mit ſchweren Schritten ſtieg er die Treppe hinunter, ging durch den Flur, verließ das Haus.

Nun ſtand er draußen in der herbſtlich nächtlichen Straße, inmitten der toſenden Fluten der Großſtadt.

Was nun?

Seinen Weg fortſetzen; unterwegs zur Beſinnung kommen. Das übrige würde ſich finden.

Was hatte der Herr zu ihm geſagt: „Uns wurde verſchiedentlich angezeigt, Sie lebten in ſträflicher Gemeinſchaft mit einem jungen Mädchen. Sie, ein evangeliſcher Geiſtlicher! Die Gemeinde nimmt Anſtoß an Ihrem Lebenswandel. Es gingen uns deswegen Klagen aus Ihrer Gemeinde zu.“

Die Gemeinde hatte Theodor Baumert bei ſeiner Behörde angezeigt. Denunziert hatte man ihn: verleumdet! Und er hatte verſucht, hatte mit ehrlichem Wollen, mit ſeinen beſten Kräften verſucht, ſeiner Gemeinde ein guter „Seelenhirte“ zu ſein — ſo lautete ja wohl das ſchöne Wort? Freilich ein Seelenhirte nicht in dem gewöhnlichen, lediglich kirchlichen Sinne des Wortes, aber doch in einem beſten, einem höchſten Sinne. Und dann war aus ſeiner Gemeinde eine derartige Anklage gegen ihn erhoben worden.

„Wer iſt das Mädchen, welches Ihren Lebenswandel teilt?“ war er gefragt worden. Er hatte nicht geantwortet; hatte dem Herrn nur feſt in die Augen geſehen.

„Sie geben alſo zu, daß —“

„Ich wiederhole, daß ich um meine ſofortige Entlaſſung, um meine ſofortige Enthebung aus meinem Amte einkommen werde. Ich bin nicht länger Geiſtlicher.“

Er erinnerte ſich nicht mehr, was ihm geſagt wurde. Wahrſcheinlich redete man ihm ins Gewiſſen. Vielleicht ſcharf, vielleicht milde. Ganz gleich, was ihm außerdem geſagt ward — nach dieſem Einen, Ungeheuerlichen. An Theodors Ohr rauſchten die Worte vorüber und ließen in ihm nicht einmal einen Schall zurück.

Er ging weiter; immer noch langſam, mit einer ſeltſamen Schwere in allen Gliedern.

Die Straßen füllte Gewimmel, ſo daß er häufig ſtehen

bleiben mußte, um die Menge der eilig vorwärts Drängenden vorüberzulaſſen. Keiner nahm Rückſicht auf den andern. In ſeiner augenblicklichen Stimmung erſchien Theodor das Treiben der Großſtadt wie ein Bild des Lebens ſelbſt. In dieſem Leben dachte jeder nur an ſich: vorwärts, vorwärts, auf beſtimmtem Wege, einem Ziele zu! Wer dieſem Ziel ſich entgegenſtemmte, wurde beiſeite geſtoßen. So mußte es ſein. Es war der Trieb der Selbſterhaltung, war — eben das Leben. Und er ſelbſt? War er ſelbſt beſſer als die andern? Er, der nicht für ſich, ſondern für die andern leben wollte: für die Mühſeligen und Beladenen, unter denen er während der letzten Jahre den Gott geſucht hatte: den lebendigen Gott, der in einer Kirche den Ausdruck ſeines Lebens gefunden haben ſollte.

Er blieb ſtehen. Vor ihm fand ein Zuſammenlauf ſtatt. Der Verkehr ſtockte; Polizei erſchien. Was war geſchehen?

Ein Automobil hatte eine alte Frau überfahren. Irgend eine Proletarierin. Sie war tot.

Gewiß geſchah es zum erſtenmal, daß man ſich um ſie kümmerte: für fünf oder zehn Minuten. Dann wurde der Leichnam fortgebracht, und der Strom des Lebens flutete toſend weiter. So mußte es ſein.

Die Überfahrene hatte es ſchließlich beſſer gehabt, als es jene hatten, die unter das Rad des Schickſals gerieten, deren Seelen zermalmt wurden: langſam, langſam; qualvoll, qualvoll.

Das Menſchenleben war ein hundertfach grauſamerer Totſchläger als eines dieſer fauchenden, raſenden Ungetüme, die für Peſſimiſten als Symbol der Zeit gelten: zum eigenen Genuß über Leichname hinweg.

Allmählich kam Theodor wieder zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt: ſeine Umgebung brachte ihn dazu. So chaotiſch und ſinnverwirrend das Straßentreiben war; ſo widerwärtig das Getöſe — es war zugleich raſtloſes Streben, Tätigkeit; war Daſeinsdrang, darin es keinen Stillſtand gab, das Schlaffheit und Ermüdung nicht duldete. Eine durch nichts zu

beugende, ungeheure Kraft lag in dieſem brutalen Leben der Großſtadt, dem nur Müßiggänger und Schwächlinge erlagen.

Und wie — ſchön war dieſes nächtliche Berlin; wie unglaublich phantaſtiſch, geradezu märchenhaft in der Überfülle maleriſcher Eindrücke und phänomenaler Lichteffekte, welche die wallenden Herbſtnebel in allen Formen und Farben durchbrachen. Hoch in den Lüften erſchienen die feurigen Reklamen, über den Straßendämmen ſchlang ſich die Flammenſchrift, ſchwebte in bunter Lohe über den Dächern. Es war Gewinnſucht; war Gier des Gewinns, Konkurrenz — war Erwerb, Tätigkeit, Arbeit.

Immer wieder und wieder dieſes e i n e große Wort, von der Zeit ſelbſt ausgegeben als Loſungswort. In dem Kampf um das Daſein erſchallte tauſendfältig die Parole, und ihr Laut hatte Donnerhall.

Selbſt in ſeiner heutigen ſchweren Stimmung genoß Theodor das Schauſpiel der roten und blauen, der grünen und gelben Flammen. Er befand ſich in der Friedrichſtadt, ziemlich entfernt von ſeiner Wohnung, die in der Nähe ſeiner Kirche lag: im Süden, nahe dem „Kreuzberg". Sollte er ſich ſtehenden Fußes nach Hauſe begeben? Was ſollte er zu Hauſe ſagen? Was Ingrid ſagen?

„Man jagt mich fort, weil man unſre gute Kameradſchaft verdächtigt; weil man nicht glaubt, daß ein junger Mann und ein junges Mädchen beiſammen ſein können, ohne gleich Liebhaber und Geliebte zu werden; weil ſie ſofort an Dinge denken, die ſie unſittlich ſchelten und denen ſie den Namen des Niedrigen geben."

Ingrid!

Seine gute Gefährtin, ſeine tapfere Genoſſin! Wie konnte er den auch ihr zugefügten Schimpf für ſie mildern, wenn es ihm nicht gelingen ſollte, ihr die Urſache der Kataſtrophe zu verſchweigen.

Sie „lebten zuſammen". Das heißt: ſie teilten eine Wohnung mit einer dritten Getreuen im Bunde. Das war

das Fräulein Olga von Schmettau, welches nach dem Tode der Mutter das Pensionat für „Töchter höherer Stände" aufgegeben hatte und auf einem andern Erziehungsgebiete eine Kämpferin und Arbeiterin geworden war: nach eigenem Willen, aus eigener Kraft. Theodor hätte einer hohen Behörde nur zu sagen brauchen: „Da ist ja doch unsre schwesterliche Freundin, das Fräulein von Schmettau, welches für unsre Sittlichkeit bürgen kann."

Nicht ein Wort war seinem Munde entschlüpft, jedes Wort wäre ihm als Selbsterniedrigung erschienen. Unwiderruflich war er — war die Freundin beschmutzt, von dem Atem gemeiner Gesinnung berührt.

Um nicht so bald unter die Augen der beiden lieben Frauen treten zu müssen, machte er einen Umweg: durch die Leipziger Straße über den Potsdamer Platz, bis zur Brücke am Schöneberger Ufer, alsdann den Kanal hinunter. Hier war es nach dem Getöse beinahe still; nach all dem Glänzen und Glühen fast dunkel. Hier konnte er auch denken.

War es wirklich das Infame der Kränkung, das Schändliche der Verleumdung, was diesen gewaltigen Eindruck auf ihn machte? War es nichts Tieferes, Mächtigeres? Er rief sich selbst zu: „Frage dich; erkenne dich!"

Ingrid von Trebra, seine Kindheitsgefährtin, war seine „treue Genossin", seine „starke Kameradin" geworden — er fand immer wieder diesen Namen für sie. Miteinander hatten sie während der letzten Jahre gelebt und gestrebt, gerungen und gelitten, seitdem aus der Hofdame eine Lernende, aus der Gräfin das einfache Fräulein von Trebra geworden war und die Familie dieses Fräuleins von Trebra sich von der zukünftigen Lehrerin und „Volksbeglückerin" nicht gerade losgesagt, aber doch gelöst hatte: Eltern und Geschwister; sämtliche gräfliche Tanten und Oheime, Basen und Vettern, von denen viele in Berlin wohnten, wo jetzt der Graf Trebra von Berg-Trebra im Reichstage saß — unter den Konservativen, den „Agrariern".

Jugendfreundin — Genossin — Kameradin —

Nicht mehr als das? Nur Genoſſin und Freundin? Was hätte ſie ihm „mehr" ſein ſollen?

Als ob es immer ſein mußte, daß zwei junge Menſchen in ſolcher Lage Liebender und Geliebte wurden? Es war der nämliche Gedanke, der ihn noch vor einer Stunde mit Empörung erfüllt hatte, als er ſchweigend und ſtolz dem geiſtlichen Herrn gegenübergeſtanden war. Theodor Baumert hatte ſeine kindiſche Jugendliebe gehabt und ſie ſchweigend und ſtolz zu Grabe getragen — wie das mit einer erſten, den Erdenhimmel erſchließenden Liebe das Gewöhnliche iſt. Und er hatte geglaubt — auch wie es ſo das Gewöhnliche iſt —, daß er nach dieſer erſten Liebe niemals eine zweite, eine „letzte" Liebe würde empfinden können. Unmöglich! Der Menſch liebt nur ein einziges Mal. Und nun plötzlich — Wie konnte es nur geſchehen, daß er plötzlich etwas fühlte; etwas, wofür er den Ausdruck nicht fand, das ſo machtvoll war, daß es ihn überwältigte?

Als heute eine rohe Hand in ſein geheimſtes Inneres griff, war es plötzlich über ihn gekommen: Empörung, Schmerz und jene dunkle Macht, die jetzt in ihm rang, Bewußtſein und Erkenntnis zu werden.

Die Niedrigkeit der Menſchen hatte ſein freundſchaftliches Verhältnis zu Ingrid angegriffen und befleckt; ſie wollte ihm die Gefährtin rauben; wollte eine Trennung der beiden Getreuen herbeiführen. Und er? Was geſchah ihm? Was kam über ihn?

Er liebte ſie!

War es möglich, daß ihm — ihm ſelbſt unbewußt — die gute Freundin allmählich zur Heißgeliebten geworden war? Und er hatte es nicht gewußt, hatte erſt durch andre wiſſend werden müſſen: durch die menſchliche Erbärmlichkeit, die auch das Reinſte verleumdete. . . . Oder war immer Liebe geweſen, was er für Freundſchaft hielt? Liebe bereits in erſter Jugendzeit? Dann mußte er jener andern doch ſo ſtarken Empfindung einen andern Namen geben: Leidenſchaft, Begierde. Und wie hatte er darunter gelitten! Noch bis vor

kurzem, so oft er von Jakobes herrlichem Spiel, ihrem wachsenden Ruhm, ihrem eigentümlichen Wesen hörte, von ihren Erfolgen las — nicht nur als große Tragödin, sondern auch als schönes Weib. Sie war „Deutschlands Duse" geworden; und — sonst noch anderes. Wie hatte er unter jenem „anderen" gelitten!

Jetzt war es mit allem Leid um sie vorbei; jetzt war er frei von ihr; jetzt gehörte sein Leben in aller Zukunft nur einer Empfindung, nur einer Frau: „Dir, Ingrid! Oh, Ingrid!"

Fast hätte er den geliebten Namen laut ausgerufen, hinausgejubelt. Sein Herz jauchzte ihn! Er dachte nicht daran, ob er wiedergeliebt wurde; ob er jemals wiedergeliebt werden konnte! Dachte nicht an das Hoffnungslose seiner Liebe. Ihn durchdrang das Gefühl, daß er liebte, daß er die Liebe seines Lebens gefunden: die einzige, große, heilige. Er würde sie lebenslang als Geheimnis hüten müssen; nicht allein vor aller Welt, sondern auch vor der Geliebten selbst, die ihm die Freundin, die Gefährtin war und immer bleiben mußte. Der Schmerz seiner Entsagung hatte jedoch nichts mit der Wonne seiner Erkenntnis zu schaffen. Gesegnet sei der Tag, der ihm die erste tiefe Demütigung seines Lebens und zugleich seines Lebens edelstes Glück brachte. . . .

Unwillkürlich ging er rascher, als wollte er einem Ziele zueilen, das zu erreichen er nicht erwarten konnte. Er hob sein Haupt. Man wollte es ihm beugen; aber — sie sollten ihn jetzt nur sehen. Wie schön das Leben war, darin der Mensch so Großes erleben konnte! Wie schön der Kampf mit dem Leben! Er macht den Menschen stark und frei. Plötzlich fiel ihm ein: „Du denkst ja gar nicht mehr deines Vaters, und wie er es tragen wird. Macht Liebe denn selbstsüchtig? Du müßtest alles mit verstärkter Gewalt empfinden. Also auch deines Vaters schweres Leid um dich. . . . Du kannst ihm nicht helfen. Er muß sich von seinem Gott helfen lassen. Das wird er ja wohl auch."

Bei der Belle Alliance-Brücke gelangte er wieder mitten

in das Getümmel und Getöse. Nie zuvor hatte er mit solcher Deutlichkeit empfunden, welche Kraft in diesem Treiben lag, ein ungestümes, unaufhaltsames, machtvolles Vorwärtsdrängen der Menge: „Wir leben! Wir wollen leben! Wollen uns das Leben erobern, es bezwingen! Jeder auf seinem Gebiet, in seiner Art!“

Und bezwingen würden sie es, die Starken und Kampfesfreudigen. ... Es war herrlich zu leben!

Unter der Menge befanden sich sicher viele Liebende. Der eine hatte eine Braut, der andre ein Weib oder eine Geliebte. Theodor sah den Männern ins Gesicht, ob aus ihren Augen ein heiliges Feuer leuchtete — wie es aus den seinen strahlen mußte. ... Aus den meisten Blicken und Mienen sprach etwas andres, ganz andres. In dieser Gegend gab es Volk der Vorstädte, Bürger, Handwerker, Arbeiter. Von des Lebens Leid sprachen Blicke und Mienen der meisten; von der Mühsal des Lebens, der Sorge um das tägliche Brot. Doch auch Mühsal und Sorge lohnten ein Leben, das durch die Liebe des starken und reinen Mannes zu einem holden und reinen Weibe geweiht war.

Um der Befreiung von einer Bürde sich bewußt zu werden, trat Theodor an eine Litfaßsäule und las einen Theaterzettel.

„Wenn wir Toten erwachen“ wurde gespielt, mit der Jakobe als Irene ...

Er las den Namen der Gefeierten und ließ sein Herz den andern Namen jauchzen: „Ingrid! Ingrid!“

Zweites Kapitel

Die beiden Frauen erwarteten Theodor zum Abendbrot. Er blieb heute ungewöhnlich lange aus. Der Teetisch war gedeckt und mit den wenigen Gerichten: „kalte Küche“ bestellt. Das Fräulein von Schmettau war die sorgende Haus-

frau. Die „Gartenwohnung" — sie lag auf dem Hof, und der Garten bestand aus einigen verkümmerten Fliederbüschen — hatte die Dame mit einem Teil ihres Weimarer Eigentums möbliert, so daß vertraute Gerätschaften Ingrid umgaben. Sie bewohnte ein Zimmer, das an den gemeinsamen Wohnraum stieß. Dann kam das Zimmer der Freundin, und ein Stockwerk höher besaß der Herr Hilfsprediger sein kleines Reich, mit einer weiten Aussicht auf Dächer und Schornsteine der Vorstadt. Eine alte Magd, deren Sprache für Ingrid und Theodor Heimatsklänge hatte, besorgte die Wirtschaft des Trios: Frau Bergers warmer Kartoffelsalat war mit Recht berühmt, und ihre Thüringer Speckklöße fanden in der Reichsstadt sicher nicht ihresgleichen.

Ingrid waren die Jahre harter Arbeit herrlich bekommen; und hart waren sie in Wahrheit gewesen. Sie hatte den Hofdienst umgehend nach dem Begräbnis der Prinzessin-Braut verlassen und war zunächst nach Weimar gegangen, um ihre Zukunft mit der Freundin zu beraten. Da sie von ihren Eltern finanziell unabhängig bleiben wollte — nur dann sprach sie sich ein Recht zu, frei über sich zu bestimmen — so mußte sie ihr Vorhaben ausführen, in Berlin Privatstunden zu geben. Während sie lehrend ihren Unterhalt verdiente, lernte sie für das Abiturium. Das hatte sie nun getan, und die Zukunft lag vor ihr. Eine Zukunft war's voller Arbeit und Mühe, also voll Segens und Glücks.

Ohne stehen zu bleiben, war sie ihren Weg gegangen, hatte nicht zurückgeblickt, hatte die Disteln und Dornen, durch die sie wandern mußte, statt der Blumen genommen, die Entbehrungen für Stationen, die zu Höhen hinanführten. Der Gipfel war kein Gartenland, trug aber ein Siegeszeichen. Der Ausblick darauf, der ein Emporschauen war, ließ sie keine Müdigkeit spüren.

Unter diesem Streben nach einem hohen Ziele hatte sich ihre Schönheit voll entfaltet. Sie war zu einer wahren Frauenherrlichkeit geworden. Ihre selbstverfertigten Gewänder kleideten die hohe Gestalt in einer Weise, daß sie in dem

bescheidensten Anzuge stets die vornehme Dame war: das Edelfräulein. Ihr gutes Aussehen hatte ihr die Arbeit jedoch nicht erleichtert; im Gegenteil. Für den Beruf, dem sie sich widmete, wäre eine weniger aristokratische Erscheinung günstiger gewesen; was hatte solche Edeldame mit einer bürgerlichen Lebensstellung zu schaffen? Sie drängte sich in Reihen, in die sie nicht gehörte, nahm andern, die es nötiger hatten, das sauer erarbeitete Brot fort. Sie konnte ja doch Kuchen essen!

In Erwartung des Freundes plauderten die beiden Frauen, die gewohnt waren, eine in der anderen Seele zu lesen wie in einem aufgeschlagenen Buche. Ingrid sagte: „Morgen jährt sich wieder der Todestag meiner Prinzeß. Mitunter ist sterben doch besser als leben; und das selbst für jemand, der unter einer Krone geboren ward."

„Man flüstert sich zu, sie wollte sterben."

„Sie gehörte zum Stamme Asras, welche sterben, wenn sie lieben."

„Du allein weißt, daß sie sterben wollte."

„Und noch ein Zweiter."

„Ihr jüngster Bruder. Jene furchtbaren Tage brachten ihn dir nahe. . . . Du wirst seltsam schweigsam, so oft die Rede auf Prinz Andrea kommt."

„Was soll ich von ihm sagen? Er ist ein fürstlicher Mensch."

Sie schwieg auch jetzt. Es war, als ob sie in dem Buche ihres Innern eine Seite vor dem scharfblickenden Auge der Freundin verschlossen hielt.

Das Fräulein von Schmettau nahm das Abendblatt und las daraus eine Notiz vor. Sie brachte die Nachricht, daß der Prinz in Ostafrika, wo er sich seit einem Jahre ohne jede Begleitung aufhielt, bedeutende Ländereien erworben habe und sich auf dem Rückweg nach Europa befinde.

Die Vorleserin bemerkte dazu: „Er ist nicht nur ein fürstlicher, sondern auch ein tüchtiger Mensch. In ihm steckt etwas von einem Pfadfinder, einem Kulturbringer. Er

wird in unſern Kolonieen Pionierdienſte tun: auch er ein Arbeiter!"

In Ingrids Augen kam der Glanz einer tiefen Freude. Doch ſagte ſie nur: „Theodor wird ſtolz ſein auf den Freund; denn zum Teil iſt es ſein Werk, daß er ſo wohl geriet. Freilich wird er ihn entbehren müſſen; denn jene weiten, wilden Strecken bedürfen der Gegenwart des Herrn. Die Herzogin wird faſſungslos ſein. Allerdings lebt der Erbprinz, und der Erbprinz iſt der Erbe aller von der Herzogin heilig gehaltenen Traditionen des Hofes.

Nachdenklich bemerkte das Fräulein von Schmettau: „Es iſt eine bekannte Sache, daß der Autor der unwahrſcheinlichſten Romane das Leben iſt. So auch in dieſer ſeltſamen Geſchichte. Ein junger Menſch fühlt eine leidenſchaftliche Neigung zu einer Schauſpielerin, die eine problematiſche Natur, eine ‚Ibſen-Geſtalt', iſt. Sie verſagt ſich ihm, weil er als Knabe ihren Stolz verletzte. Aber ſie gibt ſich ſchrankenlos dem Bruder, ſchlägt den Erben eines Thrones derartig in ihren Bann, daß es den Anſchein hat, als wäre ſie ſein Schickſal — ſein ſehr unheilvolles."

Ingrid, um das Geſpräch von einem ihr peinlichen Thema abzulenken, vertiefte ſich in Erinnerungen an die verſtorbene Prinzeß: „Sie befand ſich bereits außer Gefahr. Hof und Land feierten ihre Rettung; der Großfürſt ſandte täglich ſeitenlange Depeſchen; ein Berliner Gärtner mußte in ſeinem Namen jeden Morgen einen Korb Orchideen überreichen laſſen. Die Vermählung wurde hinausgeſchoben, aber der Bräutigam wollte ſchon jetzt kommen, um die aus Todeskrankheit Gerettete zu begrüßen. So war denn der Jubel allgemein."

Die Freundin meinte: „Nur du freuteſt dich nicht."

„Nein. Ich wußte es beſſer. . . . Als die Ärzte ihr mitteilten, ſie wäre außer Gefahr — ach, Liebe, ich ahnte bis dahin nicht, was ein verzweifelter Menſch ſei. Die größte Vorſicht ward anempfohlen: ein Rückfall müſſe tödlich ſein. Der Rückfall trat ein."

„Und du bist des Glaubens, sie hätte ihn gewaltsam herbeigeführt?"

„In der Nacht, als der Rückfall eintrat, muß sie aufgestanden sein. Sie muß ein Fenster geöffnet und sich der Nachtluft ausgesetzt haben."

„Das glaubst du eben nur!"

„Das weiß ich so genau, als wäre ich dabei gewesen."

„Und du hättest es nicht verhindern, hättest nicht wachen können?"

„Ich sagte dir, ich wußte bis dahin nicht, was Verzweiflung sei."

„Also wolltest du sie nicht hindern, zu sterben?"

„Ich ging zu ihrem Bruder, sagte ihm: ‚Sie will sterben!' Wir wußten beide, daß wir sie nicht hindern konnten. Also ließen wir es geschehen. Es war eine furchtbare Stunde für uns. Nun müssen wir das grausige Geheimnis mit uns durch das Leben tragen."

„Du und er zusammen!"

Und der Blick der Freundin ruhte mit dem Ausdruck stiller Sorge auf Ingrids Gesicht. Es war sehr bleich geworden. . . .

Theodor kam. Seine Freundinnen merkten sogleich, daß ihm etwas zugestoßen sei. Es mußte etwas Gutes, etwas Großes sein. Solchen strahlenden Blick hatten sie an ihm seit langem nicht gesehen. Mit diesem Glanz in seinen Augen teilte er den beiden die bedeutsame Neuigkeit mit: „Ich nehme meine Entlassung, mache mich frei; baue mir selbst das Leben nach eigenem Bedürfnis und Willen, schaffe mir neue Zwecke und Ziele. Wünscht mir Glück dazu. Kann ich kein Prediger sein, will ich doch ein Verkündiger bleiben. Auch meine Botschaft ist ein Evangelium: ‚Arbeiten, nicht verzweifeln!' Wie lebenswert, wie groß ist eine Zeit, in welcher solche Lehre in allen Zungen gepredigt wird. Sie ist nicht minder göttlich, wenn sie auch nur aus Menschenmund kommt."

So fuhr er fort zu reden in heller Begeisterung, voll

kraftvollen Glaubens an eine Mission, die ihn unter das Volk führen sollte, wo er streben wollte, zu erreichen hoffte. Wie liebte er dieses Volk; wie sehnte er sich nach einer Gemeinschaft mit ihm. Er wußte schließlich so wenig vom Volk; wußte nur, daß es eines Verkündigers des neuen Evangeliums am meisten bedurfte: durch Arbeit zum Fortschritt, zur Entwicklung, zur Sittlichkeit. Durch Arbeit zur Gottheit. In dieser Botschaft war gewiß der lebendige Gott zu finden, den er mit solcher Leidenschaft, solcher Angst und Qual suchte.

Als die Frauen wissen wollten, wie das alles so unerwartet, so überwältigend rasch gekommen sei — wich Theodor einer unmittelbaren Antwort geschickt aus: „Es lag wohl seit langem in mir, schon seit vielen Jahren. Also hatte es Zeit zu reifen, aus dumpfer Dämmerung ans Licht zu dringen, aus Sehnsucht Entschluß und Tat zu werden. Dazu kamen heute starke Meinungsverschiedenheiten mit meiner Behörde. Genug, es ist so; und es ist gut, daß es so ist. Und damit bei dem Guten das Schöne nicht fehlt: wir drei werden fortan noch fester zusammenstehen, in einem noch mehr erstarkten Streben. Denn das wollen wir doch?"

Er brauchte nicht zu fragen. Aber nur Ingrid sah er dabei an: mit jenem an ihm noch nie gewahrten Leuchten im Blick. Der ihre gab zur Antwort: „Das wollen wir!"

Eine Stille trat ein. Jedes von den dreien mochte das nämliche denken. Dann gab Theodor mit wenigen Worten diesem Gedanken Ausdruck: „Ich werde es selbst meinem Vater mitteilen."

Sie blieben still und ernst.

⊕ ⊕ ⊕

Aber beständig hielt Theodor seinen leuchtenden Blick auf Ingrid gerichtet; und wenn er von der Zukunft sprach, schien er zu ihr allein zu reden, als ob sie fortan unzertrennlich zu seiner Zukunft gehörte. Noch an dem Morgen dieses

ereignisvollen Tages hatte keines von ihnen an etwas andres geglaubt als an eine dauernde, feste Zusammengehörigkeit in treuer Kameradschaft; was war inzwischen geschehen — so fragte Ingrid sich selbst —, daß ihr guter Freund sie mit solchen neuen Blicken betrachtete und zu ihr in einer Weise sprach wie noch nie?

Denn das große Ereignis des Tages gab ihr keine genügende Erklärung für Theodors plötzlich verwandeltes Wesen. Nun suchte sie danach.

Erst nach dem Abendbrot kamen die Frauen dazu, Theodor mit jener Zeitungsnotiz bekanntzumachen. Vielmehr, das Fräulein von Schmettau kam dazu. Sie, die alles beobachtete und sah, wunderte sich, daß nicht Ingrid dem Freunde die Nachricht mitteilte. Sofort wandte Theodor seine ganze Teilnahme dieser wichtigen Angelegenheit zu. Sein Prinz hatte sich „dort drüben" angekauft, war afrikanischer Großgrundbesitzer geworden, war auf der Rückreise begriffen; gewiß, um bald wieder zurückzugehen? Denn: „In ihm liegt etwas, von dem wir alle nichts wissen. Es wird ihn von uns forttreiben, jenem dunklen Unbekannten zu. Wir werden ihn hingeben müssen und dürfen nicht einmal darum trauern; müssen uns darüber freuen, weil er so frei und stark seine eigenen Wege geht. Ich habe niemals so tief gefühlt, wie sehr ich ihn liebe."

Er sprach darauf zum erstenmal von den schlimmen Gerüchten über die Beziehungen des Erbprinzen zu der Schauspielerin: „Es soll von seiten des Prinzen leidenschaftlichste Liebe sein. Alle Bemühungen seines Hofes, ihn von Jakobe loszureißen, erwiesen sich bisher als vergeblich. Man dachte sogar an ein Dazwischentreten des Kaisers, gelangte jedoch zu der Überzeugung, daß auch dieses große Mittel nicht helfen würde. Nun soll es mit einer Heirat versucht werden. Prinz Andrea schrieb mir, sein Bruder weigere sich auf das entschiedenste; und er verstehe ihn vollkommen."

Ingrid sagte sehr ruhig: „Er wird die Stärke der Empfindung seines Bruders erkennen und sie respektieren. Wahre

Leidenſchaft flößt ſtets Achtung ein. Auch in einem ſolchen Verhältnis. Was aber ſoll daraus werden? Der Herzog iſt ein alter, ſeit dem Tode der Prinzeſſin gebrochener Mann. Man muß alſo darauf rechnen, daß des Herzogs Tod den Erbprinzen von ſeiner Leidenſchaft frei macht — wie es ja wohl heißen wird. Dieſe Rechnung iſt nicht nur häßlich, ſie könnte ſich auch als falſch erweiſen."

Das Fräulein von Schmettau äußerte: „So muß man eben auf die Frau rechnen. Das muß man in ſolchem Falle ſtets. Dieſe Jakobe iſt von nicht unedler Art. Und wenn ſie den Erbprinzen wirklich aufrichtig liebt —"

Ingrid ins Auge blickend, rief Theodor: „Sie liebt ihn! Und auch das glaube ich zuverſichtlich: hätte ſie nicht die Gewißheit, ihre Liebe beglücke den Erbprinzen; ja, ſie ſei ſein beſtes Leben, ſo hätte ſie ihn längſt von ſich befreit. Sie wird ihn von ſich befreien, ſobald ſie es an der Zeit findet. Es iſt bekannt, daß ſie von ihm nicht das mindeſte annimmt. Nicht einmal Blumen darf er ihr bringen. Es gibt genug Leute, die darüber die Achſeln zucken und ſpötteln. . . . Ich danke Ihnen, liebe Freundin, daß Sie meine einſtmalige Ilmnixe für keine gemeine Geiſterart halten."

„Eine große Künſtlerin, die Ihre Ilmnixe iſt, muß auch in ihrer Seele Größe beſitzen, beſonders in dem, was jede Frau zur Größe bringen ſollte: in der Liebe."

Nun erzählte Ingrid, wem ſie dieſen Vormittag begegnet war: „Unſerm Landsmann Ivo König. Stellt euch vor: der Sonnenmenſch und Lebenskönig wohl friſiert in dem tadelloſen Koſtüm eines Dandy. Selbſt das ſtand ihm gut. Von dem genialen Künſtler iſt in ſeinem Äußern nichts mehr zu merken, mußten doch ſogar ſeine Siegfriedlocken fallen. Alſo keine Spur mehr einer goldenen Bohème. Er hat ein Atelier in Berlin W, verkehrt in der ‚erſten Geſellſchaft', eröffnet demnächſt bei ſich ſelbſt eine Kollektivausſtellung, dazu er uns einladet. Übrigens iſt er noch immer ein Menſch, von dem ein Schein ausgeht; nur iſt es nicht mehr Sonnenglanz. Die Trübung mag weniger von ihm,

als von dem Leben ausgehen; denn niemand genießt es wohl ungestraft — was ein Ivo König genießen nennt.

Erst spät trennten sich die drei Getreuen, von denen keiner Ruhe und Schlaf fand. Das Fräulein von Schmettau hatte an diesem Abend manches gesehen, was sie um die zwei Menschen, die sie liebte, besorgt machte; Theodor hielt die große Erkenntnis des Tages wach, und Ingrid —

Ingrid saß angekleidet auf ihrem Bettrand; dachte, dachte, dachte: „Was ist es mit ihm? Weshalb plötzlich diese neue Zukunft? Weshalb plötzlich dieser neue Blick? Denn niemals hat er mich so angesehen! Was ist ihm geschehen, daß er mit solchen Blicken mich ansah? Es war nicht eines Freundes, nicht eines Bruders Blick, sondern — Gott im Himmel! Wenn er — — Theodor, mein Jugendfreund; Theodor, lieber Bruder! Es wäre ein Unglück! . . . Ingrid! Ingrid! Weshalb ein Unglück? Bist du ihm nicht von ganzem Herzen gut? Stehst du nicht allein auf der Welt? Wäre es nicht das Natürliche? Er und du! Hand in Hand zusammen; Herz und Herz zusammen. . . . Mein Gott, o mein Gott!"

Sie erschauerte, schlug beide Hände vor das Gesicht, verharrte lange Zeit regungslos.

Da hörte sie eine innere Stimme sagen: „Wir werden ihn hingeben müssen und dürfen nicht einmal um ihn trauern; müssen darüber uns freuen, weil er so frei und stark seinen eigenen Weg geht. Ich habe niemals so tief gefühlt, wie sehr ich ihn liebe."

„Niemals! Niemals!"

Ingrid rief es aus; ließ die Hände von ihrem Gesicht sinken, saß mit dem Blick einer Visionärin, die eine ferne, geliebte Gestalt schaute.

Auch dieser freien und starken Seele brachte der heutige Tag eine große Erkenntnis.

Drittes Kapitel

Aus den Aufzeichnungen Pastor Emanuels

... Ich wurde zu harten Prüfungen ausersehen und nehme sie auf mich als das Kreuz, welches jeder Christ in seinem Leben zu tragen hat. Daß sie mir von meinem lieben Sohn kommen, führt mich einem Golgatha zu.

Ich suche zu erkennen, wodurch ich sie verdiente, und finde die Erkenntnis nicht. Liebe des Vaters zu seinem einzigen Kinde kann keine Schuld sein. Auch Gott liebte seinen Sohn und sandte ihn auf die Welt zum Leiden und zum Kreuzestod. Freilich auch zur Erlösung der sündigen Menschheit und zur Auferstehung, auf daß er sitze zur Rechten des Vaters.

Zum Leiden gebar auch mein Weib meinen Sohn; nur daß sie selbst daran starb. Ich würde meinen Sohn einen Kreuzestod sterben lassen, wenn er dadurch — sich selbst erlöste, indem er durch seinen Tod zu seinem Gott gelangte.

Zu dem einzigen, wahrhaftigen, lebendigen —

Oder wenn ich selbst für ihn einen Kreuzestod sterben könnte. Ich würde den Tod nicht empfinden; denn meine Liebe zu meinem Sohn ist stärker als der Tod. Die Qualen der grausamen Nägel, Dornenkrone und Speerstich sollten mir willkommen sein, wenn durch sie mein Sohn seinen Gott fände, welcher der meine ist. Denn es gibt nur einen Gott! Und die Menschen wollen Gott in tausend Gestalten erkennen, ein jeder nach seinem eigenen, winzigen, menschlichen Ich.

Es gibt aber auch einen Kreuzestod, ohne an ein Holz geschlagen zu werden: einen Kreuzestod der Seele.

Diesen erdulde ich jetzt um meinen Sohn.

Herr erlöse ihn durch seines Vaters blutiges Seelenleiden um ihn.

Nun bin ich ein sehr alter Mann, besäße also ein Recht, auszuruhen vom Leben. Aber ich werde noch auf Erden weilen müssen; denn ich muß meinen Sohn noch auf dem rechten Wege sehen. Erst dann werde ich in Frieden in die Grube fahren können.

Das Kantorsehepaar König ist noch betagter als ich. Dieses greise Ehepaar erlebt Freude an dem Sohn, der ihr liebstes Kind ist, könnte daher sein Leben recht wohl beschließen. Freilich wären seine Freuden über diesen Sohn nicht meine Freuden; dennoch beneide ich die Leute darum.

So weit kam es mit mir, daß ich diese durch einen mißratenen Sohn beglückten Eltern beneide!

Wir sind Feinde geworden: die Kantorsleute und ich. Ich leide schwer darunter, kann es jedoch nicht ändern — kann meinen Überzeugungen nicht untreu werden. Es hieße, sich selbst untreu werden und einem langen Leben. Das würde die Vernichtung des Lebens bedeuten. Ich müßte enden in Verzweiflung.

Oft hörte ich: das Leben mache den Menschen milder und duldsamer — wie sie es nennen. Ich habe mein Lebenlang nach dieser Milde und Duldsamkeit gerungen; wie sehr, weiß nur ich und mein Gott. Wenigstens bildete ich mir ein, zu ringen. Es kann ein Irrtum gewesen sein; denn der Mensch irrt, solange er lebt. Heute nun muß ich erkennen, daß mich das Leben statt weicher und milder von Jahr zu Jahr strenger und härter machte. Nicht meine Schuld ist's. Ich verlor die Freundschaft der Kantorsleute; verlor die Liebe und das Vertrauen meiner lieben Gemeinde: eben um meiner Strenge und Härte willen — so nennen sie es. Das ist ein großer Schmerz. Und doch spüre ich ihn kaum über dem Schmerz um meinen Sohn.

Wie stolz war ich auf ihn. Es ist mein Stolz, dafür ich nun büßen muß. Wie männlich und stattlich wurde er doch! Die Menschen lieben ihn. Er wurde Begleiter und Freund eines Prinzen; wurde Prediger. Laut frohlockte ich. Sowohl zu Gott wie zu meinem toten Weibe: „Siehst du wohl,

Christiane, daß ich recht tat, deinem letzten Willen ungehorsam zu sein: mein Sohn wurde Prediger!"

Und nun —

Ich muß mich besinnen, wie alles so furchtbar, so herzzermalmend kam.

⊕ ⊕ ⊕

Schon als er in Jena studierte, begann die Prüfung für mich schwer und schwerer zu werden. Man sagte mir: „Ihr Sohn hört bei Ernst Häckel!" Ein Theologe hört bei Ernst Häckel, diesem Gotteslästerer, Gottesleugner.

Mir verschwieg er diese Missetat an seinem Glauben. Aus Schonung verschwieg er mir's. Das erkannte ich wohl. Darum schwieg auch ich. Aber ich dachte: „Die Gottesleugnung jenes Mannes wird ihn zu Gott führen!" Ich lebte der Überzeugung: „Unmöglich kann er Prediger werden, ohne zuvor zur Erkenntnis Gottes gelangt zu sein!"

Er wurde Prediger. Also glaubte ich an meinen Sohn.

Nun aber sagte man mir: „Was wollen Sie, alter Mann? In unsrer Zeit wird mancher Geistlicher, der nicht zur Erkenntnis Gottes gelangte. Unsre Zeit bringt auch im Glauben die Aufklärung — wie sie's heißen. Und sie wird darin noch mehr bringen. Gewiß erleben Sie es noch. Auch Ihr Sohn wird ein Kind seiner Zeit sein. Das können Sie nicht hindern. Nicht mit aller Angst. Auch nicht mit aller Ihrer Liebe!"

So sprachen sie zu mir. Ich aber glaubte ihnen nicht; ich glaubte an meinen Sohn.

⊕ ⊕ ⊕

Inzwischen erlebte ich in andern schmerzlichen Dingen die Wirkung dieser neuen Zeit, von der ich nichts weiß — nichts wissen will.

Meine alten Freunde auf Berg-Trebra wurden in ihrem liebsten Kinde schwer geprüft. Diese heißgeliebte Tochter folgte den Lockungen der Zeit. Wie das möglich sein konnte?

Eine Gräfin von Trebra? Indem sie ihrem Stande entsagte, sagte sie sich los von den Ihren; indem sie ihren eigenen Lebensweg ging, entfernte sie sich von allem, was ihre Familie ist. Auch von dieser Abtrünnigen sagte man mir: „Was wollen Sie nur, Herr Pastor? Das ist unsre Jugend. Sowenig als ihr Alten sie versteht, sowenig könnt ihr sie aufhalten, ihre eigenen Wege zu gehen. Das ist Fortschritt, Entwicklung! Fortschritt und Entwicklung sind nicht aufzuhalten: durch kein Herkommen. Auch nicht durch Elternliebe und Elternschmerz. Tausende und Abertausende von Eltern leiden, was Ihre guten Freunde dort oben um ihre Tochter leiden. Es ist das der große Konflikt unsres modernen Lebens, seine Tragik. Keine Trauerspiele sind von solcher Tiefe wie das Drama zwischen Eltern und Kindern. Es sind die Eltern, die daran zugrunde gehen — wenn sie nicht imstande sind, ihre Kinder zu verstehen und deren Weg mitzugehen. Das ist jetzt Pflicht der Eltern, ist ihre große Aufgabe für die Zukunft. Sie müssen sich ergeben. Hören Sie wohl, Herr Pastor: sie müssen! Ergeben auch Sie sich."

So sprechen die Leute zu mir altem, einsamem Manne. Aber auch jetzt glaube ich ihnen nicht; auch jetzt schreit meine Seele auf zum Himmel und leugnet die Macht einer Zeit, die eine Allmacht sein soll, welche Kinder losreißt von ihren Eltern, Christen von ihrem Gott. . . .

Mit meinen alten Freunden durchlebe ich alle ihre Leiden um ihr verlorenes Kind. Dieses weiß nichts davon. Das wissen die Kinder niemals. Wenn sie es wüßten; wenn sie ihrer Eltern blutendes Herz sähen — Aber vielleicht auch dann nicht. Die Selbstsucht der Jugend, die der Jugend Lebensprinzip ist, läßt sie der Eltern Leid um sie nicht empfinden.

Ingrid von Trebras ehrwürdige Frau Großmutter starb an der Treulosigkeit ihrer Enkelin — obgleich sie dies nicht zugab. Um keinen Preis! Bis zum letzten Augenblick blieb sie sich selbst getreu. Ohne der Renegatin vergeben zu haben, ging sie aus dem Leben, eine Gestalt der alten Generation, gleich einem ehrwürdigen Sinnbild des aussterbenden Ge-

ſchlechts. Der Tod der Greiſin muß für das junge Mädchen ein Fluch ſein. Möge er ſich an ihr nicht erfüllen.

Auch wenn unſre Kinder unſre Seelen kreuzigen, beten wir für ſie: „Herr, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie tun!“

⊕ ⊕ ⊕

Mein Sohn war in Berlin Hilfsprediger und lebte mit dem abtrünnigen jungen Mädchen in dem Hauſe jenes Fräuleins von Schmettau, welches mir bereits bei der Konfirmation der Kinder ein lebhaftes Mißtrauen einflößte. Man ſagt mir: „Solcher Frauen gibt es in unſrer Zeit viele. Als wären ſie die Verkündigerinnen eines neuen Evangeliums, ziehen ſie durch die Lande und predigen den Völkern. Es iſt die Botſchaft des Weibes, die von ihnen ausgeht. Frauen hören ſie und glauben ihnen. Sie lehnen ſich auf wider den Mann, wenn dieſer ihnen nicht Gleichheit verheißt, nicht Gleichheit zuerteilt. Solche Lehren laſſen Frauen und Mädchen hinausgehen über ihr Geſchlecht. Schlimmer! Solche Lehren löſen die Tochter von der Mutter, die Braut von dem Geliebten, die Gattin vom Gatten. Solche Lehren machen Ehebrecherinnen und Zuchtloſe; denn in der neuen Zeit gibt es auch ein neues Geſetz der Geſchlechter; und dieſes ſoll außer dem Gebot des Hungers das gewaltigſte ſein.“

So ſprechen ſie zu mir. Ich aber bin ein Greis. Und ich bin der Paſtor einer kleinen Gemeinde von Landleuten — wie ſoll ich wiſſen können, wie es in der Welt zugeht? Wie ſoll ich das glauben? Ich wurde zu alt und mein Kopf iſt zu hart, um dieſe Welt zu verſtehen.

Und ſie ſagten mir: „Du mußt der Welt Konzeſſionen machen; mußt Kompromiſſe ſchließen: Konzeſſionen und Kompromiſſe auch im Höchſten und Heiligſten! Alſo auch im Glauben. Das geht heutzutage nun einmal nicht anders.“

Da ſchrie ich auf: „Konzeſſionen und Kompromiſſe auch in der Religion? Welche Welt wäre das, die auch in der Menſchen Höchſtem und Heiligſtem Konzeſſionen und Kompromiſſe fordert? Das glaube ich nicht! Das will ich nicht

glauben. Denn, wie ſteht geſchrieben? ‚Deine Rede ſei ja, ja, nein, nein!‘ Hört ihr das, die ihr Konzeſſionen und Kompromiſſe macht? Habt Ehrfurcht vor dem Wort!“

So antwortete ich ihnen; und ſie fanden mich unduldſam. Schlimmer! Ungerecht ſoll ich ſein. Dann aber lächelten ſie leiſe und ſagten: „Dein eigener Sohn macht Konzeſſionen und ſchließt Kompromiſſe; denn er iſt ein Sohn ſeiner Zeit. Iſt es auch in ſeinem Beruf. Dein Sohn iſt ein liberaler, ein aufgeklärter Geiſtlicher. Wenn du die andern verdammſt, ſo mußt du deinen eigenen Sohn zuerſt verdammen. Sei alſo duldſam, Paſtor! — Sei duldſam — duldſam!“

Ich erwiderte denen, die ſo zu mir ſprachen: „So verdamme ich auch meinen eigenen Sohn!“

Und ſie wichen alle von mir. . . .

Ich ſchlich in meine Kammer, fiel nieder, rang mit Gott, rang tagelang, nächtelang.

Gott ließ mich liegen und ringen; Gott hörte mich nicht.

Auch mein Gott hat mich verlaſſen.

⊕ ⊕ ⊕

Die Wellerin bereitet der Gemeinde noch immer Ärgernis. Das iſt nicht wahr! Nicht die Gemeinde, wohl aber ich nehme Anſtoß an ihr. Die Gemeinde hegt ſogar Achtung vor dem Weibe; denn ſie hört, daß die Tochter derſelben eine berühmte Schauſpielerin ſei. Darunter können meine Bauern ſich nun zwar nicht viel denken, aber ſie hören von dem ſchrecklich vielen Geld, welches die Jakobe durch ihr Schauſpielern erwirbt. Es iſt das viele Geld, iſt das goldene Kalb, um das die Leute tanzen, und um das ſie tanzen werden, ſolange die Welt ſteht. Die Leute hier wiſſen auch, daß die Jakobe die Geliebte des Erbprinzen, des Bruders des Prinzen Andrea, iſt. Das macht ihnen jedoch nichts. Sie können Zucht von Unzucht nicht unterſcheiden; und die Mutter iſt ſtolz auf ihre zuchtloſe Tochter. Auch auf das, was man ihrer Tochter Schande nennen muß. Nur eines verſtehen die Leute meiner Gemeinde nicht: daß

die Wellerin eine arme Frau bleibt und fortfährt, in der alten Waſſermühle den Frauen und Mädchen der Gemeinde ihre Kleider zu nähen.

Mich bekümmern dieſe Dinge ſehr. Am meiſten jedoch grämt mich, daß mein Sohn von dieſer Frau genährt wurde und die Jakobe mit ihm dieſelbe Muttermilch empfing. Er trat damit ein ſchlimmes Erbe an. Und ich denke bisweilen, als ſei es dieſes, was meinen Sohn auf ſolche Abwege führt: nicht hinweg von dem Herzen ſeines Vaters auf Erden, wohl aber von dem ſeines Vaters im Himmel. Denn die Liebe zu meinem Sohn iſt mit meinem Leid gewachſen, bis zum Himmel empor, um ihn auf meiner Liebe hinaufzutragen. Vielleicht tat er mir jetzt darum von allen Schmerzen den größten an: um meine Vaterliebe wachſen zu machen, damit ſie den Thron Gottes erreiche.

⊕ ⊕ ⊕

Ich will erzählen, wie das letzte kam. . . .

Dieſen Sonntag, ein Herbſttag war's, wie ſolchen mein Sohn als Knabe leidenſchaftlich liebte — ſtand ich in meiner Kirche auf der Kanzel und predigte. Über dem Dorfe lagen die Nebel; aber ſtatt der Sonne ſchienen die gelben Lindenblätter in die Kirche herein. Wenn ſie niederfielen, war's wie ein lautloſer Goldregen. Das konnte ich von der Kanzel aus ſehen.

Und ich ſah, wie leer die Kirche war. Ich wollte meine Gedanken bei Gott halten und mußte ſehen, wie die gelben Blätter fielen und wie nur wenige gekommen waren, ihren Prediger zu hören. Da empfand ich, daß es Zeit ſei, von dieſem Platz niederzuſteigen und einen andern, Jüngeren, hinauf zu laſſen: einen, zu dem meine Gemeinde gern gegangen kam und der das Wort anders verkünden konnte, als ich alter Mann mit meinem alten Glauben es vermag. Ich ſah den goldenen Blätterfall, ſah die leere Kirche, predigte und betete zugleich in meinem tiefſten Herzen. Ich betete: bald abberufen zu werden und vorher noch zu erleben, wie mein Sohn — dennoch und dennoch mein Sohn ſei.

In dieſem Augenblick erblickte ich ihn. Er mußte während des Gottesdienſtes leiſe eingetreten ſein, und hörte meiner Predigt zu, mit einem Geſicht, einem Blick —

Gleich einem großen Staunen lag es auf ſeinem Geſicht und in ſeinem Blick, als hätte er ſeinen Vater niemals predigen hören, und wäre nun ſchmerzlich betroffen, wie unvollkommen der alte Mann die Gottheit verkündigte.

Mit zitterndem Herzen — und gewiß bebender Stimme — brachte ich meine Rede zu Ende; mußte mich zwingen, den Gottesdienſt in gewohnter Weiſe zu beſchließen; fühlte, wie ich nicht an mein heiliges Amt dachte, ſondern an meinen lieben, zu ſeinem Vater unverhofft zurückgekehrten Sohn.

Er kam nicht zu mir in die Sakriſtei. . . . Als ich hinaustrat, umdrängten ihn die Dorfleute. Auch mein Kantor befand ſich darunter. Alle freuten ſich ſeiner Ankunft, alle liebten ihn, alle glaubten an ihn.

Er verließ ſogleich die Leute, ging auf mich zu, ſah mich liebevoll und traurig an, ſagte aber nur: „Vater, da bin ich!“

Ich mußte meinem zitternden Herzen Gewalt antun, ihn nicht an meine Bruſt zu reißen und in meine Arme zu ſchließen; und das vor allen Leuten.

Ach, ich lehrte meine Liebe, ſich Gewalt anzutun, von Anbeginn an.

Unter den fallenden Lindenblättern gingen wir ins Haus. Da mußte nun erſt unſre alte Magd gelaufen kommen und ſich wie unſinnig vor Freude gebärden. Hätte ſie gewußt, daß der Theodor uns überraſchen würde, ſo hätte ſie ihn mit einer fetten Martinsgans überraſcht. Jetzt mußte der Liebling des Hauſes eſſen, was auf den Tiſch kam.

Ich wußte aber gleich, daß mein Sohn bei mir keine Martinsgans eſſen wollte; wußte gleich, daß er nicht gekommen war, um mir eine große Freude zu machen, ſondern daß er kam, um mir einen großen Schmerz anzutun, meines Lebens allergrößten.

Ich fragte ihn nach seinem Amt und wie er es verrichte? Diese Frage mußte ich als Vater und als Geistlicher tun.

Mein Sohn ist also das, was man einen freisinnigen und aufgeklärten Geist nennt. Was mir die Leute über meinen Sohn sagten — was ich den Leuten nicht glauben wollte, ist Wahrheit.

Alles ist Wahrheit!

Ich sagte zu meinem Sohn: „In meinen Augen bist du kein evangelischer Geistlicher. Du bist ein falscher Geistlicher! Bist es auch in den Augen des Herrn."

Darauf forderte ich von ihm, aus dem geistlichen Beruf auszuscheiden; und ich erhielt von ihm zur Antwort: „Ich tat es bereits. Dieses dir mitzuteilen, kam ich her."

Jetzt wußte ich's.

⊕ ⊕ ⊕

Und jetzt weiß ich's.

Ich weiß, daß ich ein Vater bin, der einen verlorenen Sohn hat. Aber ich weiß auch, daß ein verlorener Sohn zu seinem Vater zurückkehren kann.

Also warte ich auf die Rückkehr meines verlorenen Sohnes, um das öde Haus mit Freude zu füllen und das Kalb schlachten zu lassen.

Gott darf daher mein Flehen vom vergangenen Sonntag auf der Kanzel nicht erhören: Gott darf mich nicht abberufen.

Ich muß leben, denn ich muß warten. Ich muß warten, denn ich muß hoffen.

Und ich muß leben, um für meinen Sohn meine Liebe lebendig zu erhalten.

Was sollte aus ihm werden, käme der Tag seiner Heimkehr, und kein Vaterhaus stünde ihm offen, keine Vaterarme streckten sich nach ihm aus.

Denn das sollen meine Arme. Alle sollen sehen, wie ich das Haupt meines wiedergefundenen Sohnes an mein Herz drücke; wie ich über seinem Haupte weine. Alle sollen mich aufrufen hören zum Herrn: „Siehe, Herr, Herr — einen glücklichen Vater!"

Viertes Kapitel

Ingrid trat zu ihrer Freundin ins Zimmer. Dem Fräulein von Schmettau fiel ſogleich die Bläſſe und der Ernſt der jungen Lehrerin auf. Ihrer gelaſſenen Art nach erwähnte ſie jedoch nichts von dieſer Beobachtung, ſondern machte es dem lieben Mädchen nur nach Möglichheit behaglich. Dabei erzählte ſie von ihrer letzten Vortragsreiſe durch die deutſchen Kleinſtädte, von der ſie geſtern abends zurückgekehrt war.

„Ich fürchte, mein adeliger Name erreicht dabei mehr, als meine Perſönlichkeit. Denn daß ein Fräulein von Schmettau zu den Frauen und Mädchen aus dem Volke redet und ſich als eine von ihresgleichen betrachtet, macht jedesmal Eindruck, ich kann noch ſo beſcheiden, noch ſo unſcheinbar auftreten. Es wird daher geboten ſein, das kleine Wörtchen vor meinem Namen zu ſtreichen. Merkwürdig, daß ich erſt jetzt darauf komme. Ich hielt es für etwas durchaus Unweſentliches. Daher mein Überſehen. Aber das kann nachgeholt werden.“

„Sie hörten gut zu? Verſtändnisvoll?“

„Sehnſuchtsvoll, möchte ich's am liebſten nennen. Niemand ahnt, welche Sehnſucht in allen dieſen Gemütern ſchlummert: Aus Dämmerungen und Dunkelheiten empor zum Licht! Das iſt jetzt Parole. Ihre Seelen ſind wie vertrocknetes Brachland, darüber ſich plötzlich eine Flut ergießt; und mit dem Regen zugleich die Saat. Nur eine matte Frühlingslebensſonne braucht zu ſcheinen; und es keimt, geht auf, ſprießt, reift der Ernte zu. Liebſte — die Menſchen ſind ſo viel beſſer, als man denkt. Gerade dieſe Kleinen und Geringen ſind es. Man muß nur an ſie glauben.“

Mit ſtarkem Nachdruck verſetzte das Grafenkind: „Man muß ſie nur lieben.“

„Darauf kommt es an, auf die Liebe. Alles kommt

darauf an. Sollte noch einmal ein Gottessohn auf die Welt kommen, braucht er sich für die Menschheit kein zweites Mal kreuzigen zu lassen, sondern den Mühseligen und Beladenen seine Seele nur dadurch zu zeigen, daß er mit ihnen lebt. Sein Leben wird die Menschheit mehr vom Leiden erlösen, als sein Tod es tat. . . . Und du? Wie ist's mit dir?"

„Ich lerne, indem ich lehre. Meine Schülerinnen glauben an mich. Ich muß mir diesen Glauben erst verdienen. Diese Erkenntnis drückt gegenwärtig etwas auf mich. Du wirst es mir anmerken."

„Liebe Ingrid!"

Das Fräulein von Schmettau sagte die beiden Worte leise und innig. Damit gewann sie Gewalt über das Gemüt der Bedrückten.

Diese bekannte: „Ich kam zu dir in der Absicht, deinen Rat zu erbitten. Nein! Nicht um deinen Rat handelt es sich dieses Mal. Was ich tun will, würde ich auch ohne deinen Rat tun. Es handelt sich um einen festen Entschluß. Diese ganze Zeit trug ich ihn mit mir herum; diese ganze Zeit erforschte ich mich. Nun bin ich — eben entschlossen. Aber ich bedarf deiner Billigung, die zu meinem Glück notwendig ist."

„Wenn es sich um dein Glück handelt —"

„Vielleicht noch mehr um das eines andern, der auch dir teuer ist."

„Um Theodor?"

„Ja, um Theodor."

Die Freundin faßte Ingrids Hand, sagte mit einem Ausdruck, als spräche sie ein heiliges Wort: „Er liebt dich."

Die einfache Antwort lautete: „Ich weiß es."

„Was gedenkst du zu tun?"

„Sein Weib will ich werden."

„Ingrid! Ingrid!"

„Weshalb rufst du mich so eindringlich an? Es klingt wie Warnung."

„Wie große Sorge."

Ingrid erzählte: „Du erinnerst dich des Abends, an dem wir so lange auf ihn warteten. Er kam und teilte uns seinen Austritt aus dem geistlichen Stand mit. Wir wußten damals nicht, was ihn plötzlich dazu veranlaßte."

„Vergiß nicht, daß es lediglich ein äußerer Anstoß war, den wir nicht kennen; seine Seele wartet seit langem auf eine günstige Gelegenheit. Als sie dann endlich eintrat, begrüßte er sie als Befreiung aus Banden. Seitdem ist er ein neuer Mensch."

„Ich kenne die Ursache jenes Anstoßes."

„Sie ist gleichgültig."

„Nicht für mich, da ich die Ursache bin."

Sie berichtete, was sie darüber erfahren hatte: „Daß er mit mir zusammen in deinem Hause lebt, wurde unschicklich — unsittlich gefunden. Es wurde von ihm gefordert, diese Gemeinschaft aufzugeben, da sie eines Geistlichen unwürdig sei. Er wurde seiner Behörde als mein Liebhaber denunziert. Durch ein Wunder bin ich einer ähnlichen Denunziation bis heute entgangen. Das erwähne ich nur. Als er von jener Demütigung zu uns zurückkehrte: strahlend wie ein Sieger; als er mich ansah, seinen Blick von mir nicht abwenden konnte, da — siehst du, da wußte ich's plötzlich. Ich wußte, ich wurde von diesem Guten und Reinen geliebt, wie ein gutes und reines Weib es sich als höchstes Erdenglück nur wünschen kann. Seit jenem Abend begann der Entschluß in mir zu keimen, den ich dir jetzt als Tatsache mitteile."

Auch das Fräulein von Schmettau hatte an jenem Abend Theodors leuchtenden Blick gesehen. Doch was sie sonst noch erspähte, hatte einen noch stärkeren Eindruck auf sie gemacht, war so machtvoll in ihr nachgeklungen, daß es die andre Erkenntnis übertönt hatte. Nun war das daraus geworden — das! Eine Verlobung, eine Heirat. Und mit welcher festen Ruhe das junge Mädchen ihr den großen Entschluß mitteilte: „Ich wußte, ich wurde von diesem Guten und Reinen geliebt, wie ein gutes und reines Weib es sich als höchstes Erdenglück nur wünschen kann."

Ingrid sprach weiter: „Ich bin sehr beruhigt, sehr glücklich. Als er von der Reise zu seinem Vater zurückkehrte, stand es bei mir fest: „Jetzt ist es Zeit, es ihm zu sagen!“ Dennoch zauderte ich. Weshalb? Ich weiß es nicht, mache mir Vorwürfe darüber. Vielleicht wollte ich erst festen Boden unter den Füßen haben. Diesen empfing ich durch meine Anstellung. Wir werden sehr glücklich sein.“

Sie sprachen noch lange zusammen. Das Fräulein von Schmettau befleißigte sich gegen ihre sonstige Gewohnheit einer großen Vorsicht. Leichthin erwähnte sie der bevorstehenden Rückkehr Prinz Andreas aus Afrika.

Ingrid sagte gelassen: „Außer dir soll er unser einziger Hochzeitsgast sein.“

Sollte die kluge Freundin sich getäuscht haben? Sie mußte ihre Erregung verbergen. Wie ruhig Ingrid gesprochen hatte, mit einem leisen Lächeln, als freute sie sich dieses „einzigen“ Hochzeitsgastes. Da Ingrid der Ankunft des Prinzen mit solchem Gleichmut entgegensah, konnte das Fräulein von Schmettau fortfahren, von ihm zu sprechen: „Er wird sogleich des Häßlichen genug erfahren.“

„Du meinst seines Bruders Beziehungen zur Jakobe?“

„Er soll ihretwegen auf Reisen geschickt worden sein.“

„Er ‚soll‘.“

„Du scheinst es besser zu wissen?“

„Ich weiß, er ging aus eigenem Antrieb.“

„Sagte er dir's? . . . Verzeih, ich will nicht indiskret sein.“

„Du weißt, du darfst alles wissen.“

„Es scheint doch nicht so.“

Sie lächelte liebenswürdig. Ingrid schwieg, sah still vor sich hin, schaute dann auf und der Freundin frei ins Auge.

„Da der Prinz bald zurückkommt, wird es gut sein, wenn ich dir's sage.“

„Liebe, was?“

„Du brauchst nicht zu erschrecken. Mit mir hat die Sache nichts zu tun.“

„Lediglich mit dem Prinzen?“

„Lediglich.“

„Und du darfſt davon ſprechen?“

„Zu dir, ja. Sonſt zu keinem.“

„Nicht zu Theodor?“

„Da alles vorüber iſt und da es ihn ſchmerzen könnte, ſo möchte ich's nicht tun. Sollteſt du jedoch andrer Meinung ſein, ſo —“

Ingrid ſtockte. Sie mußte ſich erinnern laſſen, daß ihre Freundin zuerſt erfahren müßte, um was es ſich überhaupt handelte.

Ingrid ſagte es. Sie hatte es die ganze Zeit über ſchwer genug in der Seele getragen.

„Es ereignete ſich, als ſeine Schweſter ſtarb. Wir beide wußten, weshalb und wie — nur wir beide. Es machte auf ihn einen Eindruck, der eine Wandlung des ganzen Menſchen verurſachte. Daß ich Zeuge derſelben war, daran trugen lediglich die Umſtände ſchuld; hatte ich ihn doch zu Hilfe gerufen. . . . Du verſtehſt?“

„Alles.“

„Es kam zu ſchrecklichen Auftritten mit ſeinen Eltern. Die Herzogin nahm, was ihr Sohn ‚Schuld und Verbrechen‘ nannte, voller Hoheit auf ſich; der Herzog berief ſich auf ſeine zeitgemäßen Ideen und daß ſeine Tochter nur hätte zu ihm kommen, ihm nur hätte zu vertrauen brauchen. Er klagte ſeine Tochter an, deren Tat der Prinz als Akt freien, ſtarken Willens nicht allein verteidigte, ſondern geradezu verklärte. Er forderte, die Welt ſollte erfahren, weshalb und wie ſeine Schweſter geſtorben ſei. Die Herzogin erwiderte: ‚Prinzeſſinnen töten ſich nicht ſelbſt. Unmöglich.‘ Der Herzog wehklagte, zu welchen ungeheuerlichen Ausſchreitungen die Freiheit, die er ſeinen Kindern gewährt, geführt habe. Der Prinz hörte das eine ſo ſchweigend an wie das andre. Ich hatte die Empfindung, er ſagte ſich in dieſer Stunde von den Seinen los.“

„Warſt du Zeuge des Auftritts?“

„Nein.“

„Der Prinz erzählte dir alles.“

„Der tragiſche Tod ſeiner Schweſter hatte uns ſehr nahe gebracht. Das kannſt du doch verſtehen?“

Mit tiefem Ernſt wurde ihr erwidert: „Das kann ich verſtehen. Es iſt menſchlich.“

Ingrids Geſicht färbte eine leichte Röte, als ſie ſagte: „In dieſer ſchmerzlichen Stimmung ſprach er zu mir von ſeiner Leidenſchaft für Jakobe. Es war ſehr freundſchaftlich von ihm, ſo aufrichtig zu mir, der Freundin, zu ſprechen.“

„Du ſagſt ja ſelbſt, ihr wäret euch in jenen Tagen ſehr nahe gekommen.“

„Trotzdem.... Und er ſagte mir, der Tod ſeiner Schweſter habe in ihm etwas zum Aufleben gebracht, das ihn ſtark genug mache, um ſeiner Leidenſchaft Herr zu werden. Es iſt alſo anders, als ihr glaubt.“

„Als wer glaubt?“

„Du und Theodor. Nicht die Jakobe ſtieß ihn jenes kindiſchen Vorfalls willen zurück, ſondern er fand ſelbſt die Kraft, ſich von ihr zu entfernen.“

„Bis nach Afrika!“

„Jedenfalls wurde er fertig damit. Er iſt ſtärker, als ihr denkt.“

„Du brauchſt ihn nicht zu verteidigen; niemand greift ihn an.“

Wieder zeigte ſich auf Ingrids Geſicht die feine Röte. Ihre Freundin ſchloß ſie in ihre Arme, flüſterte ihr zu: „Und du willſt Theodor Baumerts Frau werden?“

„Ja.“

„Du liebſt ihn alſo?“

„Ja.

„Du willſt beglücken und glaubſt dadurch glücklich zu werden?“

„Ja, ja!“

„Da du es ſo feierlich ſagſt —“

„Ich fühle es feierlich. Immer wieder bedachte ich, immer wieder prüfte ich. Theodor und ich gehören zuſammen. Ich

werde ihm eine treue und ſtarke Gefährtin ſein. Er bedarf meiner; ich bedarf ſeiner. Alles iſt ſchön und gut."

Jetzt konnte ſie ihrer klugen und guten Freundin zulächeln.

⊕ ⊕ ⊕

Alles war ſchön und gut!

Sie trat vor ihn hin, erfüllt von einer Empfindung, die ſie zu verklären, zu erhöhen ſchien. Wie ein Glanz ging es von ihr aus. Mit einem himmliſchen Lächeln ſagte ſie zu dem Überwältigten: „Ich will dein Weib ſein."

Sie war es, die um ihn warb, die ihm ihre Liebe bekannte, wiſſend, daß er die ſeine niemals verraten hätte. Sie ſagte ihm, daß ſie auch ſeinen Stolz liebe. Das Wunderſame erfüllte ſie beide mit der größten Einfachheit. Wie Selbſtverſtändlichkeit war's. Als Kinder hatten ſie einander lieb gehabt; als junge Leute hatten ſie ſich immer noch lieb. Alſo verlobten ſie ſich, wollten ſie Mann und Weib werden, um zuſammen nach dem Höchſten zu ringen, das ſie — nicht von den Menſchen und vom Leben für ſich ſelbſt, wohl aber von einem Leben für die Menſchen erwarteten.

Theodor fiel vor der Geliebten nicht nieder, riß ſie nicht an ſeine Bruſt, brach nicht in Jubel aus; was in ihm vorging, fand keinen äußeren Eindruck. Ein ganzes Daſein gehörte dazu, um auszudrücken, was ihm gegeben worden war. Aber er mußte ſie fragen: „Ich muß meine Exiſtenz von neuem beginnen. Sie wird voller Drang und Mühſal ſein. Wie darf ich dich daran teilhaben laſſen?"

„Du darfſt es nicht nur, du mußt es. Mein Gatte ſoll ein Kämpfer ſein! Ich fordere von ſeinem Kampf meinen vollen Anteil. Sieh mich an, wie ſtark ich bin; fühle, welche Kraft mich beſeelt. In dem Kampf mit dem Leben ſoll die moderne Frau dem modernen Manne gleich ſein. Man braucht dieſe Bezeichnung heute vielfach als Spottnamen; die Frauen und Männer unſrer Zeit müſſen ihn in einen Ehrennamen umwandeln. Wir beide wollen mithelfen."

Das war Theodors und Ingrids Verlobung. . . .

Das Fräulein von Schmettau machte den Abend feſtlich mit Blumen und Lichtern; und es gab ein förmliches kleines „Souper". Die Frauen legten dafür ihren beſten Staat an, was die Feierlichkeit vollends erhöhte. In ernſthaft innigen Geſprächen wurde beſchloſſen, daß man auch ſpäter zuſammenbleiben wollte und nur ein Wechſel der Wohnung ſtattfinden ſollte. Theodor wollte Nationalökonomie ſtudieren und Vorträge halten; Ingrid hatte eine feſte Anſtellung, und das Fräulein von Schmettau war eine vielbegehrte Interpretin für moderne Frauenideale. So war denn wirklich alles gut und ſchön. Wenigſtens ſchien es ſo.

Spät noch wurde die Klingel gezogen. Nur ein Depeſchenbote konnte es ſein. Theodor dachte an ſeinen Vater, der ein alter, ſehr alter Mann war, ein durch den Gram um ſeinen Sohn gebeugter Mann, und der Sohn konnte dem alten Manne nicht helfen.

Es war kein Telegramm. Ein Beſucher war's, der ſich das Haus durch den Wächter aufſchließen ließ. Die Dienerin wollte den ſpäten Gaſt fortweiſen; er drang jedoch gewaltſam herein, das Geſicht von ſüdlicher Sonne verbrannt, nicht zum Wiedererkennen, ſtrahlend von Geſundheit und Leben. Jetzt auch ſtrahlend von Freude des Wiederſehens; von ſolcher ehrlichen, ſolcher überſtrömenden Freude.

Er fiel Theodor um den Hals, küßte ihn, konnte vor Bewegung nicht reden. Dann wandte er ſich zu Ingrid.

Sie war bleich geworden. Ihr war zumute, als müßte ſie ihre Hand gegen ihr Herz preſſen. Aber dann ſtreckte ſie dieſe dem ſo unerwartet ſchnell Heimgekehrten entgegen und ſagte: „Wie ſchön, daß Sie uns gerade heute überraſchen; an dem Abend dieſes glücklichen Tages. Sie kamen, um ſich mit uns zu freuen — mit einem Brautpaar. . . . Seien Sie Ihren Freunden von Herzen willkommen!"

Fünftes Kapitel

Die Verlobten hatten allzu tiefe Dunkelheiten durchschreiten müssen, um ein glanzvolles Brautglück zu zeigen — so leuchtend Theodors Blick zuzeiten auch auf der Geliebten ruhte. Ingrid schrieb ihren Eltern und erhielt von ihrer Mutter einen von ihrem Vater diktierten kühlen Glückwunsch; auf Theodors Brief an seinen Vater erfolgte die Antwort:

„Wer seinen himmlischen Vater verleugnet, verläßt auch seinen irdischen Vater. Ich habe erst wieder einen Sohn, wenn aus dem Verleugner ein Erkenner ward."

Da die beiden keine Geheimnisse voreinander hatten, so teilten sie sich die empfangenen Antworten mit.

Theodor sagte traurig: „Mein Vater kann nicht verstehen, daß ich kein Gottesleugner, sondern ein Gottsucher bin. Er selbst brauchte seinen Gott nicht erst zu suchen, fand Gott von der Kirche ihm gegeben, kennt nur diesen kirchlichen Gott: den Gott der orthodoxen Kirche, mit allen Dogmen belastet, mit denen Menschengeist das göttliche Bildnis umschleiert. Wer seine Hand ausstreckt, um die dichten Gewebe zu entfernen, gilt ihm als Tempelschänder. Also wird der einsame Greis nie mehr einen Sohn an sein Herz drücken können."

Ingrid fragte leise: „Dann versteht er auch nicht, daß du ihm zuliebe seinen Gott zu dem deinen machen wolltest; ihm zuliebe schwer daran trugst und ihm zuliebe gewiß weiter daran getragen hättest, wäre ein ‚weiter' für dich möglich gewesen? Dein ganzes Leben hat bis jetzt deinem Vater gehört. Du mußt es von neuem beginnen. Nur in dem einen soll er dir gerecht werden: in der Erkenntnis deiner Sohnesliebe. Und das nicht deinet-, sondern seinetwillen. Er muß ja sonst verzweifeln."

„Davor bewahrt ihn sein Glaube. Er wird meinen Abfall

als Prüfung hinnehmen und wird die Prüfung bestehen. Deine Eltern leiden ja auch um dich."

„Mit tausend und abertausend andern Eltern, die mit ihren Kindern diese Tragödie erleben. Sie, die Eltern, sind die Helden des Dramas unsrer Zeit. Vielleicht erleben wir mit unsern Kindern dasselbe Trauerspiel der Gegensätze. Aber vielleicht sind wir dann doch mehr die verständnisvollen, nach Verständnis strebenden Freunde und Gefährten unsrer Kinder, als daß wir auf den Besitz unsrer ‚Elternrechte', auf die Erfüllung von ‚Kindespflichten' uns steifen — zu unserm eigensten Unheil."

Theodor stimmte bei: „Es ist die Zeit blutender Elternherzen, wie sie das zuvor niemals gewesen ist. Und wir müssen danebenstehen!"

„Zum Glück nicht untätig, Lieber."

„Ja, wir müssen sie durch unsre Taten erkennen lassen, daß auch in den Häusern, die wir bauen, Götter wohnen."

Solche und ähnliche Gespräche führten die beiden häufig. Sie erfaßten das Leben und seine Pflichten immer tiefer, halfen einander immer mehr zu einem besseren Verständnis der Zeit und ihren Anforderungen an die Lebenden, besonders an die Jugend; und lernten diese besser und besser erkennen in ihrer heißen Sehnsucht nach des Lebens höchsten Gütern. Entartungen zählten nicht dem vielen Gutgearteten und Vortrefflichen gegenüber, das überall sich regte. Man mußte es nur sehen, nur finden wollen.

Wenig sprachen sie von ihrem Bündnis. Es war davon auch nur wenig zu sprechen. Ingrid hatte ihren Verlobten gebeten, bald zu heiraten; und Theodor hatte geantwortet: „Sobald meine Zukunft gesichert ist!"

Nun sprachen sie nicht weiter davon, lebten in fester Kameradschaft in dem Hause ihrer vortrefflichen Freundin, den falschen Schein nicht achtend, diesen verachtend.

Theodors „Zukunft". Die Zukunft eines aus seinem Amt geschiedenen Theologen. . . . Er mußte, wie Ingrid sagte, sein Leben umgestalten, es neu schaffen; und das ohne andre

Mittel als die seines Willens, seiner Kraft. Wieder erteilte er Unterricht. Nebenbei studierte er Nationalökonomie, die ihn mächtig anzog, ihm ein Stück Zukunft des neuen Geschlechtes bedeutete. Das alles genügte jedoch seinem Lebensdrang nicht. Er meldete sich bei Vereinen zu freien Vorträgen über Materien, welche die Zeit bewegten und in denen er alle Strömungen einschloß, politische, literarische, ethische. Auch theologische. Am liebsten sprach er zu kleinen Leuten: Fabrikarbeitern, Handwerkern, Gesellen, denen er sogar den „Faust" vorlas und deutete. Es war dabei „wie in der Kirche", und seine Zuhörer bildeten eine Gemeinde. Zu Studenten sprach er gern über Emerson und Nietzsche; und er nahm diese hehren Geister nach Möglichkeit einfach menschlich.

Auch Ingrid gab ihrem Leben mehr und mehr feste Gestalt. Für ihren Wirkungskreis an der „sozialen Frauenschule" war sie eitel Begeisterung; konnte nicht genug sagen, wie bedeutend die Organisation, wie prachtvoll das geistige Material sei: „Es ist jungfräulicher Boden. Man braucht die Furchen nur zu ziehen, die Saat nur zu streuen. Eine reiche Ernte wird folgen."

Das Fräulein von Schmettau war viel abwesend. Sie reiste in der Provinz, suchte ihre Zuhörerschaft in den Fabrikstädten, gab gleichfalls aus vollen Händen, sah gleichfalls sprießende Saaten. Es war ein gutes, gesegnetes Leben, welches das Trio der Gleichgesinnten zusammenführte. . . .

Und — Prinz Andrea war zurück! Er kam häufig in die bescheidene „Gartenwohnung" im dritten Stock des Hinterhauses in Berlin S, aus deren Fenstern die Bewohner einen weiten Blick auf die hohen Stockwerke andrer Hinterhäuser mit Gartenwohnungen hatten. Der Prinz war der einzige Gast der drei Arbeiter des Lebens, zu denen auch der Fürstensohn gehörte; denn er wollte nichts andres sein. Er war einer von ihnen, und dennoch — etwas trennte sie, etwas lag zwischen ihnen, war nicht, so wie es sein sollte. Nennen konnte es keiner — ausgenommen vielleicht Frän-

lein von Schmettau, welches aus ihren guten, klugen Augen wie ein treuer Wächter Ausschau hielt. So oft der Freund kam, hätte er doch noch häufiger kommen können; so traulich ihr Verkehr sich gestaltete, hätte er doch noch inniger sein können. Sie sprachen von allem: von ihren Plänen, Wünschen, Hoffnungen; von allem, was sie erfreute und bedrückte, begeisterte und bewegte. Aber sie sprachen nicht von dem einen, dem Nächsten und Wichtigsten, nicht von der Verlobung, nicht von der Heirat der beiden guten Kameraden.

Theodor und Ingrid waren kein zärtliches Brautpaar. Sie trugen ihre Liebe nicht zur Schau, hüteten sie vielmehr wie ein Geheimnis, ein Mysterium, was die Liebe von Mann und Weib nun einmal ist; was sie zu jeder Zeit bleiben muß. Sonst wird die enthüllte Gottheit zum entschleierten Bildnis von Sais; und das Göttliche läßt sich nicht ungestraft in all seiner Wirklichkeit schauen.

Der Prinz schilderte den Frauen seine „dort drüben" erworbenen Ländereien; und malte mit den glühenden Farben des beglückten Liebhabers, des beseligten Besitzers: „Es ist ein Fürstentum, und ich werde dort drüben regierender Herr sein. Aber nicht von Gottes Gnaden, sondern von Gnaden der Arbeit.

„Wildnis ist mein Reich. Stellt euch vor: ein weites Gebiet unberührter Wildnis — Sümpfe, Urwälder, Steppen, Hochebenen. Ich bedarf eines ganzen Volkes — nicht von Untertanen, sondern von Mitarbeitern. Und ich bedarf . . ."

Er stockte, verstummte. Nur das Fräulein von Schmettau bemerkte seinen Blick. Es war ein tieftrauriger Blick, der Blick schmerzlicher Entsagung. Dann sprach er weiter: „Hier ist für mich nichts zu tun, hier ist alles herrlich in Ordnung. Meine deutschen Ländereien wird die Krone übernehmen. Sie muß sie mir hoch bezahlen; denn ich muß meine Völkerschaft von Arbeitern gut besolden. Meine Leute sollen von mir nicht nur Geld erhalten, sondern auch Zivilisation. Ich will Pionier sein. Ein Pionier meines Vaterlandes, dem

ich dort drüben Ehre zu machen hoffe. Für meine erhabene Frau Mutter bin und bleibe ich der verlorene Sohn — wie ihr, meine Freunde, für die Euren verlorene Kinder seid; mein Vater versucht mich zu verstehen, und versteht mich immer weniger. Ja, und mein Bruder ..."

Er erwähnte seines Bruders, des Erben der Krone, zum erstenmal, schwieg eine kleine Weile und fuhr lebhaft fort: „Für meinen Bruder wäre es dort drüben die rechte Schule. Ein zukünftiger Herrscher könnte in meinem Reiche herrlich lernen; denn er müßte in seinem Beruf beginnen, als wäre er der erste Regierende auf Erden. Alle Herrschertugenden könnte er in sich entwickeln. Vor allem könnte er lernen, sich selber zu beherrschen. ... Ich wollte, ich dürfte meinen Bruder mitnehmen; aber ..."

Er schwieg wieder und sah seine Freunde an. Auch sie blieben stumm. Der Prinz nickte ihnen zu, sagte leise: „Nun ja, es ist so: er läßt nicht von ihr. Der Zauber der Ilmnixe ist's, dem er verfiel — rettungslos, wie ich fürchte. Sie will ihn übrigens nicht halten. Ich weiß es von ihm selbst. Gerade dadurch fesselt sie ihn an sich wie mit ehernen Banden. Sie quält ihn nicht etwa; nur daß sie kalt bleibt, gleichgültig, fühllos. Mein Bruder hat alle Leidenschaften erfahren, die ein junger, heißblütiger Mann, ein Thronerbe, erfahren kann. Er war bereits mit allen Leidenschaften zu Ende, war entnervt durch Leidenschaften. Da lernte er sie kennen; und da — wurde sie seine große Leidenschaft. Sein Stand, seine Familie, seine Thronfolgerschaft gelten ihm nichts — nichts. Er kennt keine Pflichten mehr; keine Zukunft mehr. Ich bin erschüttert."

„Man sollte mit ihr reden."

Theodor gab diesen Rat.

Aber der Prinz warf ein: „Sie würde erwidern: ‚Was wollt ihr von mir? Er soll doch gehen. Wenn ich ihm sage: ‚Geh, geh!', so antwortet er: ‚Dann töte ich mich!' Meinetwegen mag er sich töten. ...' Seht ihr sie bisweilen spielen?"

Nein. Sie gingen nicht ins Theater; sie hätten für Theater keine Zeit. Man sprach nicht wieder davon. . . .

Ein andres Mal vertraute der Prinz seinem Freunde an: „Ich möchte ein bürgerliches Weib nehmen; eine Frau, die dort drüben die Arbeit mit mir teilt. Was nützt mir in der Wildnis der „Prinz"? Ich würde als einfacher Mann viel erfolgreicher wirken können. Eine Prinzeß würde mir nicht folgen und eine morganatische Ehe will ich nicht eingehen. Kurzum — mein Vater ließ mich als Weltbürger erziehen; als solcher will ich fortan leben mit einer richtigen Weltbürgerin als Ehefrau: Herr und Frau Soundso — fertig! Wo aber eine Frau Soundso finden, die die ungeheure Arbeit mit mir teilen würde? Sie muß eine Pfadfindernatur haben. Ich komme nicht einmal dazu, mich auf die Suche nach einem solchen Ausnahmewesen zu begeben."

Wieder fiel sein Blick mit einem unsäglichen Ausdruck auf Ingrid, wieder war nur das Fräulein von Schmettau die Schauende. Sie sah auch, wie bleich Theodor Baumerts Braut war. . . .

Der Prinz, der ein Bürgersmann werden wollte, war viel beschäftigt. Auch er mußte lernen: Sprachen, Bodenkulturen und die schwierige Wissenschaft der Kolonisation — so gut sie sich lernen ließ. Auch die Abwicklungen seiner Geschäfte mit der Krone kosteten viel Zeit und große Aufregungen; denn man tat alles, ihn von seinem „unsinnigen" Vorhaben abzubringen und ihm Schwierigkeiten zu bereiten. Er blieb standhaft, erwies sich in allem als echt, so daß Theodor ganz hochmütig stolz auf ihn wurde, von seiner Liebe zu ihm gar nicht zu reden. Ingrid vermied es, das Gespräch auf ihn zu bringen. Kam es jedoch dazu, so zeigte sie warmen Anteil und ein Verständnis seines Wesens, als wäre sie Geist von seinem Geist, so daß ihr Verlobter über die Seelenverwandtschaft der beiden oft staunte. Trotzdem blieb der gute Junge ahnungslos, baute emsig an dem Hause weiter, darin er eine Gottheit wohnen lassen und dieser die Geliebte zur Gefährtin geben wollte. Er mußte Stein auf Stein

herbeitragen und glich oft dem Steinträger, dessen Händen der Felsblock wieder und wieder entglitt. Doch blieb er voll starken Hoffens; sah mit wachsender Freude, wie seine liebe Mitarbeiterin sich nicht weniger kraftvoll erwies — sah nicht, wie sie immer ernster und stiller, immer weniger eine „glückliche" Braut ward.

Sechstes Kapitel

Eine „Uraufführung"! Ein neues Drama eines gefeierten Dichters; die Hauptfigur war eine Frauengestalt, Darstellerin der Heldin die Jakobe. . . .

Das Publikum Berlins hatte dem Autor, der ein Dichter war, Großes zu danken: tiefste Erschütterungen, höchste Erhebungen. Er half das neue deutsche Schauspiel schaffen, wurde als Schöpfer gepriesen und bejubelt, wurde zu den Großen seiner Zeit gezählt, war einer ihrer führenden Geister.

Das neue Drama war kein geglücktes Werk, und das objektiv urteilende Publikum fühlte sich enttäuscht. Es wurde unruhig, wurde erregt. Aber die Gemeinde des Dichters applaudierte leidenschaftlich; und das gerade nach dem schwächsten Akt. Das gab das Zeichen zum Kampf.

Man gedachte nicht mehr des gefeierten Dichters, nicht mehr der Würde des Hauses; man vergaß die Achtung vor den Künstlern, die Rücksicht auf den Anstand.

Ein Theaterskandal!

Jakobe hielt sich prachtvoll. Aber während ihres Spieles mußte sie heute an ganz andre Dinge denken. Das war ihr noch niemals geschehen — derartig erfüllte sie sonst das Schicksal der Gestalt, die sie darstellte. Heute war das Publikum für sie anwesend, fühlte sie gegen die Tosenden etwas wie Verachtung — etwas wie Verachtung gegen sich

ſelbſt, als gäbe ſie ſich dieſen allen preis, eine Proſtitution ihrer Seele.

In einer Proſzeniumsloge ſaß der Erbprinz. Während Jakobe die leidenſchaftliche Frauengeſtalt des Dichters darſtellte, mußte ſie denken: „Das ſtellſt du nun dar; das empfindeſt — erlebſt du nun auf der Bühne. Du erlebſt Liebe, Leidenſchaft, Eiferſucht, Haß, Verzweiflung. Die da unten glauben es dir — die da unten! Und du ſelbſt. Jakobe, Jakobe, und du ſelbſt? Dort ſitzt dein Liebhaber. Die da unten freuen ſich, daß er dort ſitzt. Sie flüſtern, lächeln. Es iſt für ſie ein Schauſpiel im Schauſpiel, ein ſenſationelleres als das iſt, welches ſie auf der Bühne ſehen.

Mein Liebhaber. . . .

Liebſt du ihn?

Nein.

Dennoch gabſt du dich ihm?

Verachte dich ſelbſt, verächtlich, wie du biſt.

Was iſt es mit dir, daß du verächtlich werden konnteſt?

Ja — was iſt es mit dir?

Einmal warſt du gut und rein; einmal liebteſt du.

Und einmal hatteſt du den Glauben.

Den Glauben an deine Kunſt, an dich ſelbſt.

Du biſt ja doch keine wahre Künſtlerin! So wenig biſt du's, wie du eine Liebende biſt.

Alſo — was biſt du? . . .

Dieſe ganze Gedankenfolge während ihres Spiels; während das Publikum immer erregter, immer leidenſchaftlicher wurde und es zu einem Theaterſkandal kam.

Jakobe wurde am Schluſſe lärmend gerufen. Sie kam nicht. Das Publikum tobte. Aber ſie kam nicht. Die „Gemeinde" wollte ihren geſchmähten großen Dichter ſehen.

Der Dichter kam.

Hoch und vornehm ſtand er da, bleichen Geſichts, Verachtung im Blick — Verachtung in der Seele. . . .

Wie gewöhnlich hatte ſich eine Schar Jakobeenthuſiaſten vor dem Theaterausgang verſammelt. Die meiſten

waren jüngere und ältere Mädchen, wahre Mänaden der Begeisterung, vor denen die Schauspielerin sich fast mit Gewalt schützen mußte. Heute abend war der Ansturm besonders arg. Ein junger Mann drängte die Wütenden zurück.

Jakobe erkannte und begrüßte ihn: „Ivo! Hilf mir in den Wagen. Ich danke dir. ... Steige ein. Bitte, begleite mich nach Hause. Ich sah dich lange nicht."

„Lange nicht."

Die sonst so helle Stimme klang müde. Unterwegs schwiegen beide. Jakobe fühlte in ihrer Seele noch immer den Ekel. Wodurch sollte sie ihn überwinden? Etwa durch ihre „Kunst"?

Die Schauspielerin wohnte in einem kleinen Quartier nahe beim Tiergarten. Nichts in der Wohnung verriet die Primadonna — nichts die Freundin Seiner Hoheit. Kein Kranz und keine Schleife war zu sehen; kein Luxusgegenstand. Sie hatte noch die alte Dienerin aus dem Häuschen auf dem „Horn". Bisweilen schien es der berühmten Tragödin, als wären es damals gute Zeiten gewesen.

Der Tisch war gedeckt: nur für eine Person. Jakobe ließ ein zweites Kuvert bringen. Erst jetzt sah sie ihrem Jugendfreund ins Gesicht und erschrak.

„Warst du krank?"

„Wieso? ... Ach, du meinst — weil ich etwas müde aussehe? Was willst du? Das kommt von der Jugend, die austoben will. Ausleben, sagen wir Modernen. Ich lebe mich eben aus. Und dann dieses Berlin! In diesem Berlin jung sein: so recht unsterblich jung. Verstehst du das? Du kannst dir nicht vorstellen, was das heißt."

Er lachte. Es war nicht mehr sein altes, leuchtendes Lachen; nicht mehr das Lachen des Sonnenmenschen. Ein Lachen war's aus gequälter, aus zerrütteter Seele. Jakobe tat es fast physisch weh, dieses schmerzliche Lachen zu hören.

Mit einem schwesterlichen Ton in ihrer Stimme sagte sie: „Du mußt mir von dir erzählen, so recht aus vollem Herzen heraus. Bin ich doch die Jakobe, die Ilmnixe."

„Wollte ich doch Ivo König ſein, ſo recht ein König des Lebens. Meine Majeſtät iſt etwas ſchuldig geworden. Findeſt du nicht?“

„Setze dich, iß, fühle dich bei mir behaglich. Fühle, daß ich deine gute Freundin bin.“

„Berlins Stolz und Ruhm. Das will etwas ſagen. ... Ach, Jakobe, dieſes Berlin. ...“

„Laß das doch jetzt.“

„Es iſt ein Ungeheuer, weißt du! Ein gefräßiges, gieriges, greuliches Ungetüm. Es geht auf Raub aus, zerreißt, mordet. Tauſend und abertauſend fallen dem Moloch zum Opfer. Alle jene, die jung ſind und das Leben genießen wollen. Das iſt es: das Genießen! Wer das Leben genießen will: ſo, wie ich's meine, kann nicht arbeiten; und wer in Berlin nicht arbeitet, der wird in ſich krank, faul, ſchlecht. Jawohl — faul und ſchlecht! Hier kann nur der Arbeiter ſeines Lebens froh werden. Sonſt — liebe Ilmnixe, ſonſt verſchlingt ihn das Ungetüm. Es verſchlingt Scharen von meinesgleichen. Darunter junge Burſchen, voller Talent. Jawohl, ja — auch ſolche! Ich habe Talent, und das mehr als hundert andre. Aber — ich ſage dir, Nixchen: es iſt ein tolles Leben. Selbſt für ſolchen ſogenannten Lebenskünſtler kann es toll werden. Es reißt ihm die Krone ab, zerrt von ihm den Purpur herunter, zerbricht ſein Zepter. Ein wahnſinniges Leben iſt's, welches in Wahnſinn ſtürzt, zur Verzweiflung bringt. Weißt du, große Künſtlerin, was das heißt: zu Verzweiflung gebracht zu werden? Ein Menſch wie ich!“

Jakobe ſtand auf, ging zu dem Verzweifelten, faßte ſeinen Kopf mit beiden Händen, ſah ihm in das fahle, entſtellte Geſicht, ſprach eindringlich: „Arbeiten, nicht verzweifeln!“

Ivos Blick bekam etwas Troſtloſes, Hoffnungsloſes. Mit erſtickter Stimme begann er zu ſprechen, während Jakobe vor ihm ſtehen blieb, ſeinen Kopf umfaßt hielt und ihn mit unſäglicher Trauer anſah.

Dann ſprach er weiter: „Es ſoll eine große Zeit ſein. Das iſt ſie gewiß; aber ſie iſt es nur für die Starken und Tüchtigen. Für uns andre iſt es eine furchtbare Zeit. Alles Schwache und Untüchtige bringt ſie erbarmungslos unter ihr zermalmendes Rad. Einige von uns wehren ſich gegen den Untergang — nur einige. Die meiſten verſuchen es erſt, wenn es zu ſpät iſt. Sie ſind dann bereits zu geſchwächt, zu ermattet, zu entnervt. Für den Entnervten gibt es keine tatkräftige Selbſthilfe; alſo auch kein Aufraffen und Emporſtreben, kein Retten. Er ſinkt tief und tiefer; er verſinkt. Ich bin ein Verſinkender.“

Jakobe rief: „Wie darfſt du das von dir ſagen! Schäme dich, es einen Augenblick nur zu denken. Es iſt eine Schande!“

Mit einem matten Nicken gab Ivo ihr recht: „Freilich iſt es das. Ich nehme auch die Schande hin. Was willſt du? Ich bin nur ein einzelner. Es lebt jedoch eine ganze Generation ſolcher Schamloſen und Schändlichen. Jeder von uns würde ſich das gleiche genau ebenſo gleichgültig ins Geſicht ſagen laſſen, verächtlich wie wir geworden ſind. Du glaubſt nicht, wie ſchnell man das wird bei einem Leben wie das meine.“

Sie war von ihm zurückgetreten, ſprach ihm nach: „Bei einem Leben wie das deine. . . . Wie lebſt du?“

„Mit Weibern; im Spiel; ſchlecht und ſchändlich.“

„Du hatteſt aber doch eine Ausſtellung deiner Gemälde?“

„Was für eine! Zwanzig Bilder! Jedes eine Rieſenleinwand. Eines talentvoller als das andre — eines fauler, leichtfertiger, verlotterter gemacht als das andre. Eine wahre Schande, ſage ich dir! Alle ſagten dasſelbe: das Talent, die Verlotterung, die Schande. Du konnteſt es gedruckt im Blättlein leſen.“

„Was geſchah mit den Bildern? Ich will ſie ſehen!“

„Sie brannten wunderhübſch hell.“

„Du haſt ſie vernichtet?“

„Nicht eines blieb übrig.“

„Beginne von neuem. Dieſes Mal wirſt du nichts Schandbares mehr machen.“

„Zu spät."

„Das ist ein Wort, welches für dich keine Existenz haben darf."

„Zu krank, zu faul, zu viel Ekel am Leben und an mir selbst."

„Ivo! Ivo!"

Sie rief ihn vergeblich an. Als sie endlich von ihm ablassen mußte, bat er um etwas Wein: „Hast du Sekt im Hause?"

„Nein."

„Die Freundin eines zukünftigen Regierenden und keinen Sekt im Keller? ... Verzeih. Es war roh von mir. Da siehst du selbst, was aus mir ward. Nicht einmal mehr ritterlich. So gemein!"

„Warum sollst du nicht sagen, was die ganze Stadt sagt."

Er sah sie bewundernd an: „Es steckt doch etwas Großes in dir. Nicht nur in deinem Spiel. Auch so als Frau. Eine Frau kann mit dem Leben ganz anders fertig werden als unsereiner. Ihr werdet nicht so leicht besiegt. Wenn ich denke, ich hätte dich finden können. Und wenn ich denke, daß Theodor, der Tropf ... Oder kannst du davon nicht hören?"

„Wie geht's ihm?"

„Er ist nicht mehr Prediger."

„Wie mich das freut! O wie mich das freut!"

„Und er ist glücklicher Bräutigam."

„Auch das ist eine gute Nachricht, die du mir bringst."

„Du fragst nicht, wer die Braut ist?"

„Wer ist sie? Sage mir alles, was du von meinem lieben Jugendfreund weißt."

„Auch die Braut ist eine gute Bekannte von uns beiden."

„Doch nicht ..."

„Freilich! Die Gräfin, die Hofdame, die Lehrerin."

Jetzt brach es aus ihm hervor. Er schluchzte auf, weinte. Er weinte über die Guten, die Starken und Tüchtigen; über ihre redliche Arbeit, ihr ehrliches Glück. Es waren Tränen wie sie der Unglückliche weint, der sich selbst von allem Guten,

Starken und Tüchtigen ausscheidet. Also auch von allem Glück. Jakobe stand erschüttert daneben. Sie hatte bis dahin nicht gewußt, wie ein Mensch weinen konnte.

Als Ivo sich einigermaßen beruhigt hatte, nannte sie einen Namen, bei dem es den jungen Mann durchzuckte, als hätte sein Herz einen Schlag empfangen: „Deine Eltern. Leben deine alten Eltern noch?"

„Ja."

„Und wissen sie . . ."

Sie verstummte.

Der Unglückliche stöhnte: „Sie sind stolz auf ihren liebsten Sohn."

„Deine Eltern werden dir helfen, sie werden dich retten."

„Wodurch?"

„Durch ihre heilige Liebe. Du mußt hier alles aufgeben, mußt zu ihnen gehen. Sofort!"

„Ich kann nicht, kann nicht!"

„Du mußt."

Sie ließ nicht ab von ihm, bis er ihr das Versprechen gab, ihre Forderung zu erfüllen. Es war das letzte, das er für sich noch zu tun vermochte: diese Flucht zu seinen alten Eltern, die an ihren lieben Sohn glaubten, die „stolz" auf diesen verlorenen Sohn waren.

Vielleicht, daß die Liebe und der Glaube seiner Eltern an ihm ein Wunder vollbrachten?

Liebe und Glaube sollten ja wohl Wundertäter sein.

Siebentes Kapitel

Ivo König wollte „in Schönheit leben" — so nannte er's wenigstens. Er begriff nicht, wie ein Mensch wünschen konnte, in Schönheit zu „sterben". Es gab nichts Häßlicheres als das Sterben.

Als wäre das nicht zugleich aller Schönheit Tod gewesen! Die Kunst sollte ihm nur Mittel zum Zweck sein. Sehr bald jedoch wurde das Mittel über dem Zweck vernachlässigt bis zur Verwahrlosung, zur Verlotterung. Schließlich ward seine ganze Kunst zur Dekoration. Er benutzte sie für seine schöne Person als Faltenwurf, als Draperie. Er gefiel den Frauen. Frauenliebe war des Lebens höchster Genuß, seine größte Schönheit; Frauenliebe machte das Leben göttlich. Was Ivo in der Kunst nicht erreichte: durch sie ein König des Lebens zu sein, ward ihm durch Frauenliebe zuteil. Aber auch diese Rosenkrone durchwanden sehr bald Dornen.

Auch in Frauenliebe fand der Lebenskünstler nicht des Lebens Schönheit. . . .

Und nun kam etwas über ihn, das erst recht aller Schönheit Tod war: er mußte Geld haben, Geld um jeden Preis! Denn Geld war Genuß, Geld war — in Gottes Namen: Geld war Schönheit. Er sah es tagtäglich vor Augen an zahllosen Beispielen, daß Geld Genuß, daß Geld Schönheit war. Da er durch sein Talent nicht zu Geld gelangen konnte, mußte er dieses Allerhöchste des Lebens durch seine Person zu gewinnen suchen.

Also verkehrte er in Kreisen, wo man sagte: „Kennen Sie Ivo König? Ein ganz reizender Mensch! Kommen Sie doch zu uns, um Ivo König kennen zu lernen. Er soupiert jeden Freitag bei uns. Sie könnten den charmanten jungen Mann protegieren: seine Gemälde sind ungemein dekorativ. Für Ihren neuen Speisesaal kann ich Ihnen Ivo König wirklich empfehlen."

Das ging eine Zeitlang: eine Zeitlang war Ivo König in gewissen Kreisen Mode. Abend für Abend soupierte er in irgendeinem reichen Hause; Nacht für Nacht durchschwärmte er, schlief bis in den hellen Tag hinein. Danach sollte die Arbeit kommen. Sie „sollte".

Wie er — genau wie er — lebten in der Großstadt Hunderte und Aberhunderte von jungen Leuten. Sie alle nannten dieses Leben Genuß, verlangten vom Leben nichts andres.

Verlangten vom Leben nur die Mittel, ihnen dieſen Genuß zu verſchaffen.

Zu einem einzigen, endloſen Faſching würdigten ſie das Leben herab.

Schließlich kam das Ende doch: Aſchermittwoch kam. . . .

Ivo wehrte ſich gegen den grauen Bußtag. Er wollte ſich nicht ergeben, wollte ſich nicht ſelbſt aufgeben. Was ſo ſtrahlend begonnen hatte, konnte nicht in Dämmerung verſinken, nicht von Nacht verſchlungen werden.

Auch nach jener Unterredung mit Jakobe verteidigte der Sohn des Kantors von Dorf Trebra ſein Daſein wider die anſtürmenden feindlichen Gewalten. Schließlich war ſelbſt die Gewohnheit des Atemholens noch ſchön! Was hatte die große Ibſendarſtellerin zu ihm geſagt: „Arbeiten, nicht verzweifeln!“

Ganz recht. Verzweifeln wollte er nicht. Er war noch immer jung; und Jugend war Lebensbejahung. Jugend kannte nicht Verzweiflung. Für Jugend war ſie Unnatur. Auch arbeiten wollte er wieder. Wenigſtens verſuchen wollte er. Er brauchte ja nur — eben zu wollen.

Aber ſein Wille war krank. Wie hatte das nur ſo ſchnell kommen können? Erſchöpfung, Entnervung, Verfall — was hatten dieſe Zeichen einer ſogenannten modernen Jugend mit ihm zu ſchaffen? Dennoch ſchienen jene Symptome ſich ſeiner bereits bemächtigt zu haben.

Aber er trug daran nicht die Schuld. Er nicht! Schuld daran war die Zeit. Sie war ſolche Verführerin. Eine Verderberin war ſie! Was konnte er dafür, ein Sohn dieſer furchtbaren Zeit zu ſein? Denn ſie war furchtbar: furchtbar durch ihre Lockungen, Reize, Wonnen. Niemals zuvor war eine Zeit ſo ſehr Sirene geweſen. Hunderte und Tauſende gingen an ihrem Geſange zugrunde. Dieſe Heerſcharen der Zeitopfer fühlten nicht etwa ſich ſelbſt ſchuldig, nicht ein einziger von allen erkannte ſeine Schwäche, Untüchtigkeit, Sittenloſigkeit, ſondern jeder ſchleuderte der Zeit eine wilde Verwünſchung ins Antlitz.

Das tat jetzt auch Ivo König. Weshalb sollte er anders denken, als jene Hunderte und Tausende dachten?

Und schuld an seinem Unglück war Berlin. Verflucht auch diese Stadt! Seinesgleichen sahen nicht, daß Berlin die gewaltigste Arbeiterin unter den Städten war, sondern erkannten in Berlin nur die Metropole aller Reizungen und Genüsse. Für seinesgleichen galt Berlin als Hetäre, die jedem sich anbot. Wer sich einmal an sie verlor, war für immer und für alles verloren. Sie umfing seine Seele mit Polypenarmen, saugte dem Opfer das Blut aus, warf es alsdann hin: hinab in die ungeheure Kloake, wo solche Existenzen ein ihrer würdiges Ende nahmen.

Welche Dämonin war besonders das nächtliche Berlin!

Ivo schritt durch die Friedrichstraße: von der Leipziger Straße den Linden zu. Vielmehr, er drängte sich. Und schon war Mitternacht vorbei. In seinem einsamen Zuhause hielt er's nicht aus. Wie konnte ein junger Mensch einsam in einem öden Raum sitzen, während draußen der Strom des Lebens hinrauschte, ein Ozean brandenden, brausenden Daseins.

Wie anders wirkten auf ihn diese Zeichen ein, als sie eines frühen Herbstabends auf seinen Jugendfreund gewirkt hatten, den großen Philister Theodor Baumert. Denn ein solcher war der Pastorensohn für den Mann, der ein großer Lebenskünstler werden wollte und jetzt bei seinem Bankerott angelangt war.

Das nächtliche Berlin war von dem abendlichen freilich derartig verschieden, als sei es nicht dieselbe Stadt. In den Lüften immer noch das nämliche Flammenspiel; die Läden zwar geschlossen, aber zum großen Teil hell erleuchtet; der Menschenschwall angewachsen, eine lebendige Sturmflut.

Doch nichts in dem Bilde erinnerte mehr an Arbeit. Diese war getan. Das nächtliche Leben war die Weltstadt der Vergnügungen, der Lebensfreude, der Wollust, des Rausches. Es war die Stadt der großen, nächtlichen Orgie.

Aus den Theatern fluteten sie, um die Cafés und Bier-

hallen, die Restaurants und Ballsäle zu füllen. Eine Metropole von Lokalen jeglicher Art und alle überfüllt; eine Bevölkerung von Dirnen und jede nach einem Meistbietenden suchend. Dieses nächtliche Berlin glich einem riesigen Kaufhause: alles Weibliche darin war Ware und harrte des Käufers. Es kam nur auf den Preis an.

Ivo besaß kaum noch Geld. Er hatte bereits vor Wochen beginnen müssen, sein Eigentum zu verpfänden; und auch dieser Erlös war von den Freuden der „verfluchten Stadt" aufgezehrt worden. Er hätte borgen können: bei diesem und bei jenem reichen Bekannten, dieser und jener guten Freundin. Borgen war gemein. Plebejisch war's. Zum Proletarier wollte er nicht herabsinken. Spielen war immerhin gentil. Er strafte das Sprichwort Lügen; denn er hatte nicht nur Glück bei den Frauen, sondern auch bei den Karten; und wenn ihm einmal das Glück beim Spiel nicht treu sein sollte, so konnte man nach berühmten Mustern „corriger la fortune". Bis jetzt hatte er es noch nicht nötig gehabt, immerhin ...

Er begab sich in ein elegantes Lokal in der Mohrenstraße, wo in einem mit vollendetem Geschmack eingerichteten Salon eine kleine auserlesene Gesellschaft Zutritt fand. Orientalische Teppiche dämpften den Schritt, schwere Stoffe vor Fenstern und Türen die Stimmen. Auch ohne diese diskreten Einrichtungen hatten die wenigen Gäste die Gewohnheit, leise zu sprechen. Man trat lautlos ein; lautlos schlossen sich die Türen; lautlos grüßte man sich. Die Diener servierten nur Sekt und Mineralwasser und schienen der Diplomatie anzugehören. Bisweilen vernahm man inmitten der Stille das leise, leise Klirren von Goldstücken, das feine, feine Knistern der Kassenscheine. Sie waren die Genien des Ortes.

Ivo dankte es seiner Eleganz und andern Eigenschaften seiner Persönlichkeit, einer der Auserwählten zu sein, die jenen Weiheraum betreten durften. Es war ein kleiner, heimlicher Tempel der goldenen Glücksgöttin selbst, gewisser-

maßen ein verschwiegenes Allerheiligstes: ein verborgenes Monte Carlo an der Spree.

Ivo setzte sein letztes Goldstück und gewann. Er setzte höher und gewann mehr und mehr. Dann verlor er mehr und mehr, nahezu alles. Plötzlich gewann er wieder — mehr und mehr und mehr. Er gewann in überraschender, in noch nie dagewesener Weise.

Welche Lautlosigkeit! Nur das Klirren des Geldes, das Knistern der Kassenscheine, die Stimme des Bankhalters bis zum Flüstern gedämpft.

Plötzlich ... Was geschah? Der erstickte Aufschrei eines, die leidenschaftliche Bewegung aller. Ivo ward gepackt, als sei er ein Verbrecher. In der geballten Hand hielt er noch einige Goldstücke seines letzten soeben von ihm einkassierten enormen Gewinns. Er riß sich los, brach sich Bahn, wurde gestellt, machte sich nochmals frei, stürzte zum Ausgang, stürzte davon — ein ertappter Falschspieler, ein Ehrloser, ein zum gemeinen Glücksritter Herabgesunkener: Kantor Königs lieber Sohn!

Er hatte irgendeinen Hut ergriffen und befand sich auf der Straße. Gewiß verfolgte man ihn. Also mußte er fliehen. Er sprang in ein Auto, hörte sich gefragt: „Wohin fahren der Herr?"

Richtig — wohin? Nicht nach seiner Wohnung, wo man ihn suchen würde. Also wohin? Auch nicht zu einem Freunde, dem er hätte sagen müssen: „Dahin kam es mit mir! So tief bin ich gesunken! Hilf mir; rette mich!"

Aber wohin — wohin?

Kaum wissend, was er sagte, stieß Ivo hervor: „Anhalter Bahnhof!"

Und plötzlich hatte er ein inneres Gesicht wie eine Vision: Mutterzärtlichkeit, Heimat, Elternhaus, Vaterliebe. Wie seltsam, daß ein Mensch in seiner Lage plötzlich von heißer Sehnsucht nach diesen Dingen gepackt werden konnte. Eine Hölle in seiner Seele, dem Bösen verfallen, sehnte sich der Sohn redlicher Eltern nach einem verlorenen Paradiese,

ſtrebte er mit allen Kräften wenigſtens bis zur Pforte zurück. . . .

Auf dem Bahnhof angelangt, mußte er bis zum nächſten Zug warten. Dieſes Warten war qualvoll. Man konnte ihn auch bis hierher verfolgen. So alſo war es einem flüchtigen Verbrecher zumute. Daß er, der Apoſtel der Schönheit, nun auch dieſes erfuhr: das Niedrigſte und Häßlichſte. Jetzt war's mit ihm vorbei. . . .

Immer noch dieſes entſetzliche Warten! Er ſaß im Warteraum zuſammengekauert in einer Ecke. So oft jemand eintrat, erſchrak er: ein Verfolger konnte es ſein. Er machte ſich nicht klar, daß man ihn ſchwerlich verfolgen würde; daß man gewichtige Gründe hatte, von der Sache kein Aufhebens zu machen. Er fühlte ſich ſchuldig eines Verbrechens, und ein Verbrecher ward zur Verantwortung gezogen. In ſeiner fiebernden Phantaſie ſtellte er ſich alle Schrecken dieſer Verantwortung vor: ſie beſtand in öffentlicher Schande.

Ob wohl von allen dieſen Wartenden ein einziger in ſeiner Lage war? Sicher keiner. Alle bewegten ſich frei, hatten es gar geſchäftig, wurden von Verwandten und Freunden begleitet, waren guter Dinge, ſtrebten einem frohen Ziele entgegen. Daß er dazu kommen ſollte, dieſe haſtende, unangenehme, ſchlecht gekleidete, von ihm verachtete Menge zu beneiden.

Wenn darunter ein Bekannter wäre? Etwa Theodor Baumert, dieſer Tugendbold und reine Tor. Was für ein Glück der Menſch hatte! Von zwei Frauen geliebt zu werden! Von zwei ſolchen Frauen: der Jakobe und der Gräfin! Dieſer Paſtorenſohn wollte ein Arbeiter des Lebens ſein, ſtatt eines Königs; er begehrte zu nützen, ſtatt zu genießen; betete zu allem Guten, ſtatt zu allem Schönen — ſolch Duckmäuſer! Er hatte immer auf ihn, den Lachenden und Leuchtenden, herabgeſehen; denn Hochmut war eine der hervorragendſten Eigenſchaften ſolcher Menſchen. Fortan beſaß der ehemalige Herr Nachmittagsprediger ein Recht zu ſeiner Verachtung.

Ivo haßte ihn. Zugleich überkam ihn ein Neid, daß er hätte . . . wahrhaftig: er hätte weinen können vor Neid.

Er wußte nicht, daß dieſer plötzlich in ihm erwachte Neid auf alles Gute und Tüchtige in dieſer Stunde zu dem Engel ward, der das, was in ihm noch gut und tüchtig war, für die Gottheit rettete. . . .

Endlich!

Endlich konnte er ſein Billett löſen; endlich war ſein Zug fällig: gerade als der Tag aufdämmerte.

Fort, nur fort! Er zählte die Sekunden bis zur Abfahrt. Wie lange die Dauer zwiſchen dem erſten und letzten Zeichen! Was konnte in dieſem Zeitraum nicht alles geſchehen! Immer noch konnte ein Bekannter kommen, konnte er geſucht und gefunden werden.

Aber jetzt . . . Jetzt nicht mehr! Langſam, langſam ſetzte ſich der Zug in Bewegung.

Ivo hatte einen Fenſterplatz. Verſtohlen ſpähte er hinaus. Der frühen Stunde wegen befanden ſich nur wenige auf dem Perron, den Abreiſenden nachrufend und nachwinkend.

Nun auch das nicht mehr. . . . Aber immer noch bewegte ſich der Zug langſam, langſam durch das Labyrinth des Bahnhofes. Schon dieſe Schienen, Schuppen, Signale, Wagenzüge, dieſe ganze verwirrende Welt, welche dem Verkehr der Großſtadt diente, gab von derſelben ein Bild. Jetzt ſchaute Ivo hinaus auf die Häuſermaſſen der Vorſtädte, die im Morgengrauen von unſäglicher Häßlichkeit waren: aufgemauerte Höhlen, darin die reißende Beſtie Menſchheit ſich verkroch. Denn Raubtiere waren ſie alle, alle!

Ivo murmelte Verwünſchung über Verwünſchung. Er riß das Fenſter auf, um durch die friſche Morgenluft etwas Erſtickendes von ſeiner Bruſt zu wälzen. Als der Zug über den Kanal fuhr, griff er in die Taſche, raffte den Reſt des gewonnenen Geldes zuſammen, ballte darüber die Hand, damit ihm kein einziges Goldſtück entgleiten könnte, ſchleuderte das Geld weit hinaus, hinab in das trübe Waſſer.

Nicht mit einem Stück des verbrecheriſch gewonnenen Geldes wollte er das reinliche Haus ſeiner Eltern betreten.

Achtes Kapitel

Ivo wunderte sich über sich selbst, daß er Heimatsgefühle hatte. Die moderne Jugend tat sich nicht wenig darauf zugute, nebst einer Menge andrem Ballast auch das Heimatsgefühl in sich beseitigt zu haben. Es war solches Seelengerümpel! Die moderne Jugend war in jedem Atemzuge „Kosmopolitin"; und sie war stolz darauf, es zu sein. Das Vaterland bot der jungen Titanin viel zu enge Schranken. Sie war Weltbürgerin und bestrebt, sich die Kulturen aller Nationen zu eigen zu machen. Es hätte eines Krieges mit dem Erbfeinde bedurft, um Deutschlands jüngste Jugend auf ihr Vaterland sich wieder besinnen zu machen. Vielleicht daß auch sie dann einstimmte in den Ruf, der einen Donnerhall hat: „Deutschland, Deutschland, über alles!"

Jedenfalls wunderte sich der bankerotte Lebenskünstler über sich selbst, einer derartigen Regung fähig geblieben zu sein. Eigentlich war es sentimental. Immerhin gab es im Leben Augenblicke, wo auch Sentimentalität eine schöne Sache war. Man konnte in solchen Momenten über sich selbst angenehm gerührt sein. Das war erhebend.

Auf der Station, von wo aus ein Landweg zu seinem Heimatsdorfe führte, stieg Ivo aus. Es war ein wolkenloser Sommertag, der das bescheidene Landschaftsbild mit Glanz umwob. An solchem strahlenden Tage ein unglücklicher, verzweifelter Mensch zu sein, erschien unnatürlich. Die Natur selbst sang im Jubelchor das Hohelied der Schöpfung, und dann sollte das Geschöpf seine Hand zur Faust ballen müssen, um sie drohend zu erheben mit einer Verwünschung gegen einen Himmel, der so strahlen konnte und zugleich zuließ, daß die Kreatur dort unten verzweifelte: „Nicht verzweifeln!" Statt verzweifeln ... Was sollte der Mensch, der verzweifeln wollte? ... Sollte er nicht „arbeiten"?!

So wenige Buchstaben und solch großer Inhalt. ... Theodor Baumert hatte ihm einmal gesagt: „Wir leben in dem Jahrhundert der Arbeit. Du hast daher unrecht, von einem Jahrhundert des Genusses und der Selbstsucht zu reden; von einer Zeit der Lebensfreude und der Schönheit. Wer in unsrer Zeit kein Sohn der Arbeit sein will, gehört zu den verlorenen Kindern der Zeit. Arbeit auf jedem Gebiet! Selbst der Herrscher, der nicht arbeiten — nicht der Erste der Arbeiter, der Vorarbeiter sein will, gerät unter das Rad der Zeit. Sie fegt den Thron fort, darauf ein Herrscher sitzt, der genießen will, der sein Herrscheramt nicht zu erfüllen gedenkt in unermüdlicher, strengster Pflichterfüllung. Nur die Arbeitslosigkeit der Könige gebiert jene gefürchtete rote Flut, die zur Sintflut werden kann. Sie steigt und steigt, hebt auf den verlassenen Thron die Arbeit als Herrscherin. Arbeit ist der heilige Geist, der sich auf die Menschheit niederläßt und sie der Gottheit weiht. Darum, mein Freund Ivo König: arbeite — arbeite — arbeite!“

So hatte der Tugendbold, der Duckmäuser, der Sittenprediger einmal zu ihm gesprochen. Ivo König hatte sein Siegfriedshaupt in den Nacken geworfen, seine hellen Locken geschüttelt und sein Frühlingslachen gelacht. Nicht der Arbeit hatte er die Krone des Lebens zugesprochen, sondern der Daseinsfreude. Arbeit war Mühe, Anstrengung, Qual; und Pflichterfüllung war eine zudringliche und höchst unangenehme alte Dame. Auch seine Arbeit sollte Vergnügen und Lust sein, als vornehmste Pflichterfüllung sollte die dionysische Beschäftigung ihm gelten, glühende Rosen durch das graue Leben zu flechten. An dem frohen Menschen hatte die Gottheit ihre größte Freude. Er wollte ihr Liebling sein.

Und nun ...

Als Stiefkind der Gottheit und des Lebens wanderte er auf vertrauten Wegen der Heimat zu. Sie grüßten ihren wiederkehrenden Sohn wie eine Mutter ihr Kind mit strahlendem Lächeln: „Willkommen! Willkommen!“

Die Hügel bedeckten bis zur Höhe Rebenfelder, aus deren dunklem Grün die weißen Winzerhäuser hervorschimmerten. Dichter Laubwald umschattete die Gipfel. Im Tale schlängelte sich durch sommerlich duftende Wiesen in dem von Erlenwipfeln überwölbten Bette der leise rauschende Fluß, die Ilm! Ihr Wellengeflüster war Heimatsstimme. Welche Zeiten raunte sie dem einsamen Wanderer zurück ins Herz. Kindheit, erste Jugend, Knabenunschuld und Glück. Daß auch er einstmals solch seliges Kind gewesen war mit der Seele voller Glanz wie dieser Sonnentag; jede Stimme seines Innern eitel Jubel; jeder Traum die Verheißung zukünftiger Herrlichkeit.

Der Hymnus war in einen Mißton verhallt und die Träume hatten sich als Schäume erwiesen. . . .

Ihm begegneten aus den umliegenden Gehöften Bauernfrauen, die allerlei Waren des Dorfes in die nächste Stadt zu Markt trugen: Geflügel, Obst und Gemüse, Eier, Butter und Käse. Wie sie schwatzten! Dorfgeschichten; die letzten Neuigkeiten ihrer Hütten als „Sensation". Alles genau wie sonst. Nur er selbst so verändert.

Ivo grüßte und blieb stehen, um den schwatzenden Frauen zuzuhören. Es war ein garstiger Dialekt. Thüringer Sächsisch. Auch das war Heimatsklang.

Er wanderte einen Fußpfad längs der Ilm, auf deren Rauschen er lauschte. Der liebe Fluß raunte ihm zu: „Eigentlich warst du ein Prachtjunge! Alle mußten dich lieben. Und du? Eigentlich hast du niemals einen Menschen geliebt. Du nahmst beständig von den Menschen: ihre Liebe nahmst du. Was du dafür gabst, war dein Lachen und Leuchten. Darin verschwendetest du. Wie arm bist du doch jetzt! Als Bettler kehrst du zu deinen Eltern zurück." . . .

Er antwortete der Stimme der Wogen: „Meine Eltern! Weshalb machten sie aus mir einen Gott? Das war nicht meine Schuld. Jetzt müssen sie mein Menschliches, Allermenschlichstes erkennen; und werden jede Schuld dafür auf mich werfen. Daß ihre Abgötterei mich zu dem werden ließ,

was ich geworden bin, werden sie niemals verstehen. Sie versündigten sich an mir durch ihre übertriebene Liebe; und ich bin derjenige, an dem die Sünde sich rächt."

Einmal auf diesem Gedankenwege, fuhr er fort in seinem stummen Monologe: „Arbeiten, nicht verzweifeln. . . . Das ist bald gesagt. Eine Redensart ist's. Nur eine von tausend. Schöne Worte sind leicht gemacht. Was könnte ich arbeiten, um nicht zu verzweifeln? Ich könnte Steine klopfen; denn meine sogenannte Kunst . . . Eigentlich sollte mir meine Kunst nur zu einer Art von bengalischer Beleuchtung dienen, um meine schöne Person in einem interessanten Lichte zu zeigen. Der Glanz ist erloschen."

Mühsam brachte er sich endlich dahin, zu überlegen, was er beginnen wollte, was aus ihm werden sollte: „Die Kunstkomödie noch einmal anfangen lassen? Anders, mit allem Ernst, aller Kraft! . . . Ich habe dazu nicht die mindeste Lust. Auch wäre das eine Arbeit, der ich nicht gewachsen bin — nicht mehr. Eine reiche Heirat machen? Es wäre ein Verkauf. Verschenken kann man sich; aber sich selber verhandeln, an die Frau bringen . . . Als wären dergleichen Geschäfte nicht an der Tagesordnung? Ich bin ein arger Lump; aber das ist mein Metier nicht. . . . Wo bin ich hin geraten?"

Es war die Wassermühle. Die alte, morsche, ruinenhafte Wassermühle der Wellerin, die Heimat der Jakobe. In Ivo erwachten Erinnerungen an Freuden, die er längst zu den Toten geworfen hatte. Es war doch etwas Eigenes um Kinderspiele. Blickt der Mann darauf zurück, so hält er es nicht für möglich, daß auch er einstmals ein spielendes Kind gewesen ist: wie konnte aus einem Kinde ein Mensch werden, der dem Jammer des Lebens verfiel: „Und läßt den Menschen schuldig werden"? . . .

Ivo wollte vorbeigehen, blieb stehen, kämpfte mit sich, ging ins Haus.

Drinnen in dem altertümlichen Zimmer saß die Wellerin, wie sie seit dreißig Jahren gesessen, und tat, wie sie seit

dreißig Jahren getan: mit schmaler, damenhaft weißer Hand nähte sie an den rauhen Stoffen für die Kleider der Bäuerinnen und Taglöhnerinnen.

Sie erkannte den Eingetretenen nicht; er mußte sagen, wer er sei — so sehr verändert hatten ihn des Lebens Jammer und Schuld.

„Du bist es? Ivo König! Wird man so in der großen Stadt unter den vielen Menschen?"

„Wie wird man?"

„So anders, als man war. Wurde auch Theodor Baumert so anders? Und die Jakobe?"

„Saht Ihr Eure Tochter lange nicht?"

„Sie ist eine große Schauspielerin. Sieh dort!"

Sie deutete auf die Wände. Diese waren bis hoch hinauf beklebt mit Bildnissen der berühmten Künstlerin aus illustrierten Blättern. Es war eine ganze Jakobegalerie.

Die Frau stand auf, trat zu den Bildnissen, sagte mit einem Ausdruck in Blick und Stimme, als spräche sie zu jemand, der nicht anwesend war: „Meine Tochter Jakobe ist eine große Schauspielerin. Ihr Vater hat sie dazu gemacht."

Ivo fragte die Verzückte: „Läßt Eure Tochter Euch noch immer für fremde Menschen nähen?"

Die Wellerin fuhr fort, zu der Abwesenden zu reden: „Sie schickt mir Geld und ich schicke es ihr wieder zurück. Ich will bleiben, was ich war. Als armes, dienendes Mädchen hat ihr Vater mich kennen gelernt und lieb gehabt. Er war ein großer Künstler. Ich gebar ihm eine Tochter, die eine große Künstlerin ist."

Plötzlich wie erwachend: „Ist es wahr, daß sie die Freundin eines Prinzen ist?"

„Man sagt es."

„Läßt sie sich Geschenke von ihm geben?"

Die Wellerin stand vor dem Gast und sah ihn Antwort heischend an. Ivo imponierte die hohe Frauengestalt. Er war froh, sagen zu können: „Es heißt allgemein, Eure

Tochter sei ein seltsames Geschöpf. Jedenfalls ist sie ebenso stolz wie ihre Mutter."

„Ich wußte es und schäme mich, gefragt zu haben. ... Aber du?"

„Was soll's mit mir?"

„Deine Eltern wollen nicht sterben, um noch recht viel Freude an dir zu erleben."

„Und Ihr meint, ich wäre gerade kein Freudensohn?"

Die Frau starrte ihm ins Gesicht, sagte leise und hart: „Ivo König, was ist mit dir?"

„Was mit Tausenden und Abertausenden ist."

„Das heißt?"

„Daß das Leben aus mir gemacht hat, was es aus Tausenden und Abertausenden macht."

„So sagt ihr. Es ist leicht, so zu sagen. Was hast du selber aus dir gemacht?"

Ivo rief: „Alle Schuld auf uns! So ist's recht! Richtet nur! Ich wollte das Leben lieben, wollte es in meine Arme reißen, vom Leben mich küssen lassen. Es ist eine Dirne. Aber richtet nur, richtet nur!"

Jakobes Mutter fragte: „Und du willst so zu deinen Eltern zurückkehren?"

„Ihr meint: um mich auch von meinen Eltern richten zu lassen. ... Es gibt heutzutage Scharen von Eltern, die über ihre Kinder zu Gericht sitzen. Weshalb sollte mir's anders ergehen?"

Damit ging er.

Nun sah er aus den Gärten die Obstbäume, die Dächer des Dorfes und den Kirchturm aufsteigen. War ein solcher Frieden möglich? Die Zeit war ja doch eine Tragödie. Alter und Jugend agierten darin als die Helden; und das Ende war Untergang des alten Geschlechts. Das wußte er, wenn er auch selbst am Schluß nicht als Sieger dastand. Auch unter der Jugend forderte die Zeit Opfer; er war eben eines derselben. Immerhin — war in dem grimmigen Kampf ein solcher Frieden möglich? Ein Idyll im Trauerspiel.

Für die Leute in jenen Hütten unter Wieſen und Feldern gab es nicht die Konflikte, davon die Welt voll war. Es gab keine Probleme für den Landmann, der im Schweiße ſeines Angeſichts ſeinen Acker bebaute. Der Gottesfluch, der Adam traf, war zu des Landmanns Segen geworden. Glücklich der Mann, der deſſen teilhaftig ward.

Auf das friedliche Bild vor ſich blickend, fühlte ſich der Heimkehrende in tiefſter Seele erſchüttert. Wie in einer Viſion ſtand vor ihm die Stadt, der er entronnen war. Er ſah die Häuſermaſſen, das Gewühl der Menge; hörte die toſende Stimme der Großſtadt; atmete die ſchwere, ſchwüle Atmoſphäre, die ihm zum Gifthauch geworden war.

Plötzlich fiel er hin. Lang ausgeſtreckt lag er auf der Heimatsſcholle, preßte ſein Geſicht darauf, fühlte nur den einen heißen Wunſch: „Könnteſt du liegen bleiben! Brauchteſt du nie wieder aufzuſtehen! Würden ſie über deinem verfehlten, deinem vergeudeten Leben die Heimatserde häufen, würde dieſe dich in ihrem Schoß betten, wie eine Mutter ſich an die Bruſt ihr todmüdes Kind legt! . . . Ach, Mutter! Mutter! Mutter!“

Neuntes Kapitel

„Mutter! Mutter! Mutter!“ Er lag auf dem Heimatsboden und rief das heilige Wort wieder und wieder. In die Erde rief er es hinein, dieſe große, göttliche Mutter allen Lebens der Natur. Ihm war zumute, als hätte die Sprache für ihn nur noch dieſen Namen; als wäre dieſer Name das Wort, welches Verlorene zu Wiedergefundenen, Geſunkene zu Sicherhebenden machte; das Wort, welches Verbrecher entſühnte und Verfluchte zu Gnadenhimmeln emporzöge.

Endlich raffte er ſich auf. Die Sonne war untergegangen;

aber es war noch hell. Ivo wollte die Dunkelheit abwarten.

Die Bewohner der friedlichen Häuser sollten ihm nicht ins Gesicht blicken, wenn er zur Mutter schlich. Denn allein zu ihr wollte er. Sie sollte ihn zuerst sehen; ihr würde er zuerst bekennen. Dann mochte geschehen, was da wollte, wenn nur sie sein Bekenntnis gehört und ihre Hand auf sein Haupt gelegt hatte. Ihre Hand würde auf seinem Haupte ruhen, als berührte es des Herrn Hand.

„Mutter! Mutter! Mutter!"

Er sagte es beständig leise vor sich hin als das Wort, das ihn führen sollte: hin zu einer Heilstätte, einem Rettungsort.

Endlich wich die Dämmerung dem Anbruch der Nacht. In den Häusern blitzten die ersten Lichter auf. Jetzt wagte er, sich dem Dorfe zu nähern.

„Mutter! Mutter! Mutter!"

Er mußte sie allein treffen. Am leichtesten würde es sein, wenn sie in der Küche war. Dann pflegte die Magd den Tisch zu decken und sie währenddem nach der Abendmahlzeit zu sehen. Diesen Augenblick mußte er abwarten vor dem Hause stehend und durch das Fenster in die Küche spähend.

Jetzt betrat er die Dorfgasse. Sie lag bereits in nächtlicher Einsamkeit. Die Hofhunde bellten. Wie traulich waren diese ländlichen Nachtstimmen, den Dorfleuten Sicherheit verkündend: „Schlafe ein, schlafe ruhig; wir bewachen deinen Schlaf!"

Jetzt Kirche und Pfarrhaus; jetzt das Elternhaus. ... Die alte Linde stand immer noch. Wie wunderlich, daß er darüber sich wunderte. Hätte etwa der herrliche Baum plötzlich bei Sturm morsch zusammenbrechen oder ein Blitz ihn in Flammen auflodern lassen sollen? Er selbst war im Innern morsch und faul geworden; ihn selbst hatte der Sturm des Lebens gefällt, das Feuer der Genußgier aufgezehrt. Aber die uralte Linde stand immer noch wie in voller Jugendkraft und schirmte das Dach, darunter er geboren ward.

Welche Magie lag doch in eines Hauses erhellten Fenstern. Wie ein Hoffnungsschimmer strahlten sie hinaus in die Nacht: „Komm! Komm! Hier ist es hell. Hier hat die schwarze Sorge keinen Platz. Komm, komm!“

Ivo kam. Er stand unter dem Küchenfenster, sah das Herdfeuer brennen, die Magd geschäftig hin und her gehen. So, genau so, war es gewesen, als er noch ein Kind war.

Er wartete auf die Mutter. Wenn sie kam, mußte sie seine Nähe empfinden: den Schlag seines Herzens mußte sie hören.

Jetzt!

Die Magd ging mit dem Tischzeug hinaus; und ...

„Mutter! Mutter! Mutter!“

Herrgott! War seine Mutter solch uralte Frau? Wie weiß und welk ihr Gesicht, wie unsicher ihr Gang! ... Was hatte die Sibylle von der Wassermühle von seiner Mutter gesagt: „Sie will leben bleiben, um an ihrem Sohne viel Freude zu erleben.“

An diesem Sohne; an ihrem Liebling, ihrem Stolz, ihrem Sonnensohn. ...

„Mutter!“

Er stand vor ihr. Plötzlich stand er vor der Greisin. Wie ein Dieb kam er geschlichen. ... Großer, allmächtiger Gott; großer, allgütiger Gott, wie sah ihr Sohn aus!

Erloschen sein Glanz; verwelkt seine Jugend; gebrochen seine Kraft; totenblaß, entstellt sein Gesicht, Verzweiflung im Blick.

Ihr Liebling, ihr Stolz, ihr Sonnensohn kam zurück als Verlorener, als ...

Die Mutter schritt schwankend auf ihn zu. Sie breitete ihre Arme nach ihm aus, wollte ihn mit beiden Armen umfassen, sank an ihm hinunter zu Boden.

⊕ ⊕ ⊕

„Mutter! Mutter! Mutter!“

Der Sohn mochte den heiligen Namen noch so verzweiflungsvoll ausrufen, die Angerufene hörte nicht: kein

Sohnesschrei konnte die Mutter mehr wecken. Der jähe Anblick des Lieblings, der als Verlorener zur Mutter zurückkehrte, hatte sie getötet. Aber sie hatte die liebenden Arme nach ihm ausgebreitet; hatte ihn an ihr Herz ziehen, sein schuldbeladenes junges Haupt mit zitternden Händen liebkosen wollen; gibt es doch für Mutterliebe keine Schuld. Und nun hörte sie ihn nicht mehr; konnte ihm nicht mehr sagen: „Sei ruhig, mein Sohn! Nicht du hast mich getötet, mein Kind! Ich starb an meiner Mutterliebe. An meinem Mutterglück starb ich, weil ich dich so unerwartet wiedersah. Sterbend segne ich dich; und du weißt ja, daß der Mutter Segen aller Segen mächtigster ist."

Sein Vater stürzte herbei, das Haus lief zusammen, die Nachbarschaft. Zuerst war's, als sei nicht die Mutter gestorben, sondern der heimgekehrte Sohn — in solcher Entgeisterung befand sich dieser. Dann erst begriff man: die Mutter war tot!

Was aber war es mit dieser Toten? Wie konnte die gute Frau Kantor so schrecklich gestorben sein? Mit solchem Entsetzen im Gesicht und in den weit offenen Augen.

Der Mann kniete neben der Toten und drückte ihr die Augen zu. Aber es blieb ein furchtbares Totengesicht. Als man sie aufgehoben und auf ihr Lager getragen hatte, deckten die Frauen ein Tuch über sie, um nicht das grauenvolle Antlitz sehen zu lassen, mit dem die gute Frau Kantor König in die Ewigkeit ging: ihres Lieblings willen.

In der Nacht hielten Vater und Sohn die Totenwache. Da sprach zum Vater der Sohn: „Ich bin ein Verdammter. Ein Muttermörder bin ich! Sie sah mich plötzlich vor sich stehen und erkannte, als was ich vor ihr stand: als ein verlorener Mensch. Diese Erkenntnis mordete sie. Fluche mir, Vater! Der Sohn, den ihr für euren Stolz hieltet, ward eure Schande. Ein Nichtswürdiger bin ich. Meiner Mutter wollte ich alles bekennen. Beichten wollte ich ihr. Sie hätte mir vergeben, und ihre Vergebung hätte die Macht besessen, mich loszusprechen von aller Schuld. Ihre Ver-

gebung hätte mich einem neuen Leben zugeführt; denn der Mensch soll arbeiten und nicht verzweifeln. Noch mehr als für den Unglücklichen gilt dieses Wort für den Schuldigen.

„Jetzt muß ich verzweifeln!

„Als Verzweifelter muß ich aus der Welt gehen. Ich kann dir nicht ersparen, einen Mörder und Selbstmörder als Sohn zu haben. Du mußt es tragen, alter Mann. Dein Gottesglaube wird dir tragen helfen. Ich habe niemals verstanden, welche Wunderkraft der Glaube ist — diese Stunde lehrt es mich. Ich segne die Macht, die von oben herab die Seele anrührt und zu ihr spricht: ‚Seele, lebe!‘ Zu meiner toten Seele kann durch Muttermund die Gottheit nicht mehr sprechen; sie bleibt in Ewigkeit tot.“

Der Sohn der Toten fuhr fort zu reden und an dem heiligen Leichnam Wache zu halten. Sein Vater hörte ihm zu, als spräche nicht sein Sohn zu ihm. Wie konnte sein Sohn so zu ihm sprechen? Sein Sohn nannte sich Muttermörder, Verlorener, Verzweifelter; sein Sohn wollte Selbstmörder werden. — Es gab ja doch Dinge, die nicht möglich waren.

Bei seiner toten Frau hörte er seines Sohnes Bekenntnis, das dieser seiner Mutter machen wollte: „Ich verdiene nichts Besseres, als zugrunde zu gehen. Gestern noch gab ich die Schuld daran unsrer Zeit, dem Geist unsrer Zeit; ich gab sie Berlin und dem Dämon dieser Stadt. Ich wußte wohl, daß er für meinesgleichen ein unheiliger Geist sei; und doch betete ich an. Du, mein armer alter Vater, kannst das nicht verstehen. Ich sprach beständig von Schönheit, aber ich meinte etwas ganz andres. Schönheit ist bei euch; denn bei euch sind Reinheit und Güte. Und himmlische Schönheit umgibt meine Mutter. Ich bin ein von aller Schönheit Verbannter.“

Mit schwerer Zunge sprach der alte Mann: „Du hast recht: ich verstehe das nicht. Wir haben dich sehr geliebt und waren auf dich sehr stolz. Das ist alles, was ich weiß. Deine Mutter ist tot. Ich preise ihren Tod. Denn sie durfte nicht hören, was ich gehört habe. Freilich hätte auch sie es

nicht verſtanden. Aber es iſt beſſer ſo, wie es iſt. Wir waren zu ſtolze Eltern. Das hat der Himmel an uns geſtraft. . . . Du mußt mir jetzt ſagen, was du tun willſt."

„Meiner Mutter nachſterben."

„Richtig. Du willſt ja wohl Selbſtmord begehen?"

„Ja, Vater. Ich bin ein ſchlechter Menſch geworden."

„Und willſt ein noch ſchlechterer werden."

„Vater! Vater!"

„Du ſagteſt: Du könnteſt nicht mehr arbeiten?"

„Nein."

„Du müßteſt verzweifeln?"

„Ja."

„Dann freilich."

„Siehſt du wohl!"

Nach einer langen Weile ſprach der Greis weiter: „Als du noch ein Knabe warſt, nahmen ſich im Dorfe zwei Liebesleute das Leben. Paſtor Baumert verſagte den beiden ein chriſtliches Begräbnis. . . . Mein Sohn ſoll ſein Grab nicht neben dem ſeiner Mutter haben; mein Sohn ſoll ein unchriſtliches Begräbnis erhalten."

Er ſagte es mit lauter Stimme, wie wenn er zu der Toten ſpräche.

Dann ſchwieg er.

Es war, als wartete er auf eine Antwort aus dem Munde der für ewig Verſtummten.

⊕ ⊕ ⊕

Von ſeinem Vater nicht zurückgehalten, ging Ivo hinaus, um ſeinem verfehlten Daſein ein Ende zu machen. Er nahm einen Strick mit ſich, der zufällig im Hausflur lag. Strick oder Fluß — zwiſchen dieſen beiden Todesarten mußte er die Wahl treffen. Seine fiebernde Phantaſie ſtellte ſich eine jede vor. In Berlin kam er einmal dazu, wie aus dem Kanal die Leiche einer Frau gezogen ward. Der gräßliche Anblick verfolgte ihn lange Zeit. Auch ein Gehängter ſollte mit ſeinem zerbrochenen Genick fürchterlich ausſehen. Es

war noch ein Glück, wenn das Genick gebrochen ward und der Tod nicht durch Strangulierung erfolgte.

Diese Bilder standen vor seinem inneren Gesicht. Er sah sich selbst als Ertrunkenen, als Erhängten. Wie in einer Vision sah er sich selbst. Er war nicht feig, fürchtete nicht die Qual des Sterbens, überwand auch das Grauen vor dem Tode. Aber der Künstler, der Ästhet in ihm empörte sich gegen des Todes Häßlichkeit. Er hatte in Schönheit leben wollen, hatte in Schönheit nicht leben können; nun sollte er also in Häßlichkeit sterben müssen. . . .

Er irrte durch die Nacht, in der Seele die Bilder seiner durch ihn getöteten Mutter und seines eigenen Totengesichts; und beide Angesichter waren gräßlich, grauenvoll.

Es war eine wonnige Frühlingsnacht. Der Himmel strahlte von Gestirnen, und die Luft erfüllte der Wohlgeruch der wie in tiefem Schlummer ruhenden, friedlich atmenden Erde. Über den Wiesen lag der Schimmer des ersten hellen Grüns, durchglänzt von tausend lichten Primeln; aus den Wipfeln und Zweigen der Erlen schien ein märchenhafter Flor weißer Blüten zu brechen.

Schönheit war's, höchste, heilige Schönheit. Und in dieser Schönheit, die nicht von der Erde zu sein schien, sollte der Schönheitssucher den widrigen Tod des Selbstmörders sterben.

Wie jung er noch war! . . . Plötzlich fiel es ihm ein und plötzlich fühlte er seine Jugend: in der Stunde seines elenden Todes.

Ivo irrte und irrte umher. Sein wirres Wandeln führte ihn zu allen Plätzen seiner Kinderspiele. In seiner Sterbestunde wurden alle diese guten Erinnerungen noch einmal in ihm lebendig. Die Ilmstimme hatte recht: er war ein prächtiger Knabe gewesen! Alle mußten ihn lieben. Wie ein Zauber ging es aus von ihm, und er wunderte sich gar nicht darüber. Bei den Streichen der Dorfjugend war er Anführer; der Hauptmann jeder „Räuberbande", der Held jedes Kriegsspiels. Diese hohen Pappeln erkletterte er, um Krähennester

auszunehmen; jene Kirschbäume wurden von ihm geplündert; dort der Hügel war die „Burg", die er gegen ein Heer von Feinden siegreich verteidigte.

Und jetzt sollte er an dieser Stätte sein Leben selbst enden.

Ein einsames Leben war's, das den Lebensdurstigen dahin führte! Und er irrte und irrte umher ...

Der Morgen brach an. Eine sanfte Rosenröte stieg im Osten auf und verbreitete sich über den Himmel, als sollte dieser sich öffnen und Purpur und Gold auf die Frühlingserde herabrieseln lassen. Es würde ein Tag voller Herrlichkeit werden.

Gerade als die Sonne aufging, betrat er wieder das kleine Haus unter dem knospenden Lindenbaum, darin seine Mutter unter dem weißen Linnen lag und sein Vater noch immer Totenwache hielt.

⊕ ⊕ ⊕

„Ich will leben, Vater!"

„Es ist gut. Also lebe."

„Ich will nach Amerika."

„Also geh nach Amerika."

„Ich will drüben ein neues Leben beginnen, Vater. Ein besseres."

„Also beginne."

„Womit?"

„Du brauchst Geld?"

„Hilf mir hinüber. Dann will ich nichts mehr von dir; dann bist du los von mir. Ein letztes Mal hilf mir."

„Ich half dir oft — so gut ich konnte. Die dort auf dem Bett weiß, wie schwer es mir ward. Sie half mir sparen und darben."

„Ein letztes Mal gib mir. Die dort hätte mir auch ein letztes Mal gegeben."

„Ich habe nichts — nichts."

„Vater, hilf mir! Vater!"

„Warte."

Der Greis versuchte, sich zu erheben. Er sank wieder zurück. Dann gelang es ihm aber doch zu stehen und zu gehen. Wie mit gelähmten Gliedern tastete er sich durch das Zimmer. Bei der Tür wandte er sich zurück und sagte: „Nimm Abschied von deiner Mutter."

„Ich will bei ihrem Leichnam schwören —"

„Leiste keinen Meineid."

„Vater!"

„Nenne mich nicht so."

Er schlich hinaus.

Ivo wartete lange Zeit bei der Toten. Schon glaubte er, auch seinem Vater sei ein Unglück zugestoßen, er sei auch schuld an seines Vaters Tod: ein Mutter- und Vatermörder.

Da kam der Alte zurückgeschlichen.

Er brachte Geld.

⊕ ⊕ ⊕

Ivo König war fort; und die alte Frau König wurde begraben. An ihrer Gruft hielt Pastor Baumert eine Rede, die ihm die Herzen seiner Gemeinde wiedergewann. . . .

Am Tage nach dem Begräbnis kam Kantor König in seinem besten Gewande, darin er seiner Frau das letzte Geleit gegeben hatte, zum Pastor und sagte: „Ich bedanke mich vielmals für die schöne Rede, die Sie meiner Frau hielten."

„Mein armer alter Freund! Denn — nicht wahr? — wir sind wieder die Alten, wir zwei Einsamen."

„Ich bedanke mich auch dafür. . . . Was ich dem Herrn Pastor mitteilen wollte: ich muß heute nach Weimar."

„Ruhe müßt Ihr Euch gönnen!"

„Die Zeit der Ruhe wird auch kommen. Heute muß ich nach Weimar auf das Gericht."

„Was habt Ihr bei Gericht zu tun?"

„Ich muß bei Gericht anzeigen, daß ich die mir anvertrauten Gemeindegelder unterschlug."

Zehntes Kapitel

Die Verlobten arbeiteten, und auf ihrem Leben ruhte das Heil der Arbeit. Zugleich aber etwas Schweres und Schwüles, Geheimnisvolles und Dunkles.

Die Schuld daran war nicht, weil ihrem Bündnisse der Segen der Ihren fehlte — die Reinheit und der Ernst ihres Wandelns waren auch himmlische segnende Mächte. Es war ein Andres, das um beider Seelen Schleier wob. Theodor liebte seine Braut, wie ein aufrechter Mann ein schönes und reines Weib nur lieben kann; der Gedanke an Ingrid war des ehemaligen Geistlichen Abend- und Morgengebet, welches von der Gottheit gewiß als solches gehört ward. Und trotzdem: er hatte sich ein Bräutigamsglück, wenn auch nicht gerade zärtlicher, so doch leuchtender gedacht. Welch schwarzes Gewölk stieg über ihm auf? Kam es daher, weil Ingrid so selten lächelte, bisweilen so bleich aussah, ihr mühsames Tagewerk mit solchem Ernst verrichtete? Und was war es mit ihrer gemeinsamen mütterlichen Freundin, daß der Schatten auch über dieser lichten Natur zu liegen schien? Was mit dem Freunde?

Er nahm an allem teil, war voll zarter Rücksicht für Ingrid, voll brüderlicher Innigkeit gegen Theodor. Und trotzdem. . . .

Theodor dachte darüber nach, grübelte und grübelte, fand es nicht. Also blieb der Schatten in seinem guten und sonst so glücklichen Leben. . . .

Prinz Andrea setzte inzwischen den Kampf mit seiner Familie und seinem hohen Stande fort. Er erklärte immer wieder: „Auch ich will ein Arbeiter sein! Das müssen wir Fürstensöhne jetzt alle; und es ist gut, daß wir es müssen. Es kann uns nur ehren, kann uns nur fürstlich machen.'

Die Herzogin hörte kaum die Worte, überhörte sie; der

Herzog blieb auch in diesem Konflikt eine tragische Gestalt, dessen Wollen an seinem Nichtkönnen scheiterte. Aber auch er war nur einer von den vielen, die an dem Zwiespalt zwischen dem Alten und Neuen blutig litten, und auch er war aller Teilnahme, alles Mitleids würdig. Die Zeit war grausam. Etwas Ehernes, unerbittlich Zermalmendes wohnte ihr inne; sie verkörperte das starre System, und das noch mehr, als die Alten und Altmodischen es taten. Die Zeit heischte Opfer, wie ein Moloch; und Opfer fielen. ...

Eines Tages kam Prinz Andrea zu den Freunden, denen er die Mitteilung machte: „Da meine Eltern mein ganzes Lebensprinzip, wie es sich in mir gestaltet und gefestigt hat, meiner Geburt und meines Standes als unwürdig erklären, so bin ich entschlossen, diesen Vorrechten für immer zu entsagen und ein einfacher Privatmann zu werden. Ihr seid die ersten, denen ich mein Vorhaben mitteile. Die ersten zu sein, ist euer Recht; denn es ist euer Einfluß, ist euer Vorbild, wodurch ich der geworden bin, als welcher ich jetzt dem Leben gegenüberstehe. Euch beiden habe ich den Ernst meines Lebens zu danken: die hohe Auffassung von der Pflicht gegenüber dem Leben."

Er sprach zu beiden, dankte beiden. Aber sein Blick suchte dem Ingrids zu begegnen.

Und Ingrid sah ihn an —

Da näherte sich das Fräulein von Schmettau Theodor. Sie rührte leise an seinem Arm und deutete auf die beiden, die dastanden, einer in den Anblick des andern versunken. Sie dachten nicht daran, daß sie nicht allein waren. Ingrid vergaß, wessen Braut sie war; Andrea, wen er seinen besten Freund nannte. Und dieser erkannte ...

Am Abend dieses ereignisvollen Tages besprach sich Theodor mit der Freundin, die das Schicksal der drei Menschen gewendet hatte.

„Unsre Wohltäterin waren Sie stets; jetzt aber wurden Sie unsre Retterin. Ich kann nicht ausdenken, was aus uns geworden wäre, hätten Sie heute nicht an meinen Arm

gerührt; denn einmal — gewiß erſt, wenn es zu ſpät war — hätte ich erkennen müſſen, daß Ingrid ſich für mich opfern wollte. ... Unterbrechen Sie mich nicht, laſſen Sie mich ausſprechen: ‚Sich opfern wollte‘. Es iſt das richtige, iſt das einzige Wort! Als man mich damals ausſtieß — mich zwang, mich ſelbſt auszuſtoßen; als ich meinem Vater den großen Schmerz zufügen mußte; als ich meine Liebe zu ihr wie eine Macht von oben herab fühlte — damals begann ſie mit der Opferung ihres ganzen Seins. Sie liebte Andrea, erfuhr ſeine bevorſtehende Rückkehr, entdeckte meine Liebe zu ihr und verlobte ſich mit dem nur brüderlich geliebten Freunde. Es iſt alles ſo einfach, ſo klar. Aber ich war mit Blindheit geſchlagen, und nur Sie waren die Sehende. Jetzt haben Sie dem Blinden die Augen geöffnet, jetzt reichen Sie ihm für eine kleine Weile die Hand. Nicht, um ihn zu ſtützen, ſondern um ihn zu führen; denn noch iſt ſeine Seele von dem Lichtſtrahl der jähen Erkenntnis geblendet. ... Mißverſtehen Sie mich nicht: was ich tun muß, deſſen bin ich mir vollkommen bewußt. Es kommt nur darauf an, wie es zu tun iſt.“

Er war ſehr bleich, ſehr ruhig. Niemand durfte ahnen, wie er litt, und daß ihm erſt durch ſein Leiden die ganze Stärke ſeiner Liebe offenbar wurde. Die Freundin mußte ihm daher verhehlen, wie gut ſie um ihn Beſcheid wußte.

Sie faßte Theodors Hand und hielt ſie mit feſtem Druck: „Nur der Schwache bedarf der Führung. Sie werden den Weg ohne Leitung zu finden wiſſen, und es wird immer der richtige ſein. Nur das eine möchte ich Ihnen ſagen: daß ich Sie nicht nur von Herzen lieb habe, ſondern auch hochhalte. Sie wiſſen, ich karge mit derartigen Worten; das Leben verſchloß mir für weiche und warme Worte den Mund. Ihnen danke ich, daß mir dafür der Mund einmal geöffnet ward. Ich habe noch niemals einem Menſchen danken dürfen. Sie ahnen nicht, wie wohl das tut.“

Am nächſten Tage ſagte Theodor zu Ingrid: „Ich habe etwas mit dir zu ſprechen. Darf es in deinem Zimmer ſein?“

„Gewiß, lieber Freund. Auch ich wollte dich um etwas bitten."

Als sie in Ingrids Zimmer waren, sprach sie zuerst: „Ich möchte dich bitten, unsre Heirat nicht länger hinauszuschieben. Wir dürfen uns bereits jetzt sagen, daß wir es wagen können, einen Hausstand zu gründen. In der Schule ist man mit meinen Leistungen zufrieden; und dir ward für nächsten Winter eine förmliche Tournee von Vorträgen angeboten."

Theodor fragte: „Willst du, daß wir uns vor Andreas Abreise oder nach derselben heiraten?"

„Vor seiner Abreise scheint mir denn doch das Natürliche zu sein. Wir besitzen keinen besseren Freund als ihn."

„Nein, keinen besseren. . . . Das wäre dann also im Spätherbst?"

„Ja, Lieber."

„Und nun bitte ich dich, mich anzuhören."

„Deiner Miene nach muß es etwas sehr Ernstes sein."

„Es ist Wahrheit. Wir beide suchen sie beständig, streben beständig danach. Sie ist für uns das einzig Menschenwürdige. Wenigstens ist sie das für dich."

„Also sprich."

„Ich muß dir ein Bekenntnis machen. Es ist das Bekenntnis meiner Schuld."

„Einer eingebildeten."

„. . . Du hast mir viel zu verzeihen."

„Lieber Theodor!"

„Ich war nicht wahr gegen dich. Wenigstens nicht in der letzten Zeit."

„Das sollte ich dir glauben?"

„Ich hätte dir längst die Wahrheit sagen müssen, war dafür zu schwach. Feige war ich."

Und er sagte es ihr. Er sagte ihr: er habe erkennen müssen, seine Liebe zu ihr sei nicht die rechte Liebe; nicht die Liebe des Liebhabers, des Gatten! Nur die Liebe des Freundes, des Bruders. Er sagte ihr wieder und wieder: er habe

gegen sie ein schweres Unrecht begangen, und sie müsse ihm Großes verzeihen. Er bat sie um Verzeihung; bat sie, wieder ihr Freund, ihr bester, treuester Freund sein und für zeitlebens bleiben zu dürfen. Durch seine Freundschaft wollte er das an ihr begangene Unrecht sühnen: nur so könne er es ... Ob sie ihm vergeben wolle.

Ihre Tränen strömten. An ihres besten Freundes Hals warf sie sich und weinte, als wollte sie an seinem Herzen ihre Seele ausweinen. Weinend küßte sie seine Stirn, seinen Mund, seine Hände. Sie, die ihm ein an ihr begangenes großes Unrecht vergeben sollte, küßte seine Hände in solcher Hingabe, solcher Demut, als ob sie die Schuldige sei, die um Vergebung flehe.

Es war Theodor, der beruhigen und trösten mußte.

⊕ ⊕ ⊕

Der Entlobte begab sich zu Andrea, bei dem er eine andre Aufgabe zu erfüllen hatte. Er fand den Freund über Büchern und Landkarten: „Verzeih, daß ich dich bei deinen Studien störe. Es ist eine helle Freude, dich so eifrig an der Arbeit zu sehen. Wer hätte das je von dem Prinzlein gedacht?"

„Dieses selbst am allerwenigsten, versichere ich dich. Es lag viel Unnützes und Schlimmes in mir, das ausgemerzt werden mußte; und zwar bedurfte es eines eisernen Besens, kann ich dir sagen. Sogar die Ilmnixe mußte hinaus."

„Da du von ihr sprichst ... ich wollte nämlich auch ihren Namen nennen."

„Du? Ingrids Bräutigam!"

„Ich komme nicht darüber hinaus, bildete mir nur ein, damit fertig geworden zu sein."

„Theodor!"

„Du bist entsetzt? Glaube nicht, daß ich kam, um mich zu rechtfertigen."

Andrea sprang auf. Er wollte auf Theodor zugehen, blieb stehen, stieß hervor: „Ich verstehe dich nicht.... Mensch, wie siehst du aus? Du bist ja totenblaß!"

„Kehre dich nicht daran. Es ist das Entsetzen über mich selbst, ist die Selbstverachtung. Ich kam, um mit dir darüber zu reden."

„Über die Jakobe?"

„Neulich sah ich sie spielen: in Hauptmanns ‚Elga'. Ich tat es heimlich. Denke doch: heimlich! Es hat sich gerächt. An jenem Abend hat es mich wieder gepackt."

„Was? Was?"

„Meine alte Leidenschaft."

Der Prinz sprach wie geistesabwesend nach: „Ihn hat seine alte Leidenschaft gepackt. Seine alte Leidenschaft für die Jakobe; für die Ilmnixe; für die Geliebte meines Bruders. ... Und es ist Theodor Baumert, ist der Verlobte Ingrids —"

Todbleichen Gesichts stimmte Theodor bei: „Es ist verächtlich, schändlich."

Und dann nach einem schweren Schweigen: „Du bist ihrer würdiger, als ich es bin, als ich es jemals war."

Er sah den Freund erbleichen, erbeben, hörte ihn stammeln: „Würdiger — Ingrids? Wer? Ich? Ich würdiger dieses herrlichen Mädchens! Du müßtest der beglückteste, der begnadetste Mensch unter der Sonne sein, und als Verlobter Ingrids denkt er an die andre. An diese andre! ... Das ist furchtbar."

Er irrte fassungslos durch das Zimmer. Ohne zu wissen, was er sprach, murmelte er beständig Ingrids Namen. Er tat es mit einem Ausdruck der Liebe, der Leidenschaft, des Schmerzes, daß Theodor mehr und mehr erkannte, wie recht er handelte. Plötzlich blieb sein Freund vor ihm stehen, sah ihn mit flackernden Blicken an, sagte mit erstickter Stimme: „Du wirst sie unglücklich machen; du bist ihrer nicht wert. Denn sonst — wie könntest du sonst — — Weißt du, daß ich dich hassen könnte? ... Aber das ist ja doch alles nicht möglich. ... Was sagst du?"

„Ich habe heute meine Verlobung mit Ingrid gelöst."

„Mensch!"

„Nun ja. Es ist so. Es mußte so sein."

„Bist du ganz sinnlos?"

„Weil ich sie nicht unglücklich machen will."

„Du hast ihr gesagt, du liebtest die Maitresse meines Bruders?"

„Nicht das."

„Gott sei Dank! Also so viel Besinnung behieltest du noch? Es wäre für sie schrecklich gewesen, eine Demütigung, eine Erniedrigung. Die Arme, o die Arme! Und sie liebt dich so innig."

„Meinst du?"

„Wie?"

„Ich meine, daß sie einen andern mehr liebt, diesen andern immer mehr geliebt hat: einen ihrer Liebe Würdigeren."

„Welchen ‚andern'? Und wie kommst du dazu, dergleichen zu vermuten?"

„Richtig, ich vermute es nur. Und ich vermute es erst seit heute: seitdem ich mich von ihr gelöst habe. Als ich es tat, schien es mir, als würde sie sich bewußt, einen andern mehr zu lieben. . . . Warum siehst du mich so an?"

„Ich bin . . . ich habe . . . ich weiß nicht . . . . Dies alles kommt so unerwartet. Es übermannt mich."

Er sank auf einen Stuhl wie in tiefer Erschöpfung. Da sagte Theodor sein Letztes. Es war eine Bitte: „Ich will fort."

„Wohin?"

„In unsre Kohlengruben. Ich wollte es längst. Längst wollte ich an Ort und Stelle die Lage unsrer braven Grubenarbeiter kennen lernen, dieser todesmutigen Helden. Ich will den ganzen Sommer über dort bleiben. Gerade jetzt ist dafür der rechte Zeitpunkt gekommen. Du verstehst. Und ich wollte dich bitten . . . . Es ist ein Freundschaftsdienst; vielleicht der letzte, den ich von dir fordern kann. Denn du gehst bald hinüber, wirst mir weit entrückt. Also bitte ich dich."

„Um was?"

„Nimm dich Ingrids freundschaftlich an. Sie bedarf es. Überdies hält sie große Stücke auf dich; du stehst ihr sehr nahe."

„Was fällt dir ein?"

„Jedenfalls kannst du ihr jetzt sehr helfen; und jedenfalls bitte ich dich darum."

Andrea versprach, seines Freundes Bitte zu erfüllen.

Auch hier hatte Pastor Emanuels verlorener Sohn seine Aufgabe getan.

Elftes Kapitel

Es ereigneten sich Dinge, die „Sensationen" waren: ein Wort, von der neuen Zeit geprägt und mit Gier aufgenommen, aufgesaugt von allen nach heftigen Erregungen hungernden Gemütern.

Der Erbprinz von * * * wollte die berühmte Ibsendarstellerin heiraten, wurde von dieser abgelehnt, beging einen Selbstmordversuch, der ihn zum lebenslänglichen Krüppel machte. Er wollte auf die Thronfolge zugunsten seines jüngeren Bruders verzichten. Dieser hatte jedoch seinem hohen Stande entsagt, um als simpler Herr Andrea im dunkelsten Afrika Sumpf und Wildnis in eine blühende Landschaft zu verwandeln und in den letzten Oktobertagen eine einstmals gräfliche Hofdame, nunmehr simple Lehrerin, zu Frau Andrea zu machen.

Welche Zeit, welches Geschlecht!

Eine Zeit der Gegensätze, der Konflikte, der Tragödien — eine Zeit der Kraftentfaltung, des Aufsteigens, des Sichemporringens. Zugleich eine Zeit des Erreichens und Vollbringens. Und in dieser heftig gärenden, mächtig sich gestaltenden Zeit ein junges Geschlecht: pietätlos und mit-

leidslos; freudig und frech; voller Tatendrang und Tatenkraft; nicht nur niederreißend, sondern auch aufbauend; nicht nur alle Vorurteile und Überlebtes ausrottend, sondern auch neues Leben gebärend.

Zu keiner andern Zeit war das menschliche Wissen bis zu solcher Sonnenhöhe gestiegen. Der Mensch dieser wundersamen Zeit schwang sich in die Lüfte und über Alpengipfel; er ließ über Länder und Meere durch Funken seine Kunde blitzen; öffnete eines Todkranken Brust und belebte das Herz, das bereits aufhören wollte, zu schlagen.

Zu keiner andern Zeit solche gewaltigen Errungenschaften des Geistes und solche tiefen Einblicke in die Seelen. Auch in ihre Finsternisse und Abgründe.

Es war etwas Herrliches darum, Bürger einer solchen Zeit zu sein und einem Geschlechte anzugehören, das Großes vollbrachte, noch Größeres vollbringen würde. Aber der Tragödien dieser Zeit und dieses Geschlechtes waren zahllose; und sie waren von solcher furchtbaren inneren Notwendigkeit, wie kein Tragiker sie erschütternder zu ersinnen vermochte. Die Zeit selbst war zum größten Dramatiker geworden, von der zermalmenden Wucht eines Shakespeare. ...

Theodor arbeitete in den Kohlengruben. Das war wörtlich zu nehmen. Um die Lage der Bergleute in Wahrheit kennen zu lernen, hatte er sich in einem durch schlagende Wetter schwer bedrohten Distrikt anstellen lassen: auf einem der bescheidensten Posten, den er, ohne Vorkenntnis zu besitzen, mit seinem strengen Pflichtgefühl ausfüllen konnte. Er wollte von dem Leben jener Heroen unter der Erde nicht hören, sondern dieses miterleben. Jeden Monat nahm er für einige Tage Urlaub und hielt in irgendeinem Arbeiterverein über irgendein zeitgemäßes Thema Vorträge, die starken Zulauf hatten. Denn er sprach zum Volk vom Volk; und er sprach zu ihm mit dem Herzen. Aus ihm sprach sein leidenschaftliches Gottsuchertum, seine heiße Sehnsucht, den Mühseligen und Beladenen sich beizugesellen: nicht als Geistlicher, sondern als Mensch.

Scheidend von Berlin hatte er dem Freunde die Bitte ans Herz gelegt: „Sei ihr Freund, ihr Tröſter, ihr Helfer!“ Er hatte ſo eindringlich gebeten, als ob es ſeine letzte Bitte ſei. Andrea hatte verſprochen, ſie zu erfüllen, und hatte ſein Verſprechen gehalten. Wann immer er konnte, fand er ſich bei den beiden Frauen ein und umgab die Entlobte mit zarteſter Rückſicht. Sie ſprachen von dem Abweſenden, als ſei er gegenwärtig und müſſe mitreden, müſſe ihnen Antwort geben. Es kam vor, daß ſie ſchwiegen und darauf warteten, die ruhige, klare Stimme des Entfernten zu hören. Die gemeinſame Liebe zu dieſem ließ die ihre zu einander mehr und mehr anwachſen.

Von allem, was ihn bewegte, ſprach der Freund zu der jungen Lehrerin, die ſeiner verſtorbenen Schweſter Hofdame und einzige Freundin geweſen war.

Ingrid teilte ſeine Sorgen und Kümmerniſſe ebenſo treulich wie ſeine Hoffnungen und Freuden: gerade in allem Schweren wollte ſie ſeine Gefährtin ſein. Das Schwerſte war auch für ihn ſein Verhältnis zu ſeiner Familie, die ſich weigerte, die Konſequenzen eines „bürgerlichen Erziehungsſyſtems“ zu tragen; das Freudigſte waren ſeine Zukunftspläne, von denen er mit einer Begeiſterung, einer Leidenſchaftlichkeit ſprach, die Ingrid hinriß. Und wie gut ſie ihn verſtand! Als wäre ſie ein Teil ſeiner ſelbſt, wie auch er ſich nur als ganzer Menſch fühlte, wenn ſie bei ihm war. So kam es, wie es kommen mußte. . . .

Es erfolgte die Kataſtrophe mit dem Erbprinzen.

Dieſer erſchien eines Tages bei ſeinem Bruder, fahl im Geſicht, mit dem Blicke eines Verſtörten. Er ſagte zu dem Jüngeren: „Du mußt deine Afrikapläne aufgeben. Sie ſind ohnedies unſinnig.“

Andrea antwortete nicht. Er erwartete etwas Ungeheuerliches, gleichſam den Ausbruch von Wahnſinn.

„Ich werde abdanken, du wirſt Thronfolger ſein. . . . Weshalb ſtarrſt du mich ſo an? Ich wäre nicht der erſte Erbe eines Thrones, der dieſem entſagte und einem andern dieſen überläßt. Ich überlaſſe ihn dir.“

„Du abdanken? Aus welchem Grunde? Du wurdeſt für den Thron erzogen.“

„Für den ‚Thron erzogen‘. Sieh doch, wie ich dafür erzogen ward, wie ich dafür gelebt habe. Ohne für den Thron erzogen worden zu ſein, wirſt du dich deſſen würdiger erweiſen.“

„Den Grund, den Grund!“

„Du kennſt ihn nicht?“

„Eine Frau? Dieſe Frau!“

„Welche nicht meine Frau werden will.“

Andrea rief aus: „Wo ſie doch deine Geliebte iſt!“

„Ich wollte ſie zur Frau haben. Es wäre für ſie eine Feſſel geweſen; und ich wollte ſie an mich ketten. Verſtehſt du das nicht?“

„Sie würde auch die Kette brechen, ſobald ſie dieſe brechen will.“

„Immerhin nicht ſo leicht.“

„Was geſchieht nun?“

„Du haſt ja gehört.“

„Weil deine Geliebte nicht deine Frau werden will, denkſt du an etwas ſo Unmögliches?“

Der Erbprinz lachte laut auf: „Was nennſt du etwas Unmögliches? Auf einen Thron verzichten, weil ich mich dafür zu morſch, zu morbid fühle? Zu degeneriert! ... Starre mich nur an. Es iſt das richtige Wort, und du biſt ja wohl der Mann, ein Ding beim rechten Namen zu nennen. Was ſoll ein Menſch wie ich auf einem Thron? Was ſoll er überhaupt noch im Leben? Die Jakobe hätte mir helfen können — wie die Regine dem guten Oswald. Aber ſie will mir nicht helfen — auch wie die Regine dem armen Paralytiker. Du biſt aus andrem Stoff gemacht. Geſund biſt du; haſt nicht ‚gelebt‘, dich nicht ausgelebt, nicht überlebt. Es iſt einfach deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, für mich einzuſpringen, wenn ich verſage: feig, erbärmlich, verächtlich verſage. Es ſind immer die richtigen Worte. Alſo erfülle deine Pflicht und Schuldigkeit. Du biſt ein Weltbürger, wirſt ein guter Herrſcher ſein. Unſre Frau Mama

freilich — aber das ist Nebensache. Sie hat es nicht anders gewollt und muß sich mit den Tatsachen abfinden."

So fuhr er fort zu reden, mit stierem Blick wie ein zu Tode Erschöpfter, wie einer, mit dem es zu Ende ging. Es war ein plötzlicher Verfall. Andrea versuchte auf ihn einzureden, was sein Bruder apathisch geschehen ließ. Schließlich erklärte Andrea noch einmal mit ruhiger Bestimmtheit: „Du mußt auf deinem Posten bleiben, den ich nicht einnehmen will. Auch habe ich mich mit Ingrid von Trebra verlobt. Sie wird meine morganatische Gemahlin nicht werden. Man müßte also uralte, hochehrwürdige, heilige Gesetze umstoßen, müßte eigens neue Gesetze schaffen. Das hieße einer fernen, fernen Zukunft vorgreifen. Mein Zukunft liegt für das erste dort drüben in einer Arbeit, die mein Glück sein wird. So leicht gebe ich mein Glück nicht her. Ich gebe es nicht her, weil du dich müde und morsch fühlst, dich selbst einen Degenerierten nennst. Raffe dich auf; erstarke und gesunde!"

Der Erbprinz erhob sich, sagte mit spöttischem Lächeln: „Worte, nichts als Worte! Ich muß Tatsachen sprechen lassen. Diese werden dich zwingen."

Ohne Gruß ging er. . . .

In der nämlichen Nacht machte er den Selbstmordversuch, bei dem er ein Auge einbüßte. Auch für das zweite bestand Gefahr. Jakobe wollte ihn pflegen, wurde jedoch von dem herbeigeeilten Vater hinweggewiesen: „Wie eine Dirne!"

Die Herzogin mußte erleben, daß alle Welt erfuhr: nicht nur eine Prinzessin, sondern sogar der Erbe eines Thrones konnte selbstherrlich Selbstmord verüben.

Zwölftes Kapitel

Sie waren verheiratet. . . . Am Morgen ihrer Abreise auf einem der prächtigen Dampfer des Norddeutschen Lloyd erschien in Bremen in Hillmanns Hotel Theodor,

um dem jungen Paare Glück zu wünschen und zugleich von ihm Abschied zu nehmen. Zur Hochzeit konnte er nicht kommen; aber er kam jetzt.

Die beiden Glücklichen fanden den Freund sehr verändert. Das hatte das Leben in den Gruben an ihm vollbracht; und auch sonst des Lebens tragischer Ernst. Er war jedoch deshalb dem Leben nicht gram, sprach darüber im Gegenteil mit einer starken Freudigkeit wie niemals zuvor. Und — auch wie niemals zuvor — fand er seine Zeit groß und herrlich: „Trotz allem und allem"; fand er das junge Geschlecht auf emporführenden Bahnen — gleichfalls „trotz allem und allem!"

Die drei vor einer langen Trennung nur für Stunden Vereinigten hatten einander vieles zu sagen. Wenn sie auch nicht von ihren Kämpfen und Leiden, sondern nach Möglichkeit von Frohem und Hoffnungsvollem sprachen, gab es doch des Ernsten genug zu erörtern; das Siechtum des Erbprinzen; das ruhelose Wanderleben der Jakobe, aus der eine Virtuosin geworden; der trostlose Tod des Kantors König im Gefängnisse; die Verschollenheit seines Sohnes und die immer noch unerbittliche starre Haltung der Alten — mit Ausnahme des Herzogs, der nach wie vor versuchte, Kompromisse zu machen, und dabei nach wie vor unterlag. Von ihrer Mutter hatte Frau Andrea zwar zur Hochzeit einen Brief erhalten, er war jedoch heimlich geschrieben worden.

Theodor begleitete die Scheidenden nach Bremerhaven. Sie fuhren in der Abendröte durch die glühende Heide, längs der als ein Feuerstrom dem Meere zuflutenden Weser. Als der Expreßzug in Bremerhaven einlief und unmittelbar vor dem gewaltigen Dampfer anlegte, begrüßte rauschende Musik die Passagiere.

Während der junge Gatte nach Gepäck und Kabinen sah, trat Ingrid zu ihrem Jugendfreund. Sie legte traulich ihren Arm in den seinen, führte ihn zu einem einsamen Platz und sagte leise: „Mir ist immer, als hätte ich mein Glück dir zu

verdanken und als müßte ich dich zugleich um Verzeihung bitten, weil ich so glücklich bin. Denn ich bin es in tiefſter Seele. Theodor, mein Gefährte, mein Freund, mein Bruder — ich danke dir!"

Und ſie lehnte ihren Kopf an ſeine Bruſt, darin ſie das heftige Pochen ſeines Herzens fühlte.

Er konnte nicht gleich antworten. ... Sie ſtanden im Bug des Dampfers wie in tiefer, feierlicher Einſamkeit und ſchauten zuſammen in das Verglühen des Herbſtabends.

Dann fand Theodor Worte: „Weißt du noch, wie ich ſchon als Knabe ausziehen wollte, um den lebendigen Gott zu ſuchen; und wie du mich tröſteteſt, weil ich ihn nicht fand?"

„O Lieber, ob ich noch weiß!"

„Ingrid, Ingrid, Ingrid — ich fand den lebendigen Gott! Als letztes Wort ſollſt du mein hohes Glück wiſſen, damit du von mir als von einem Glücklichen ſcheiden kannſt."

Erſchüttert von ſeiner Ergriffenheit, tat ſie die Frage: „Wo fandeſt du den lebendigen Gott?"

„Ich möchte es dir nicht mit meinen armen Worten ſagen, ſondern mit denen eines Dichters. Willſt du ſie hören?"

„Sprich, ſprich!"

Und Theodor ſprach:

Wer aber lebt, muß es klar ſich ſagen,
Durch das Leben ſich durchzuſchlagen,
Das will ein Stück Roheit.
Wohl dir, wenn du das haſt erfahren
Und kannſt dir dennoch retten und wahren
Der Seele Hoheit.
In Seelen, die das Leben aushalten
Und Mitleid üben und menſchlich walten,
Mit vereinten Waffen
Wirken und ſchaffen,
Trotz Hohn und Spott,
Da iſt Gott.

Andreas junge Gattin ſprach Paſtor Emanuels Sohn leiſe nach: „Da iſt Gott!"

Und nach einer Weile mit ſtarker Empfindung: „Es iſt in dem Guten — iſt in dir!“

Das dritte toſende Signal ertönte. ... Sie mußten ſcheiden.

⊕ ⊕ ⊕

Im Laufe des Winters ſollte Theodor in Weimar einen Vortrag halten: „Über die ſittliche Wirkung der Perſönlichkeit Chriſti.“ Er wollte die Aufforderung ablehnen — der Nähe ſeiner Heimat willen, die für ihn nicht mehr Heimat war. Dann nahm er doch an. Gerade zu ſeinen Landsleuten und gerade über dieſes große Thema ſprechen zu dürfen, war denn doch eine zu bedeutſame Sache. Er traf bereits den Tag vorher in Weimar ein, ſtieg im „Elefanten“ ab, und das erſte, worauf im Gaſthofe ſein Blick fiel, war der Theaterzettel mit der Ankündigung für den Abend:

Großherzogliches Hoftheater:

„Iphigenie.“

Als Iphigenie gaſtierte Jakobe.

Theodor ſchickte ſogleich nach einem Billett, erhielt noch einen Platz in der letzten Reihe des Parketts, was ihm gerade recht war. Ihm war zumute, als müßte er ſich auf den Abend vorbereiten: Die Jakobe als Iphigenie. ... Alſo ſpielte ſie doch noch Goethe?

Sie, die ſchier Hypermoderne! Schon damals beim Gretchen war ihm bang geweſen. Und ihr Gretchen lag vor Ibſen und Hauptmann. Aber wie herrlich, wie ganz im Goetheſchen Geiſt, hatte ſie vor dem Gartenhauſe das Lied an den Mond geſprochen! „Wie Goethes Muſe“ — hatte er in jener unvergeßlichen Winternacht gemeint und unerſchütterlich an ſie geglaubt: als an die prieſterliche Verkündigerin aller jener hehren Geſtalten. Seitdem freilich —

Vieles war ſeitdem mit der Jakobe geſchehen; viel Unverſtändliches, Rätſelhaftes. Aber war es ihm denn anders ergangen? Das Leben führt eben den Menſchen auf Irr-

wegen, durch Dunkelheiten. Wenn er nur endlich an ein Ziel und ins Helle gelangt.

Von seinem Zimmer aus sah er auf den Rathausplatz hinab. Die Landleute kamen aus den Dörfern mit ihren Waren gezogen. Viele von den Frauen trugen noch das altmodische schwarze Kopftuch und den Doppelmantel aus buntgeblümtem Kattun, mit Falbeln verziert. Über ihren hohen Körben festgeschnallt, brachten sie in schneeweiß gescheuerten Butten, deren Messingbänder wie Gold glänzten, den Stolz des Hauses: die frische Butter, zu Markt. Ein fröhliches Treiben, ein eifriges Feilschen entfaltete sich — genau, wie es zu Theodors Knabenzeit gewesen war und vor hundert Jahren sicher nicht anders. Auch sonst hatte sich auf dem lieben Platze nichts verändert. Da war noch das Cranachhaus und die Apotheke; da war noch an der Ecke der Konditor, bei dem Theodor sein Taschengeld anlegte; und da war, gewiß auch noch vollkommen unverändert, die Wünschengasse, darin die beiden Ratsmädel, Röse und Marie, ein unsterbliches Jugendleben führten — wie heutzutage selbst in dem alten guten Weimar es keine hübschen Kinder mehr führen, mit prächtigen, blonden Zöpfen, bis auf den Rücken herabhängend, und Lebenswonne im Herzen.

Neu jedoch auf Weimars Marktplatz war dort drüben das „Kaufhaus Tietz". Also hatte sich auch hier manches verändert.

Ja, manches! Manches Neue war nach Weimar gekommen: Trambahnen und Droschken; modische Läden und stattliche Bauten; Verkehr und Industrie; junges, aufblühendes, kräftiges Leben. Auf seinem Gange durch die Stadt sah Theodor alles und erkannte von allem das Gute. Dabei war auch das junge Weimar das alte geblieben: Weimars Weihestätten hatte die Zeit nicht angerührt; und der geistige Pilger konnte von Sanktuarium zu Sanktuarium wallfahrten, ohne sich in seinen bewegten Empfindungen verletzt zu fühlen: von Herder und Wieland zu Schiller und Goethe; vom Wittumspalais durch den Park nach Tiefurt.

Oder nach Ettersburg oder nach Belvedere. ... Hätte der tote Jupiter aus dem christlichen Olymp auf sein altes Weimar herabschauen können, so hätte er wohl verwundert, doch sicher nicht mißbilligend über das neue Weimar sein Haupt geschüttelt. Im Gegenteil! Seine selige Exzellenz hätte selbst an der „Elektrischen", die an seinem Hause am Frauenplan vorüberfuhr, seine Freude gehabt und mit einem leisen Lächeln gesprochen: „So ist's recht, Kinder! Fortschritt und Entwicklung haben mit der Tradition viel weniger zu tun, als kluge Leute vermeinen; denn Fortschritt und Entwicklung sind Leben. Auch das Junge kann das Alte ehren und dabei doch jung sein. So recht göttlich jung! Seid es nur. Ich war es auch einmal."

Das Einmal-gewesen-sein. ...

Es war diese Empfindung, die bei Theodors Wanderung auf Schritt und Tritt seine Begleiterin war, eine gar seltsame Gefährtin, beständig erinnernd: Es war einmal! Knabenzeit, erste Jugend; alle die Freuden und Leiden; alle die Hoffnungen; die Ideale von Leben und Menschheit.

Fühlte er sich um diese gebracht?

Nein.

Waren die Enttäuschungen größer gewesen als die Hoffnungen?

Nein — nein!

Also brauchte er auch nicht jenes gespenstische „Es war einmal" zu scheuen, das für viele eine fürchterliche Gestalt ist mit dem Blicke einer Mörderin: die schönen Erwartungen und leuchtenden Hoffnungen der Jugend schlug sie erbarmungslos tot.

Auch nachmittags setzte Theodor seine Wanderungen fort: durch den bereits tief verschneiten Park nach Ober-Weimar; über das Horn, an dem ehemaligen Häuschen der Ilmnixe vorüber, zur Altenburg und dem Andreasinstitut, daraus — wie Theodor mit lebhafter Teilnahme verfolgt hatte — eine ganze Reihe tüchtiger Männer hervorgegangen war. Er ging und ging, wie um durch sein eiliges Schreiten eine hef-

tige Unruhe zu beſchwichtigen. Sie wuchs, je näher der Theateranfang heranrückte. Erſt kurz vor Aufgehen des Vorhanges nahm er ſeinen Platz in dem alten lieben Hauſe ein, das bald einem neuen, prächtigen Bau weichen ſollte.

„Heraus aus euren Schatten, rege Wipfel —"

Was war das? Bereits bei den erſten Verſen fühlte Theodor einen faſt phyſiſchen Schmerz über dieſe Prieſterin, die Prieſterin nicht mehr war. Nur noch Virtuoſin — nur noch Zoll für Zoll Virtuoſin! Und was machte ſie aus den Jamben? Wozu wohl Goethe ſeine Iphigenie in Verſen ſchrieb, wenn die Darſtellerin derſelben die Verſe in Proſa auflöſte? Dieſe Verſe! Die Art, wie die Jakobe die zur Proſa erniedrigten Verſe ſprach, war wohl ein Kunſtſtück, aber es war keine Kunſt.

In keinem Atemzuge mehr große, heilige Kunſt!

Das Publikum blieb eiſig kalt — eiſig kalt aus Achtung vor dem großen Namen der Tragödin, deren ſchon damals ungoethiſches Gretchen es doch zum Enthuſiasmus hingeriſſen und die es dann zu ſeinem Liebling erhoben hatte.

Nach dem mißhandelten Parzenliede ertrug Theodor es nicht länger: vor dem Theater wartete er das Ende der Vorſtellung ab. Bei dem Dichterdenkmal ſchritt er in leidenſchaftlicher Erregung auf und ab, ſich erinnernd, erinnernd —

Wie hatte das nur ſo troſtlos kommen können? Mußte er auch dieſes Sinken von einer glanzvollen Höhe herab der Zeit zuſchieben, die an ſo vielem die Schuld tragen ſollte?

Nein! Und abermals — nein, nein!

Sie ſelbſt war die Schuldige. Sie allein hatte ſich von dem Thron geſtürzt, darauf ein Genius ſie erhoben. Alle Verantwortung fiel auf ſie, die mit ihren herrlichen Gaben ſchändlichen Wucher getrieben.

Während er ſie richtete, überkam ihn zugleich ein unſägliches Mitleid mit der freiwillig Niedergeſtiegenen. Was mußte ſie heute empfinden, was leiden?

Endlich war das Stück aus. Die Zuſchauer ſtrömten aus dem Hauſe: haſtig, gleichgültig. Theodor hörte dieſes

und jenes vernichtende Urteil. Auch zum Schluſſe kein Erfolg! Einige verſuchten ſchüchtern zu klatſchen, wurden jedoch ſofort heftig niedergeziſcht. Und das im Hoftheater von Weimar, bei einer einſt viel bewunderten, einſt geliebten Künſtlerin: „Es war einmal“ ...

Theodor begab ſich zu der Tür, daraus die Schauſpieler das Haus verlaſſen mußten. Dieſen Abend war der Platz leer. Oreſt und Pylades erſchienen zuerſt. Sie ſprachen in kameradſchaftlichem — in mitleidigem Ton. Auch ihrer Worte Inhalt lautete, daß es einmal war.

Dann kam ſie, die Jakobe. ...

„Schicke den Wagen fort! Geh mit mir, wie du damals mit mir gingſt. Wir gehen den nämlichen Weg.“

Er trat auf ſie zu, die ihn anſtarrte, als ſähe ſie ſeinen Geiſt. Eine Weile ſtanden die beiden einander gegenüber. Auch er war ſehr bleich; aber ihr Geſicht ſchien in ſeiner Weiße und Erſtarrung keinem Lebenden anzugehören.

Leiſe und weich ſagte ihr Freund: „Gib mir deinen Arm. Und — jetzt komm!“

⊕ ⊕ ⊕

Sie gingen die nämlichen verſchneiten Wege: zwei andre Menſchen, als ſie damals geweſen. Durch Theodors Hirn kreiſten noch immer die Gedanken: Wie konnte es nur möglich ſein? Er fand nicht den Mut, das erſte Wort zu ſprechen. Die Jakobe ſprach es. Es war ein Stammeln, ein Stöhnen: „Aus und vorbei; aus und vorbei!“

Und immer wieder wie phantaſierend: „Aus und vorbei! Mit allem aus und vorbei! Mit allem und allem!“

Voller Entſetzen rief Theodor ſie an: „Du willſt dein Gelübde erfüllen?“

„Ja.“

„Sterben willſt du? Selbſtmord willſt du begehen?“

„Ja, ja! Willſt du mich etwa abhalten?“

Theodor fragte zurück: „Willſt du, daß ich es geſchehen laſſen ſoll?“

„Wenn du mein Freund bist oder mein Freund einst warst, so lässest du mich jetzt sterben. ... Da fällt mir ein: Du warst Geistlicher, und Selbstmord ist ja wohl Sünde?"

„Unter Umständen ist es Feigheit."

„Unter Umständen. ... Seltsam, wie wir alles erst an uns selbst erfahren müssen. Als der entthronte Lebenskönig zu mir kam und mir sagte: er wolle sterben, — sterben müsse er, da es mit ihm aus und vorbei sei, da rief ich ihm zu: ‚Arbeiten, nicht verzweifeln!' Da konnte ich klug reden. Nun es mich selbst betrifft, ist es mit meiner Weisheit zu Ende; nun helfen mir keine großen Worte. Also spare sie. Bei mir sind die Umstände tieferer Art. Ich habe ein Heiligtum entweiht, eine Gottheit gelästert. Viele Frauen töten sich aus unglücklicher Liebe. Das mag schwach sein, feige — wie du in deiner Stärke es nennst. Ich wurde mir selbst treulos. Das ist etwas anderes als die Untreue eines Geliebten. Überdies handelt es sich bei mir um die Erfüllung eines Gelübdes, von mir geleistet an dem Denkmale Goethes, dessen reinste und hehrste Frauengestalt ich nicht mehr verkörpern kann! Verstehst du: nicht mehr kann!"

Sie schwieg erschöpft. Theodor versuchte die ganz Verstörte, die an sich selbst Verzweifelnde zu beruhigen: „Du leistetest jenen Schwur in Ekstase. Denke doch, wie jung du damals warst!"

„Und rein und gut, rein und gut. Damals; ach ja, damals! Ich liebte dich damals; ich wollte dein sein, ganz dein; einzig und allein dein. Aber für Pastor Emanuels frommen Sohn wäre das eine große Sünde gewesen — wie der Selbstmord es ist. So duldete er denn, daß ich an meiner Seele Selbstmord beging."

Theodor schrie auf: „Jakobe! Um Gottes willen, Jakobe!"

Sie wiederholte hart: „So duldetest du denn, daß ich an meiner Seele Selbstmord beging."

Fassungslos stieß der Angeklagte hervor: „Wenn du das sagst, dieser Schuld mich zeihst, dafür mich zur Verantwortung

ziehst — wie soll auch ich dann das Leben weiter ertragen können? Und ich muß es. Nicht meinetwillen, sondern meiner Arbeit willen, die meine Mission ist. Ich darf meiner Mission nicht untreu werden. Es wäre eine Untreue gegen mich selbst."

„Vollbringe deine Sendung in Frieden weiter. Ich fordere von dir keine feige Sünde. Nichts fordere ich von dir. Aber es mag auch für dich von Nutzen sein, zu wissen, wohin ein guter und reiner Mensch geführt werden kann: bis zum Rande dieses Flusses."

Es war die Ilm, an deren Ufer einst das Kind zu einer unbekannten Gottheit die Arme aufstreckte in dunkler, heißer Sehnsucht nach einer leuchtenden Erfüllung. Jetzt stand das an sich selbst verzweifelnde Weib in eisiger Winternacht an demselben Gestade, erfüllt von leidenschaftlicher Todessehnsucht, von dem festen Willen zum Tode. Sie beugte sich hinab; es schien sie gewaltsam niederzuziehen. Theodor wollte sie bereits umschlingen, um sie vom Rande des Grabes zurückzureißen, als er sie sprechen hörte. Ein Flüstern war's, ein Raunen, als hielte sie geheimnisvolle Zwiesprache mit den unter dünner, weißer Eisschicht dahinrauschenden Wassern, die sie in ihren Schoß aufnehmen sollten, ewiges Schweigen, ewigen Frieden verleihend:

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh;
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch, zu seiner Qual,
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Tal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodieen zu!

Wenn du in der Winternacht
Wütend überſchwillſt,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knoſpen quillſt.

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält ...

Ihre Stimme brach. Sie ſprach zuletzt ſo edelſchön, wie ſie das liebe Lied in jener andern Wintermondnacht geſprochen hatte. Theodor mußte ein Schluchzen erſticken. Er fühlte ſich von des Lebens ganzem Jammer gepackt; fühlte ſich des Lebens Jammer gegenüber hilflos: er, der eine Miſſion an die Menſchheit zu haben wähnte. Nicht einmal dieſer einen Mühſeligen und Beladenen konnte er beiſtehen in ihrer höchſten Not.

Jakobe faßte ſich. Mit unbeſchreiblichem Ausdruck ſprach ſie den letzten Vers:

Was von Menſchen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht ...

Sie ſprach wie zu ſich ſelbſt weiter: „Das iſt es! Was von Menſchen nicht gewußt wird; was der Menſch in dem Labyrinth ſeiner Bruſt trägt — es iſt das, was den Menſchen ſchuldig werden läßt. Vollends, was die Frau Geheimnisvolles und Dunkles in ihrer Seele trägt, ahnungslos, daß es feindliche Gewalten ſind, Dämonen der Vernichtung. Wenn dieſe dann plötzlich erwachen: durch das Leben geweckt werden. Und nun gar ein Weſen wie ich. Bin ich doch die ‚Ilmnixe‘! Man trägt nicht ungeſtraft ſolchen Namen von Kindheit an. Einmal kommt dann der Tag, wo der Name zur Wahrheit wird. Ich wußte auch nicht, was für unheilvolle Mächte in mir ſchliefen. Sie erwachten, als ich mich von dir, du reiner Tor, verſchmäht wußte. Das vergißt ein

ſtolzes Weib nie, überwindet es nie. Es braucht durchaus keine Kundry zu ſein. Ich verzieh dir, aber ich vergaß es nie, überwand es nie. Weil ich es nicht überwinden konnte, ſchädigte es mich an Leib und Seele. Und es ſchädigte mich in meiner Kunſt; denn einmal war ſie eine Kunſt! Weil ich es nicht überwinden konnte, vermochte ich Frauen ‚meiſterlich' darzuſtellen, die in ihrer Seele auch etwas Unüberwundenes — Unüberwindbares trugen, eine dunkle, geheimnisvolle, dämoniſche Gewalt, die einmal erwachte — einmal gewaltſam geweckt ward. Aber es müſſen moderne Frauen ſein. Eine Iphigenie oder Leonore weiß nichts von dergleichen. So kam es denn in meinem Leben bis zu dem heutigen Abend, der den letzten Abend bildet, der Tragödie Schluß. Daß ich dich noch einmal ſah, noch einmal deine Stimme hören durfte, macht für mich den Schluß ſogar noch zu einem leidlich guten."

Unbekümmert um ihn, wollte ſie weiter gehen. Theodor ſtellte ſich ihr in den Weg, zwang ſie dadurch, ſtehen zu bleiben, richtete an ſie die Frage: „Du haſt aber doch den Erbprinzen geliebt? ... Antworte!"

„Ich liebte nur dich. Einzig und allein dich."

„Ohne Liebe gabſt du dich hin?"

„Wußteſt du das nicht?"

Tonlos ſprach er ihr nach: „Ohne Liebe gabſt du dich hin ..."

Sie meinte gleichgültig: „Ich hätte mich auch einem Zweiten und Dritten ohne Liebe hingeben können, hätte mich daran nicht etwas gehindert."

„Was war das?"

„Der Ekel."

„Trotzdem ließeſt du den Erbprinzen ſo lange nicht los?"

„Weil ich ſehen wollte, wie weit ein Weib über einen Mann Gewalt gewinnen kann. Dieſer war freilich ein Schwächling. Über dich hätte ein Weib nicht Gewalt gewinnen können. Weder ich, noch irgend eine andre."

„Sage mir weiter! Ich habe zu fragen ein Recht."

„Frage also."

„Als der Erbprinz dich zur Frau begehrte, da —"

„Da hatte ich bereits zur Genüge erkannt, wie weit die Gewalt einer Frau über den Mann gehen kann."

„Und da warfst du ihn hin?"

„Wie ich einen Zweiten und Dritten hingeworfen hätte."

„Als er deinetwillen Selbstmord begehen wollte und sich nur selbst verstümmelte, wünschtest du bei ihm zu bleiben und ihn zu pflegen. . . . Weshalb antwortest du nicht?"

Sie tat es leise und zaudernd: „Etwas Menschliches kann schließlich auch ein Nixenwesen haben."

„Etwas tief Gutes!"

Theodor rief es triumphierend, mit ersticktem Jubel. Dann sagte er ihr das Letzte. Es war eine Bitte.

„Versprich mir, nicht eher aus dem Leben zu gehen, als bis wir uns noch einmal sahen."

„Es müßte bald sein."

„Morgen abend. . . . Ich spreche morgen abend in Weimar für kleine Leute, und ich möchte auch für dich sprechen. Ich werde allein für dich sprechen. Willst du mich hören?"

„Ja."

„Und dann?"

„Ein letztes Wiedersehen."

Wiederum standen sie vor Goethes Gartenhaus, und beide empfanden auch in dieser winterlichen Nachtstunde ihres Lebens die Weihe der Stätte, die ein guter Mensch betrat.

Dreizehntes Kapitel

Theodor stellte sich in dem Vorraum des Saales auf, darin er seinen Vortrag hielt. Er tat dies gewöhnlich, wenn er sprach; und er tat es gewissermaßen, um den Leuten, zu denen er sprechen wollte, vorher ins Gesicht zu sehen: sie

waren ihm alsdann weniger fremd. Während er auf der Tribüne stand, sah er vor sich nur den dichtgefüllten Raum: Kopf gedrängt an Kopf. Denn man drängte sich zu seinen Reden, daran sich jedesmal Diskussionen schlossen, für den Sprecher fast das Liebste, jedenfalls das Wichtigste.

Auch heute kamen die Leute mit ernsthaften Gesichtern; mit Mienen, als sollten sie einer feierlichen Handlung beiwohnen. Sie brachten ihre Frauen und Töchter, ihre Bräute und Schwestern mit. Alle waren im Sonntagsstaat. Viele der groben Männergestalten erschienen in altmodischen langen, schwarzen Röcken, darin sie sich der Würde wegen mit Vorsicht bewegten. Sie traten behutsam auf, hielten in schwieligen Händen ihre Hüte steif vor sich, sprachen mit unterdrückter Stimme.

Meister und Gesellen kamen; Handwerker und Arbeiter. Alle wollten sich belehren lassen; alle trieb das Verlangen nach Wissen.

Jakobe erschien im schlichten dunklen Kleide. Sie hatte einen Blick, einen Ausdruck, der Theodor durch das Herz schnitt. Er ging ihr entgegen, führte sie in den Saal und zu einem Stuhl unmittelbar vor dem Podium. Sie grüßten sich nur mit den Augen.

Nur mit den Augen hatten sie sich schon einmal gegrüßt, als sie — lang, lang war's her — voneinander Abschied nahmen. Ein Abschied sollte es auch heute sein. . . .

Hinter ihnen betrat den Saal, von ihnen unbemerkt, ein Greis, auf den viele schauten, ehrfürchtig und scheu zugleich. Es war eine ragende Gestalt im Rocke des evangelischen Geistlichen; um das wie aus hellem Erz gebildete Gesicht fiel das weiße Haar lang herab. Mit krampfhaftem Griff hielt der Alte den Knauf eines derben Stockes gefaßt. Es war, als müßte er sich an etwas anklammern.

Die Leute wollten Theodors Vater in die vordersten Sitzreihen lassen. Er wehrte jedoch unfreundlich ab und suchte sich einen Platz ganz im Hintergrunde neben einer Säule, die ihn fast deckte.

Und Paſtor Emanuels Sohn ſprach —

Er ſchilderte die Perſönlichkeit Chriſti. Aber er ſchilderte ſie anders, ganz anders, als ſeine Zuhörer — als dieſe Zuhörer — gewohnt waren, ſie zu ſehen. Chriſtus, der Sohn des Zimmermanns Joſeph, war nicht der Held des Leidens, ſondern ein Heros der Taten, des Kampfes: eines Kampfes für eine neue Zeit, ein junges Geſchlecht. Der Notwendigkeit ſeines tragiſchen Unterganges ſich bewußt, ging er dieſem unaufhaltſam, machtvoll entgegen, ſeinem Golgatha zu. Der Chriſt, den der Sohn des Thüringer Landpaſtors mit Rembrandtſcher Farbenglut malte, hatte etwas von dem gewaltigen Gottesſohn in Michelangelos „Jüngſtem Gericht". Dieſer Chriſtus flehte nicht zu ſeinem Gott: „Wenn du kannſt, ſo laſſe den Kelch an mir vorübergehen!" — ſchrie am Kreuz nicht ſchmerzlich auf: „Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?" Dieſer Chriſtus war wie ein brauſender Sturm, der Felſen zerſplitterte, wie ein Meer, das Länder überſpülte; wie ein Feuerbrand, der die Welt ergriff. Er war ein Gigant des Geiſtes, eine Kraft, von der Kraft ausging: auf ſeine Jünger; auf den halben Erdkreis; auf alle, die an ihn glaubten.

Als Arbeiter ſchilderte Theodor den Arbeiter, den herrlichen Menſchenſohn. Und er ließ den Verkündiger unſres höchſten Gutes der leidenden Menſchheit die göttliche Botſchaft bringen: „Verzweifelt nicht, arbeitet! A r b e i t e t, und ihr werdet das Glück finden; arbeitet, und ihr werdet das Leben haben; arbeitet, und euer wird das Himmelreich ſein!"

Der Redner erzählte alsdann eine Epiſode aus ſeinem eigenen Leben: wie er in den Kohlengruben durch ſchlagende Wetter mit den Bergleuten drei Tage lang lebendig begraben geweſen; wie er während dieſer Zeit zu ſeinen Mitbegrabenen viel von Chriſtus geredet hatte als von einem ihresgleichen, der in einem geiſtigen Grabe, in einer ſeeliſchen Nacht für das Auferſtehen und den Tagesanbruch gerungen.

Und Theodor rief aus: „War Chriſtus auch nicht der

Gottessohn und Gottesgesandte; war er auch nur ein sterblicher Mensch wie wir alle; nur die von der Menschheit gedichtete Gestalt der großen Sehnsucht der Menschheit nach einem Weltverbesserer, den sie den Messias nannten, so —"

Da ereignete sich etwas Ungewöhnliches.

Der Vortrag wurde unterbrochen. Im Hintergrunde erhob sich eine hohe, dunkle Gestalt, und eine von Leidenschaft bebende Stimme rief in den Saal hinein: „Erkennt ihr ihn jetzt? Hört ihr jetzt, wie er sich selbst verriet? Euren Christus will er euch nehmen! Den Gottessohn will er euch stehlen, den ihr von Kindheit an im Herzen tragt, an den zu glauben schon in euren ersten Gebeten eure Mütter euch lehrten. Den lebendigen Sohn des lebendigen Gottes will dieser Gottlose euch ableugnen; auf daß ihr von Gott abfallt — wie er's tat; auf daß ihr die Irrlehren der Zeit annehmt — wie er's tat; auf daß ihr euch durch ihn um eure höchsten Güter bringen laßt: um die einzig wahren Güter des Lebens, die in eurem unverfälschten christlichen Glauben bestehen. Seht ihn an, wie er vor euch steht, als Erkannter, Entlarvter."

Die Leute hatten sich erhoben und zurückgewandt. Eine Bewegung entstand, eine lebhafte Unruhe. Murren und Drohrufe wurden gehört. Sie galten dem fanatischen Greise, der wagte, solche wilde Sprache zu führen, zu solchem drohenden Ankläger sich aufzuwerfen. Und die Anklage lautete auf Gotteslästerung, auf Gottesleugnung.

Der Alte drängte sich ungestüm vor, bis er der Tribüne gegenüberstand: gerade gegenüber dem Redner, neben den sich, als erklärte sie sich hiermit vor allen Leuten zu seiner Genossin, eine von den Zuhörerinnen gestellt hatte: Jakobe, die Tochter der Wellerin.

Die Stimme des Greises übertönte den Lärm des erregten Auditoriums: „Seht ihn an, seht ihn an! Hört, ob er sich rechtfertigt. Fragt ihn! Sagt ihm: er solle sich rechtfertigen! Er wird schweigen. Schweigen muß er; denn er weiß, es ist die Wahrheit. Ihr wißt nicht, wer er ist. Ich will es euch sagen. Er ist mein Sohn! Ist mein

einziger Sohn, den ich mir im heißen Kampfe von Gott errang; den ich liebte wie Abraham seinen Sohn Isaak; für den ich mich voll Vaterwonne geopfert hätte, wenn Gott das Opfer von mir gefordert. Seht ihn an, seht ihn an! Seid Zeugen, wie ein Vater vor euch allen seinen einzigen, einst heißgeliebten Sohn anklagt, und wie dieser schweigt — schweigen muß."

Es war ein gewaltiger Eindruck. Nach einer langen, bangen Stille hörte man flüstern: „Sein Vater! ... Der Alte ist sein Vater! ... Sein Vater!"

Das Flüstern wurde allgemein, wurde laut und lauter. Zuletzt war es wie der Ruf aus einem Munde: „Sein Vater!"

Der Greis wandte sich, winkte und sogleich ward es still. In dem tiefen Schweigen erschallte die Stimme des anklagenden Vaters wie von der Kanzel herab: „Ich fordere euch, ihr Christen, auf, mit mir eure Seelen zu Gott zu erheben und einzustimmen in den Gesang, der mehr als je das Hohelied unsres Glaubens ist:

Eine feste Burg ist unser Gott,
Eine starke Wehr und Waffen ...

Der Greis sang mit machtvoller Stimme. Zuerst fielen nur wenige ein; zuletzt sangen alle.

Als Kirchenchor brauste es im Saale auf:

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein Dank dazu haben:
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib:
Laß fahren dahin,
Sie habens kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Pastor Emanuel beabsichtigte, am nächsten Tage nach seinem stillen Dorfe zurückzukehren: der Kampf wider seinen eigenen Sohn, für seinen Gott, sollte die letzte geistliche Tat seines Leben sein. Die wenigen Tage, die ihm noch geschenkt waren, wollte er in Frieden mit Gott und der Welt seinem Ende entgegenharren.

Der gestrige Abend hatte ihm diesen Frieden gespendet: er war ein Sieg gewesen. Wenn kein Sieg für ihn, so doch für den alten Gott, der auch in der neuen Zeit noch lebte — der in allen Zeiten leben würde: „Denn sein war das Reich und die Kraft von Ewigkeit zu Ewigkeit. . . ."

Als der Alte auf dem Bahnhof ankam, erfaßte ihn ein leidenschaftliches Verlangen, noch ein allerletztes Mal von der Wartburg aus auf die Welt herabzusehen. Es war ein leuchtender Wintertag, und es mußte herrlich sein, den Weg von Eisenach hinaufzusteigen, wo auf der Höhe die geliebteste Burg der Deutschen ragte wie die Burg des Glaubens selbst, ein Heiligtum der Nation.

Also folgte er dem starken Drange und löste sich eine Fahrkarte nach Eisenach.

Während er auf den Zug wartete, sah er seinen Sohn.

Die Tochter der Wellerin, die Komödiantin, war bei ihm. Auf den Gesichtern beider lag der Ausdruck eines Ernstes, der sie schier feierlich erscheinen ließ. Beide standen inmitten des Gewühles gleichsam in tiefer Einsamkeit, beide schienen unzertrennlich zueinander zu gehören.

Auch von den Zuhörern des gestrigen Vortrages befanden sich einige auf dem Bahnhofe, um in verschiedenen Richtungen davonzufahren. Sie grüßten Pastor Emanuel ehrfürchtig — von Pastor Emanuels Sohn wandten sie sich ab.

Seinen Sohn, dem sie gestern andachtsvoll zugehört hatten, verleugneten sie heute.

Da ging eine mächtige Bewegung durch die starre Seele des Alten. Wie heißes Mitgefühl mit dem Verleugneten wallte in ihm auf, ein schmerzliches Mitleid. Er hätte den Rest seines Lebens dafür hingegeben, hätte er noch ein

einziges Mal den Mann mit dem bleichen, ernſten Geſicht mit dem Namen rufen können, der einſt für ihn einen heiligeren Klang hatte als der Name ſeines Gottes und Herrn: „Mein Sohn!“

Da wurde er von Theodor bemerkt. Dieſer ging langſam auf ihn zu, ſtand vor ihm, ſah ihn flehend an, bat inbrünſtig: „Deine Hand, mein Vater! Lieber Vater, ein einziges Mal, ein allerletztes Mal deine Hand! Wenn nicht zur Verſöhnung, ſo doch zum Abſchied.“

Schon wollte Paſtor Emanuel ſeine zitternde Rechte ausſtrecken, als ſein Blick auf die Tochter der Wellerin fiel. Er zuckte zurück, fragte mit heiſerer Stimme: „Bleibt das Weib bei dir?“

„Ja.“

„Trenne dich von dem Weibe und ich reiche dir meine Hand.“

„Das kann ich nicht, darf ich nicht.“

„Scheide dich von dem Weibe und ich nenne dich wieder meinen Sohn!“

Sein Sohn antwortete: „Sie bleibt meinetwillen am Leben. Alſo gehört mein Leben fortan ihr.“

„Die Geliebte eines andern Mannes?“

„Chriſtus vergab der Ehebrecherin.“

„Alſo verzeihſt auch du? ... Antworte! ... So antworte doch!“

„Ich habe ihr nichts zu vergeben.“

Schweigend wandte ſich ſein Vater von ihm ab. ...

Den Zug, mit dem Paſtor Emanuel in entgegengeſetzter Richtung von ſeinem Sohne Weimar verließ, beſetzten zum großen Teil junge Leute. Sie fuhren in den Thüringer Wald zum Schneeſport. Männlein und Weiblein bildeten ein gar friſches, fröhliches Gemeinweſen, von dem der Vater, der keinen Sohn mehr beſaß, ausgeſtoßen war. Eine dunkle Geſtalt, ſaß er an ſeinem Platz und mußte das luſtige junge Leben über ſich ergehen laſſen, wie der Gerechte ſich in Gottes Namen die ſündhafte Welt gefallen laſſen muß:

ändern kann er sie doch nicht! Aber selbst der unerbittliche alte Herr gestand sich, daß in der harmlosen Art des Völkleins nichts lag, daran der strengste Sittenrichter hätte Anstoß nehmen können: es war eben Jugend und das, was in allen Zeiten und bei jedem Geschlecht das Recht der Jugend ist.

Wenn das junge Geschlecht so gutartig und harmlos beschaffen sein sollte, wie diese Frohen waren, so —

Das war jedoch ein Gedanke, dem der Greis nicht nachhängen durfte: er, der soeben erst über einen dieses Geschlechts einen Sieg erfochten hatte. Denn dieses Mal war es ein Sieg gewesen!

Zu dem nämlichen Geschlecht, daran selbst ein Schwarzseher seine Freude hätte haben können, gehörten schließlich auch jene beiden: der abtrünnige Geistliche und die zuchtlose Schauspielerin, die sich jetzt zusammentaten, ein abschreckendes Beispiel, wohin es in dieser Zeit des Umsturzes aller sittlichen Begriffe führen konnte.

„Eisenach!"

Pastor Emanuel stieg aus.

Trotz seines Triumphes hatte er heute keinen guten Tag, so strahlend die Sonne auch schien. Nur mühselig kletterte er aus dem Wagen auf den Bahnsteig hinab. Der Schaffner wollte ihm behilflich sein. Der alte Herr hatte indessen fremde Hilfe nicht nötig — noch nicht.

Machte er denn solchen gebrechlichen Eindruck? Er, der noch soeben erst so stark gewesen war. Fast wäre er gestrauchelt, gefallen. Er faßte seinen Knotenstock — ein echter Ziegenhainer war's aus seiner jenensischen Studentenzeit — mit umklammerndem Griff und schritt aufrecht davon, der weißen Höhe entgegen.

Dort oben lag sie, hoch über ihm: die Wartburg! Wie von Seraphshänden emporgehoben, leuchtete die geliebte Stätte über einer glanzvollen Tiefe unter einem glanzvollen Äther. Denn Glanz war an diesem Tage alles, eitel Himmelsglorie.

Als Pastor Emanuel auf steilem Wege den Schloßberg

hinanſtieg, umfunkelte ihn wie ein Zauberhain der bereifte Wald. Jetzt verhüllte die Burg weißes Gewölk. Aber jetzt — plötzlich durchbrach die Sonne den Dunſt und, von gewaltigen Strahlen umfloſſen, ſchwebte ein goldenes Kreuz über dem Haupte des Greiſes hoch in der Luft. Es war, als ſenkte es ſich — ein leuchtendes Symbol — vom Himmel zur Erde hernieder, die eines göttlichen Wunders nur zu ſehr bedurfte, auf daß ſie frei ſtehe und ſtark bleibe im Glauben.

Paſtor Emanuel erreichte die Höhe. Er ſchritt durch das finſtere Tor, das einſtmals den Junker Jörg eingelaſſen und durch das ſich eine wahre Lichtflut über die dunkle Welt ergoſſen hatte. Er ließ ſich das Lutherzimmer aufſchließen und bat: man möge ihn daſelbſt für eine kleine Weile allein laſſen.

Als der Burgführer nach kurzer Zeit wiederkam, fand er den Geiſtlichen vor dem Tiſche, an dem Martin Luther ſeine Bibelüberſetzung vollbracht, in inbrünſtigem Gebet niedergeſunken.

Ein Gebet war's, in dem Paſtor Emanuel ſeine Seele aushauchte.

Auch er war ein Kämpfer geweſen. Alſo gebührte auch ihm des Kämpfers letzter Lohn: die Palme des Friedens.

Ende

Andere Werke von

Richard Voß

ſind auf der nächſten

:·: Seite angezeigt :·:

Im gleichen Verlag erſchienen von

Richard Voß

Ägyptiſche Geſchichten. Zwei Bände in Schutzkarton

Zwei Menſchen. Roman in drei Teilen. Geſchenkausgabe

In Engelhorns Romanbibliothek:

Die Herzogin von Plaiſance. Roman
(Auch in der Liebhaberausgabe von Engelhorns Romanbibliothek erſchienen)

Cenzl von der Blauen Genziane. Roman

Kinder des Südens. Römiſche Geſchichten

Die Sabinerin — Felice Leſte — Die Mutter der Catonen. Römiſche Dorfgeſchichten

Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen

Villa Falconieri. Die Geſchichte einer Leidenſchaft. Roman

Der gute Fra Checco und andere Geſchichten

Ein Königsdrama. Roman aus einem deutſchen Herrſcherhauſe

Die neue Circe. Eine italieniſche Dorfgeſchichte

Die Reiſe nach Mentone. Eine Geſchichte von der Riviera. Roman

Samum. Roman aus dem modernen Rom

Die Schuldige. Roman

Romeo und Julia im Albanergebirge. Eine römiſche Liebesgeſchichte

Zu haben in allen Buchhandlungen und auf Bahnhöfen

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

Die Elektrizität
und ihre Anwendungen

Von Dr. L. Graetz,

Professor an der Universität München

:: Mit 667 Abbildungen ::

16. Auflage (67.—76. Tausend)

Preis eleg. gebunden 9 Mark

Professor Dr. Kübler, Dresden

schreibt über das Buch in „Berg- und Hüttenmännische Zeitung“:

„Wenn mich jemand fragte, welches Buch ich ihm für mühelose, d. h. leichtverständliche Einführung in das weite Gebiet der physikalischen Grundlagen der Elektrotechnik, das ist der Anwendungen der Elektrizität, empfehlen könnte, so würde ich, ohne mich einen Augenblick zu besinnen, aus vollster Überzeugung sagen: Den Graetz.

Es gibt nur einen ‚Graetz‘, es gibt auf dem Gebiete nichts Besseres und es dürfte auch nicht ganz leicht sein, etwas Besseres zu schaffen . . .“

Kurzer Abriß der Elektrizität

Von Dr. L. Graetz,

Professor an der Universität München

:: Mit 173 Abbildungen ::

Siebente vermehrte Auflage (31.—35. Tausend)

Preis elegant gebunden 3 Mark 50 Pfennig

Dinglers polytechnisches Journal, Stuttgart:

Unterstützt von zahlreichen guten Abbildungen und einer allen Anforderungen Rechnung tragenden Ausstattung, ist dieses Werk als einer der besten Beiträge auf dem Gebiete der populären elektrotechnischen Literatur zu bezeichnen. A. P.

Zeitschrift für Elektrochemie:

Graetz ist einer der erfolgreichsten Schriftsteller auf dem Gebiete der elementaren Darstellung über Elektrizität. Ref. kennt kein besseres Buch für den ersten Anfang elektrischer Studien. Der Anfänger, der begonnen hat, es zu lesen, wird es auch durchlesen. H. D.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

Als überaus praktiſches Hausbuch und nützliches Geſchenk für junge Hausfrauen und ſolche, die es werden wollen, empfehlen wir

Das Hausweſen

nach ſeinem ganzen Umfange dargeſtellt in Briefen an eine Freundin

mit Beigabe eines vollſtändigen Kochbuches

von

Marie Suſanne Kübler

Sechzehnte, weſentlich vermehrte und verbeſſerte Auflage, bearbeitet von Pauline Klaiber

Mit zahlreichen Abbildungen und einer farbigen Pilztafel

Preis in Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pf.

Johannes Scherr ſagt von dieſem Buche in der „Gartenlaube“: „Tauſenden und wieder Tauſenden von jungen Mädchen, jungen Frauen und jungen Müttern iſt die Verfaſſerin dadurch eine Lehrerin und Führerin, geradezu eine Wohltäterin geworden, und gar mancher junge Ehemann hatte, ohne es zu wiſſen, vollauf Urſache, der ‚Marie Suſanne Kübler‘ dankbar zu ſein.“

Kein anderes Werk bietet einen ſo reichen Inhalt
⊕⊕ zu ſo billigem Preis ⊕⊕

Zu haben in allen Buchhandlungen

Im Verlage von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart erſchienen folgende

Romane in feinen Geſchenkbänden:

Carry Brachvogel, Die Könige und die Kärrner 5 Mark
Robert Wehrlin, Der Fabrikant . . . . . 5 Mark
Hanns v. Zobeltitz, Die Prinzeſſin aus Java . . 5 Mark
—„— Die herbe Gräfin . . . . . 5 Mark
Paul Oskar Höcker, Der ungekrönte König . . 5 Mark
—„— Die lachende Maske. Theaterroman . . 5 Mark
—„— Muſikſtudenten . . . . . 5 Mark
Fedor v. Zobeltitz, Meerkatz . . . . . 6 Mark
—„— Eva, wo biſt du? . . . . . 6 Mark
Ida Boy-Ed, Nichts über Mich! . . . . . 5 Mark
Richard Skowronnek, Schweigen im Walde . . 5 Mark
—„— Armer Henner . . . . . 5 Mark
—„— Der rote Kerſten . . . . . 5 Mark
Ernſt v. Wolzogen, Der Bibelhaſe . . . . . 4 Mark
Oſſip Schubin, Im gewohnten Geleis . . . . 7 Mark
—„— Vollmondzauber . . . . . 7 Mark
Kate Douglas Wiggin, Rebekka vom Sonnenbachhof . . . . . 4 Mark

Zu haben in allen Buchhandlungen

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

Allen denkenden und ernsten Menschen
empfehlen wir wärmstens unsre Sammlung

Lebensbücher

(Gesamtauflage jetzt 230000 Exemplare)

Ausführlicher Prospekt steht gern zu Diensten

Bisher erschienen sind:

		Gebunden
Ralph Waldo Trine,	In Harmonie mit dem Unendlichen	M. 3.50
—„—	Was alle Welt sucht	M. 3.50
—„—	Der Geist in dir sei dein Berater . . .	M. 3.50
—„—	Vom köstlichsten Gewinn. Neu 1913 . .	M. 2.—
—„—	Auf dem Wege zur Wahrheit	M. 1.—
—„—	Charakterbildung durch Gedankenkräfte .	M. 1.—
—„—	Das Größte, was wir kennen	M. 1.—
Orison Swett Marden,	Was dir gegeben, bring es zum Leben!	M. 4.—
—„—	Wer sich viel zutraut, der wird viel leisten	M. 3.50
—„—	Die Macht des Gedankens	M. 3.50
—„—	Die Wunder des rechten Denkens . . .	M. 3.50
—„—	Kraft, Gesundheit und Wohlstand . . .	M. 3.50
—„—	Selbstsucht und Selbstzucht.	M. 3.50
—„—	Was du tust, das tue recht!	M. 1.—
Max Müller-Oxford,	Leben und Religion . .	M. 4.—
	In Leder	M. 6.—
Sheldon Leavitt,	Wege zur Höhe	M. 3.50
Ella Lyman Cabot,	Alltagsethik	M. 4.—
Dr. Gustav Beißwänger,	Wir Christen von heute	M. 3.50
G. W. Zimmerli,	Wer ist gebildet?	M. 3.50

Die Sammlung wird fortgesetzt
Zu haben in allen Buchhandlungen

000787

Das gastliche Haus. Von **J. W. Tompkins.** Aus dem Englischen.

Der Widerspenstigen Zähmung — so könnte man das Thema dieses allerliebsten Romans nennen, der sich in dem Hause eines Nervenarztes abspielt und durch einen unerschöpflichen, von warmer Menschenliebe durchleuchteten Humor auszeichnet.

Der gemordete Wald. Von **Fedor von Zobeltitz.** 2 Bände.

Ein ungewöhnlich höchst spannender Bauernroman aus der Mark, der die knorrige Eigenart jenes vielverkannten Menschenschlags mit starker Gestaltungskraft und einem Reichtum an feinen Zügen schildert.

Ein Gemeindekind. Von **T. Combe.** Aus dem Französischen.

Voll lebhafter Anteilnahme und Spannung leben wir die erschütternde Jugend dieses Gemeindekindes mit und genießen dabei in vollen Zügen die tiefe Seelenkenntnis, warme Menschenliebe und kraftersüllte Sprache des Autors.

Pastings Duve. Von **Marianne Mewis.**

Humor und Ernst kommen in diesem überaus fesselnden Liebes- und Familienroman, dessen Hintergrund der gewandt verwertete mecklenburgische Verfassungskonflikt bildet, in gleichem Maße zu ihrem Recht, und der nicht ganz gerade, aber stets sichere Flug des „Pastorstäubchens" zu seinem heiß ersehnten Ziele ist zum Ergötzen gut der Natur abgelauscht.

Raffles als Richter. Von **E. W. Hornung.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die großartigen Abenteuer des famosen Gentleman-Gauners, den unsere Leser schon in „Die schwarze Maske" und „Ein Einbrecher aus Passion" kennen gelernt haben, nehmen hier ihren Fortgang, wobei sich zeigt, daß die nachtschwarze Seele des Helden bei aller Verruchtheit dennoch einige tröstliche Lichtpunkte aufweist, die nur dazu angetan sein werden, die große Zahl seiner unbedingten Verehrer zu vermehren.

Lenzi von der blauen Genziane. Von **Richard Voß.**

Brausend, klar und hart weht die Höhenluft durch diese erschütternde Geschichte einer allesvernichtenden Leidenschaft und eines sie überwindenden Liebestods, in vollen Akkorden, wie nur Voß sie zu greifen versteht.

Leslie und ihre Verehrer. Von **Anne Warner.** Aus dem Englischen.

Mit ganz köstlichem Humor und Witz sind hier die Erlebnisse einer jungen amerikanischen Witwe in englischer, amerikanischer und deutscher Gesellschaft geschildert.

Der Roman einer Hofdame. Von **Ruth Freifrau von Gagern-Kospoth (Ruth Gräfin Fau).** 2 Bände.

Dieser anmutig indiskrete Roman der ebenso gewandten wie klugen und sachverständigen Verfasserin gibt ein treues Spiegelbild jener undurchsichtigen Verhältnisse, die dem Uneingeweihten eine ununterbrochene Reihe von Glück und Rausch zu sein scheinen, in Wahrheit aber ein Gewebe intimster Tragödien sind.

Der Inspektor auf Siltala. Von **Harald Selmer-Geeth.** Aus dem Schwedischen.

Ein einsames Gut in Finnland ist der Schauplatz dieser außerordentlich unterhaltenden Geschichte, deren Held, ein durch den Alkohol bedenklich angebrannter gräflicher Junggeselle, sich auf eine ebenso erfreuliche wie amüsante Weise kurieren läßt.

Der Nebelreiter und andere Geschichten. Von **Helene Raff.**

Die fünf Novellen dieses prächtigen Bandes erzählen von ernsten seelischen Konflikten, zumal von den Irrungen, darein die Handelnden durch eigene und fremde Schuld verstrickt werden. Wir sehen sie ringen und leiden, bis eine Schicksalswende oder ein befreiender Entschluß die verworrenen Fäden zerreißt und dem inneren Recht zum Siege verhilft.

Die letzte Karte. Von **Henry de Vere Stacpoole.** Aus d. Englischen. 2 Bde.

Die herzerfrischende Salzluft der irischen Westküste weht durch diese ergötzliche Erzählung, in welcher der prachtvoll gezeichnete Pferdezüchter Michael French durch den Sieg seines einzigen, zärtlich aufgezogenen Rennpferdes Garryowen vor dem gänzlichen Ruin bewahrt wird.

Neunundzwanzigster Jahrgang

Die Liesegang-Mädchen. Von **Victor v. Kohlenegg.** 2 Bände.

„Das Glück bei den Lauen, das Leid bei den Heißen — diese bittere Lebenswahrheit ist der Inhalt des Romans. Es ist ein kunstvoll gebautes, ein menschlich gemütswarmes Buch, das nicht nach irgend einer Richtung schielt, sondern nichts andres will, als mit starkem schöpferischen Willen und Können zu den Gemütern derer zu sprechen, denen auch der Alltag des bürgerlichen Lebens genug der Nachdenklichkeit bietet."

(Kölnische Zeitung.)

303604146R

TAYLOR INSTITUTION LIBRARY
OXFORD OX1 3NA

PLEASE RETURN BY THE LAST DATE STAMPED BELOW

Unless recalled earlier

Das Glück des Hauses Rottland. Von **Julius K. Haarhaus.**

Ein hochoriginelle Eifelroman von einem alten Freiherrn und seiner jungen Frau aus niederm Stande, von Glücksvögeln und Kühen! Alles ist fein humoristisch, teilweise mit kräftigem Realismus gegeben und doch rührend und poetisch ausklingend.

Tragödien der Zeit. Von **Richard Voß.** 2 Bände.

Das jüngste Werk des Dichters führt uns in die Stadt Goethes und Schillers, in das Weimar der letzten Jahre; es ist ein hinreißendes Zeitgemälde, das Voß hier mit seiner Meisterhand vor uns entwirft. In Charakteren, Einzelgestalten von monumentaler Größe und Einfachheit zeichnet er die widerstreitenden Strömungen unsrer heftig gärenden Zeit.

Die Liebhaber-Ausgabe

von

Engelhorns

Roman-Bibliothek

bringt eine Auslese der besten und beliebtesten Romane unsrer Sammlung, auf besonders feines Papier gedruckt und in schmiegsames Kalbleder mit künstlerischer Rückenzeichnung gebunden.

Erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen sind:

Boy-Ed, Hardy von Arnbergs Leidensgang	**M. 3.50**
v. Gagern-Kospoth (Gräfin Fau), Der Roman einer Hofdame .	„ 3.50
v. Kohlenegg, Die Liesegang-Mädchen	„ 3.50
v. Kohlenegg, Die schöne Melusine	„ 3.50
Stratz, Die Faust des Riesen . .	„ 3.50
F. v. Zobeltitz, Das Heiratsjahr .	„ 3.50
Böhlau, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten	„ 2.50
Burnett, Der kleine Lord . . .	„ 2.50
Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen	„ 2.50
Voß, Die Herzogin von Plaisance	„ 2.50

Die Sammlung wird fortgesetzt

Entzückender Geschenkartikel